

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

**Karl Domanig. Ein Lebens- und Persönlichkeitsbild von E.
M. Hamann. Literarisches Selbstporträt. Der
Katholizismus in der Literatur. Wanderbüchlein mit
Nachtrag neuerer Gedichte. Der Abt von Fiecht. ...**

Domanig, Karl

Kempten, 1914



Univ.-Bibliothek Innsbruck

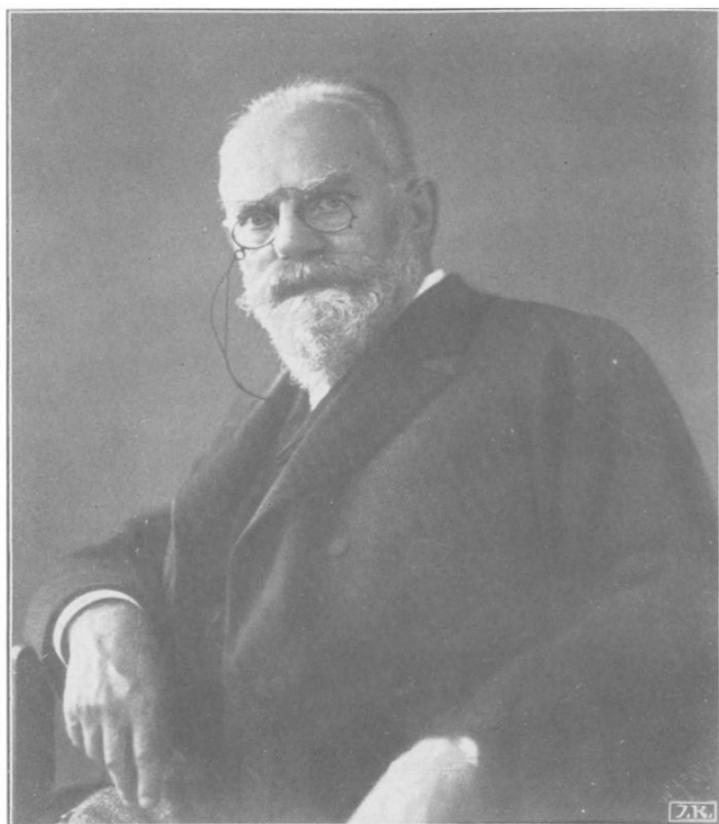
40484 / 1

OMANIG



VERSAMMELUNGSWERKE

40484



Karl Domanig.

Karl Domanigs Gesammelte Werke

Erster Band

Karl Domanig. Ein Lebens- und Persönlichkeitsbild von E. M. Hamann. — Literarisches Selbstporträt. — Der Katholizismus in der Literatur. — Wanderbüchlein, mit Nachtrag neuerer Gedichte. — Der Abt von Siecht. Eine poetische Erzählung. — Um Pulver und Blei. Eine epische Dichtung.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung
Kempten und München
1914

UB INNSBRUCK



+C81000305

(40. 484 / 1)

Karl Domanig.

Ein Lebens- und Persönlichkeitsbild
von E. M. Hamann, Scheinfeld i. Mittelfranken.

Es ist schön und erhebend, das eigene Volk immer wieder auf die vorbildlichen Großen, die alle kennen, hinzuweisen. Es ist noch schöner, noch erhebender, weil in sich verantwortlicher, Augen und Herzen dieses Volkes auf einen großen Vorbildlichen hinzulenken, dessen Ruhm sich nur mählich ausgestalten durfte, der zu jenen zählte, an denen Tausende lange vorübergingen und =gehen; der selber die Ernte der von ihm mit willigen Händen ausgestreuten Saat erst für eine fernere Zukunft erhoffen zu sollen glaubte.

Zu den bleibenden Freuden meines Lebens rechne ich, daß es mir vergönnt war, mit Erfolg ein erstes vereinheitlichendes Licht auf die rein menschliche sowie künstlerische Persönlichkeit des Mannes zu richten¹⁾, dessen Gesamtwerk wir in der vorliegenden Veröffentlichung mit Dank begrüßen.

1) In der 1909 bei Friedrich Alber-Ravensburg erschienenen Monographie „Karl Domanig. Eine Studie.“

Man hat mich sehr bald, schon zu einer Zeit, da ich mit dem Dichter kaum zweimal zwölf Stunden persönlichen Zusammenlebens geteilt hatte, zu den „Kennern“ Domanigs: nicht nur seines Schaffens, sondern auch seines Lebens und seiner Wesenheit, gerechnet. Ich habe nie über solche ehrende Zuerkennung zweifelnd gestutzt, so tief ich sie immer faßte. Bedeutende, geschlossene Charaktere wie diesen „kennt“ man freilich nicht so leicht. Domanig aber prägte stets in allem sich selber aus. Mochte man ihm ins Auge schauen oder sich in seine Dichtung versenken: immer war es die Vollpersönlichkeit eines Echten, eines lautereren, markigen Edelgesinnten, die sich in Blick und Wort, in dem Ergebnis einer begnadeten Schaffensstunde ausprägte. Freilich, um ihn, den Tiefgründigen, von warmer, offener Herzlichkeit, aber dennoch zutiefst herb-keuscher, zugleich leise humorvoller Zurückhaltung, ganz zu begreifen, mußte man ihn unmittelbar verstehen: in all den feinen Licht- und Schattenwirkungen seiner köstlichen inneren Aufgerektheit, bis tief hinein in seines Wesens Kern, von woher das Eigentlichste, das Unvergängliche im Menschen sich auswirkt und ausstrahlt als ein für immer Gegebenes, Verliehenes und dennoch selbständig Erstrebtes und Erworbenes.

Man hat mich des öfteren fragen zu müssen ge-

glaubt, weshalb just ich, die dem meerumschlungenen Schleswig-holsteinischen Flachlande Entstammte, diesen Sohn südlicher Berge als Mensch und Künstler so gut verstehe. Möglich, daß Tyroler- und Holstenart gut zusammensimmen, wie die Einsamkeit des Meeresgestades und die der Hochgebirgswelt; möglich, daß Mutter Natur zwischen den wetterumwogten nordischen Küsten- und den Alpenbewohnern viel mehr starke Fäden wesensverwandter Zugehörigkeit geknüpft hat, als irgend jemand zu ergründen vermag. Tatsache ist, daß, als Karl Domanig und ich einander zum ersten Male (1909) gegenüber traten, dies bereits unter dem gegenseitigen Eindrücke des Verstehens und Verstandenwerdens geschah. Wir standen beide schon an der Altersschwelle, auf gleichem Weltanschauungsboden, hatten beide eine mannigfache, reiche Erfahrung hinter uns, wußten Menschen von Menschen, Geschehenes von Geschehenem zu unterscheiden, kannten und ehrten beide den Ernst des Lebens und liebten den Humor, den mit dem lachenden und dem tränenumflorten Auge. So kam es, daß wir bald um die lebenerkältende Etikette herumschifften und einander als Freunde — wie im bergenden Hafen — sahen, denen ist, als hätten sie eine lange Lebensstrecke mitsammen zurückgelegt, als wisse einer vom andern, auch ohne gesprochenes Wort.

Dem ersten Auge-in-Auge-Austausch folgte ein zweiter, etwas längerer im Frühjahr 1911; zudem gab ein reger Briefwechsel (Ende 1906 bis tief ins Jahr 1913) mir reichliche Gelegenheit, den Menschen und Dichter immer besser zu kennen und zu werten. Es lag nahe, daß er seinem Biographen gegenüber, dem er Vertrauen schenkte, vor allem sich auftat über das, was ihm das Beste bedeutete: sein Geistes- und Gemütsleben, sein engeres und weiteres Vaterland, sein Familienheim, seine Weltanschauung. — In der persönlichen Gegenwart bekundete er sich mir sofort als geborener Dramatiker. Die nicht selten zu flammender Beweglichkeit sich steigernde Rede reihete, unterstützt von der sparsamen, aber unmittelbaren Gebärde, Eindruck an Eindruck von packend dramatischer Anschaulichkeit. Dabei kein Wortüberfluß, jeder Ausdruck stand stramm und fest auf seinem Platz. — An der kernigen Art sich zu geben hätte ich, auch ohne Vorwissen, alsbald den Tyroler erkannt; zudem war es unmöglich, den tyrolischen Akzent bei ihm zu überhören, ganz abgesehen von den dialektischen Wendungen, die sich ihm, dem Hochgebildeten, gewiß ebenso oft gewollt wie ungewollt gleich sprühenden Lichtfunken in den sonst durchaus beherrschten Redefluß mischten. Und erst, wenn er von seinem Tyrol sprechen konnte! Dem heiß, freudig, oft auch schmerzlich ge-

liebten, dem er sich ganz zu eigen bekannte, dem er ganz zu eigen war, dem Blute und der Seele nach.

Der nach eigenem Zeugnisse tyrolische Volksmann Karl Anton Domanig ging hervor aus tyrolischem Volkstum, der tyrolische Dichter aus dem tyrolischen Volke. Seine Ahnen freilich, während langer Jahrhunderte bis ins Mark kerndeutsch trotz des aufs Slawische weisenden Namens, lebten zunächst jenseits der tyrolischen Grenze, bis das Reis der Domanigfamilie dem tyrolischen Stamme für immer eingesenkt wurde: wann, wo, wie und auf welche weitere Entwicklung hin, erzählt das dieser Studie folgende „Literarische Selbstporträt“ des Dichters. Hier seien nur einige Ergänzungen gegeben:

Die Heirat der beiden Söhne des Urgroßvaters Elias Domanig mit den Töchtern des Postmeisters und Gastwirtes Rott von Schönberg am Brenner bahnte die Verbindung mit den vornehmsten der stets so angesehenen Tyroler Wirtsfamilien an. Elias, der ältere der Brüder, ursprünglich Kaufmann, wurde Nachfolger des Schwiegervaters und durch Ehrenwahl Gerichtskassier von Stubai. Er genoß des Sandwirtes volles Vertrauen, beherbergte und förderte ihn durch Rat und Tat unmittelbar vor dem Aufstande und zumal vor den Schladchten am Berge Isel, erlitt Plünderung, Gefangenschaft sowie schädigende Mißhand-

lung und galt seinem Lande mit Recht als Held und Märtyrer der heiligen Sache.

Der elfte seiner fünfzehn Kinder: Johann, der als Knabe auf Hofers Knien geritten hatte, ließ sich 1827 als Kaufmann in Sterzing am Eisak nieder, wo er ein Haus und Handelsgeschäft ankaufte, wachsenden Wohlstand und allgemeines Ansehen erwarb (er wurde wiederholt zum Gemeinderat gewählt) durch seine Berufs- und Charaktertüchtigkeit, seine kernige Frömmigkeit und echte Güte. Bei aller Friedensliebe durchglüht von Patriotismus, kam der bescheidene, auch in der Bildung kindlich einfache Mann doch nicht über die der nationalen Erhebung folgenden schweren Enttäuschungen für Land, Volk und Familie genügend hinweg, um sich zu den wenigen zu stellen, die damals schon das geleistete, an sich und in den Folgen gewaltige heimische Heldentum vollauf zu würdigen wußten. — Seit 1842 verwitwet nach neunjähriger erster Ehe mit der Kaufmannstochter Anna Freiseisen, gab er 1848 seinen fünf Kindern eine Mutter wieder in Juliana Obrist, Tochter des hervorragenden Freiheitskämpfers Anton Obrist, Stögerbauer zu Stans im Oberinntal, Vater des tyrolischen Bauerndichters Hans Obrist, Verfassers der beliebten volkstümlichen (neuhochdeutschen) Gedichtsammlung „Zither und Schwert, Zeitbilder des Jahres 1848“ und Oheim des

ebenfalls als Lyriker und Erzähler bekannten Johann Georg Obrist, der frühzeitig auf Karl Domanig poetisch einwirkte, sogar selbst einige Gedichte des Kindes veröffentlichte.

Den stärksten, unmittelbarsten Einfluß auf den Knaben übte die Mutter selbst, die ihm am 3. April 1851 als ihrem zweiten Kinde und ältesten Sohne das Leben schenkte¹⁾. Stets hat er das Andenken beider Eltern hochgehalten, wie ihm überhaupt der Zug mustergültiger Familienpietät anhaftete²⁾. Aber klar und tief dankbar hat er es immer wieder ausgesprochen, daß er das ausschlaggebende Beste seiner Veranlagung der Mutter schulde. So heißt es in dem Gedichte „Meiner Mutter. Zur Feier ihres 80. Geburtstages“ (Wanderbüchlein), des guten, trefflichen Vaters Beispiel, still und gesetzt, schwebt ihm heute

1) Er hatte fünf Stief- und sechs eigene Geschwister; von allen überlebte ihn nur die um fast zwei Jahre ältere eigene Schwester Julie verw. Frau Prof. Dr. Wolf-Junsbrück.

2) Das bezeugen auch seine monographischen Arbeiten über Anton Obrist, Elias Domanig und die der Familie Domanig verwandten „Kronenwirtsleute von Hall“: „Jos. Ign. Straub und Rosa Straub“ (S. 21. und 22. Bändchen der geschichtl. Sammlung „Anno Neun“, Verlag der Innsbrucker Vereinsbuchhandlung); ferner „Anton Obrist, Stögerbauer in Stans“ (1. Heft der Zeitschrift „Die Kultur“ 1908); endlich „Zur Ehrenrettung des Joseph Ignaz Straub“ („Unterrinntaler Bote“ vom 13. Mai 1911).

noch vor, doch der Mutter, die ihn geboren und sorglich erzogen, verdanke er gewiß das meiste, das er besitze:

Viel am Körper und mehr am Geiste: den Sinn für das Schöne Und des Willens elastische Kraft; den heiligen Schatz dann, (Nennt es Glauben, Liebe — den Trost und Inhalt des Lebens!) Den mir sie in der Zeiten umstrittenster treulich behütet. Wahrlich, was ich erreicht, wie viel es sei, durch das Erbe, Das mir mutterhalb ward, nicht anders wär's mir geworden.

Die schlichte, hochsinnige Frau hatte als einzige „Ausbildung“ den zweimaligen Winterunterricht einer Dorfschule genossen, sich aber späterhin derartig selbstständig innerlich aufgebaut, daß geistvolle Männer wie Professor Schönach, Alois Flir und Hermann von Gilm ihre Gesellschaft suchten, dieser ihr auch zahlreiche eingehende Briefe von Bruneck nach Schwaz schrieb.

Sowohl Johann wie Juliana Domanig erzogen ihren Sohn in der Tradition der Kirche und des Vaterlandes, lehrten früh sein Herz für beide sich aufstun. Als Jüngling (s. auch „Literar. Selbstporträt“) hat er vorübergehend einen Kampf gegen Zweifel und Freigläubigkeit bestehen müssen, um dann freilich um so fester auf dem geheiligten Boden Fuß zu fassen; der Liebe zur Heimat aber ist er unentrückbar treu geblieben. — Der in Landschaftlicher Schönheit prangende Boden, auf dem seine Kindheit sich entfaltete,

war gesättigt und umwoben von historischen Erinnerungen. Der Dichter selbst hat uns gelegentlich des Jubiläumsjahres, da auch sein Heimatstädtchen ein Erinnerungsdenkmal an die große Zeit aufriechtete und enthüllte, über die einschlägige Bedeutung Sterzings in der ihm eigenen markig-innigen Weise berichtet (Reichspost, Morgenblatt 29. Juli 1911, „Sterzing im Jahre 1809“). Die historische Bedeutung der Stadt und Umgebung entwirft er da in plastisch überzeugenden Strichen. Nachdem er den Heldenmut einzelner Persönlichkeiten dargetan hat, bemerkt er: Zumeist seien es ja außer uns liegende Umstände, die nicht den sittlichen Wert, wohl aber die Folgen, die historische Tragweite unserer Handlungen bedingen. Für Sterzing falle da insbesondere dessen zentrale Lage in Betracht und die durch den Tauferpaß vermittelte Verbindung mit Passeier, dem Heimattale Andreas Hofers. „Die Ereignisse in Sterzing haben, eben weil sie sich im Herzen des Landes abgespielt, eine größere Bedeutung als etwa die Gefechte an den Grenzen Tyrols, am Struberpaß oder an der Lienznerklause, und für das Leben des Sandwirtes ist die Talsohle von Sterzing zum Schauplatz seiner wichtigsten Handlungen geworden.“ Und nun fallen die wuchtigsten Hammerschläge des Historikers:

Im Mai sei Sterzing vom Sandwirt zum

Sammelpunkt des Landsturmes bestimmt worden. Von hier aus habe er selbst seine Unterhandlungen mit den österreichischen Generalen Chasteler im Pustertal und Buol am Brenner angeknüpft, um sie zum Verbleiben zu bestimmen; von hier aus habe der Oberkommandant in einem „Karrner Wagele“ den Weg zum Berge Isel angetreten. Und vollends „in jenen heißen Augusttagen“ sei die Entscheidung recht eigentlich in Sterzing gefallen. Denn wenn auch schon die Affären im Pustertale und an der Pontlaßbrücke die Strategie des Feindes durchkreuzt hätten, seine Niederlage sei in der Talenge zwischen Sterzing und dem Brigener Klausel besiegelt worden. Hier, wenn irgendwo, habe die Kriegskunst Rouners und des Herzogs von Danzig völlig versagt; als ein (entmutigter) Geschlagener, fluchtartig und in heillosem Wirrwarr sei Marschall Lefebvre nach Innsbruck zurückgekehrt, und man dürfe vielleicht behaupten, daß schon damals, noch vor dem 12. und 14. August, der allgemeine Rückzug des Feindes beschlossene Sache gewesen sei. „Um aber nun von Andreas Hofer zu sprechen: Hier in Sterzing hat der Sandwirt im Jahre 1809 zum erstenmal den Kampflaß betreten. Hier hat er im Mai das Oberkommando übernommen, und zu Sterzing hat er es auch zurückgelegt, in jenem vom

8. November datierten Aufruf, von dem er freilich später („I han nit anders könnt,“ wie er sich in einem gleichen Falle zu Danen äußerte) wieder abgegangen ist.“ Und jetzt der Schlusssatz: „Den geheiligten Berg Isel ausgenommen, auf dem sich immer der letzte Akt jedes einzelnen Schauspieles abspielt, gibt es keine Gegend in Tyrol, die für die Geschicke des Landes im Jahre 1809 von größerer Bedeutung gewesen wäre. Die Sterzinger haben ein volles Recht, an diese Bedeutung ihrer Heimat durch ein Denkmal zu erinnern, sie haben doppelt recht, weil sie selber sich die Ideale, für die ihre Vorfahren gekämpft, in beispielhafter Treue bewahrt haben.“

Da sehen wir den warmen patriotischen und lokalpatriotischen Stolz des Sprossen eines heroischen Geschlechtes und des Sohnes eines in geschichtliche Erinnerung eingebetteten Städtchens, dem nicht er, sondern das — nach seinem Gefühl — ihm Glanz verleiht. Nirgends konnte ihm, eben kraft dieses von ihm aufs treueste gewährten Bewußtseins organischer und seelischer Zugehörigkeit, höhere Ehre erwiesen werden als dort. Dafür zeugt die folgende, vom 27. März 1911 datierende Stelle aus unserer Korrespondenz: „Jetzt, das muß ich Ihnen doch mitteilen: meine Vaterstadt Sterzing hat mich zu ihrem Ehrenbürger ernannt. Wissen Sie, daß mir diese

Überraschung eine der größten Ehrungen bedeutet, die ich mir denken kann — die ich mir hätte träumen lassen?! Sehen Sie, wenn das Alter heranhumpelt, dann gibt's so allerlei! Als wenn uns der I. Gott entschädigen wollte für die beschwerlichen Tage . . . Wenn das jetzt mein Vater, der selber ja lange im Stadtmagistrat saß, wenn das meine Mutter erlebt hätte!“

Ja, das „Tyrolerblut saß“ ihm je und je „im Blute“: mit seiner glühenden Liebe zur Heimat der Scholle und des Vaterlandes, mit der drängenden Lust schon des Kindes zum tapferen Dreinfahren. Das Kriegsjahr 1859 kam — da sah der Achtejährige zum erstenmal einen Durchzug von Truppen: der österreichischen gen Italien, und der helle Junge machte sich zum „militärischen“ Führer seiner Schulkameraden, wie es das „Literarische Selbstporträt“ erzählt. 1866 wiederholte sich das nie vergessene Schauspiel — und der Fünfzehnjährige wäre brennend gern mitgezogen als Tyroler Schütze! Das aber sollte nie sein trotz aller Sehnsucht nach „heißem Männerkampf“. Ein guter Schütze war er von früh an. Der Vater sah die eigene Jagdlust als Erbteil auflodern im Sohne, da schenkte er dem Zwölfjährigen eine Flinte zu persönlichem Besitz. Der Junge aber wußte nichts besseres als in die Berge zu steigen

und trotz der ihm fürs Leben anhaftenden Kurzsichtigkeit falkenäugig mit seinem Geschoß einen fast zwei Meter klasternenden König der Lüfte aus seinem stolzen Reiche herunterzuholen — eine Vorbedeutung gehobenen Sinnes, achte ich, für die Zukunft des Mannes.

Zuvor hatte die Gesundheit des zehnjährigen Bübchens den Eltern Sorge gemacht; so schickten sie ihn zur Erstarkung nach Siedt bei Schwarz in die Vorbereitungsschule des dortigen Benediktinerklosters. Dann folgten drei Jahre am Brigener Gymnasium, des weiteren — wegen etlicher Studentenstreichelein — zwei am fürsterzbischoflichen Borromäum in Salzburg. Hier befiel ihn zunächst das Heimweh, dann der durch Homer genährte poetische Drang. Er schmiedete lateinische Verse, denen Iyrische in der Muttersprache folgten. Am 24. Juni 1866 kam eine neue, mächtige Anregung. In der vierten Gymnasialklasse war deutsche Schularbeit angesetzt. Der Professor ließ auf sich warten. Endlich erschien er leuchtenden Angesichtes: „Kinder, ein großer Sieg ist erfochten! Erzherzog Albrecht hat bei Custozza gesiegt. Schreibt jetzt ein Danklied — eine Hymne — was ihr wollt!“ Und Professor Jos. Gaßner erzählt in der Lebensskizze seines Freundes (Dichtersstimmen XII. Jahrgang 1897, 2. Heft): „Der Schü-

ler Domanig schrieb ein gereimtes Gedicht, über das der Professor staunte, das im ganzen Professorenkollegium die Runde machte.“ So hatte der patriotische Geist den ersten größeren dichterischen „Wurf“ in ihm gezeitigt.

Zur Belohnung für geübten Fleiß nahm der Vater den Sechzehnjährigen in die engere Heimat zurück und schickte ihn Herbst 1867 ins Meraner Konvikt. Hier stieg an seinem Glaubenshimmel jene drohende Wolke auf, von der das „Literarische Selbstporträt“ berichtet. Gefährliche Lektüre und gefährliches Beispiel! Kein Wunder, daß der Mann Domanig immer beides so feurig bekämpfte. Für den Jüngling war es letzten Endes ein Glück, daß ihm 1869 die Veruneinigung mit einem Erzieher den Meraner Aufenthalt unterbrach. Nun folgte ein Intermezzo des Privatstudiums daheim, das ihm die Bewältigung des siebenten Kursus glänzend, zugleich auch sonst Unschätzbares sicherte: die Zurückerringung seines positiven Glaubens und die Neugewinnung eines bewußten tiefen Verständnisses des heimatischen Natur- und vor allem Volkslebens. Denn zuerst in jenen Tagen ist er in dieses tatsächlich besitzergreifend eingedrungen, und eben dadurch erwuchs die Grundlage der bewundernswerten Lebenstreue, die alle seine Zeichnungen des typisch und individuell gegliederten

Volkscharakters befeelt. Er selbst pries von da ab diese Zeit, da er „selbständig denken und arbeiten lernte“, und da er eng verkehren durfte mit dem „homerischen Bauernvolke“ der Sterzinger Gegend, in dessen Denk- und Sprechweise er sich unmittelbar denn je einfühlte, als „eine der schönsten seines Lebens“. Das neue Ankerwerfen im Glaubenshafen verdankte er gewiß zum Teil dem Umgang mit diesen kernhaften, treuen Söhnen der Kirche, wenn auch nicht zuletzt einem begeisterten Studium Dantes, von dem er damals zwölf Gesänge auswendig lernte, und vor allem der religiösen Atmosphäre des elterlichen Hauses.

Dieses traf vor dem Abiturium des Sohnes ein schwerer Verlust, den Karl Domanigs „Familien-Kalender“ folgendermaßen bezeichnet: „Am 1. April 1870 um 4.10 nachm. ist mein teurer Vater Johann Domanig in Sterzing eines beneidenswerten Todes verschieden, 70 Jahre alt.“ Im Herbst löste die Mutter sich von Haus und Geschäft (die beide ein Stiefsohn, Johann, übernahm), um — im Verein mit ihren drei Töchtern Berta, Ottilia und Paula, sämtlich jünger als Karl, den neugebackenen Hochschüler auf die Universität Innsbruck zu begleiten. Die katholische Verbindung Austria verzeichnete am 24. Oktober in ihren Annalen: „Bemerkenswert ist die

heutige Kneipe durch den Eintritt eines neuen Fuchsen stud. phil. Karl Domanig vulgo Gök, welchen der Senior med. August Lieber vulgo Bertha selbst wegen Unwohlseins des Fuchsmajors med. Deluggi rezipierte. In der Folge dieser zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Aufnahme große Sidelität unter Äsops (Dr. Jehl's) gemüthlichem Kneippräsidium.“ Die „große Sidelität“ sollte sich für den derartig herzlich Bewillkommneten als eine Art Vorbedeutung erweisen, da für ihn nicht nur das philosophische Jahr, sondern auch noch das nächste Semester unter diesem — so gut wie ausschließlichen — Zeichen stand. So wurde es denn zunächst mehr ein fröhlich-reiches Studenten- als Studienleben. Rasch avancierte der alsbald durch seine gewinnende Schneidigkeit und goldene Heiterkeit durchweg beliebte Fuchs zum „Bibliothekar und Bierzeitungs-Redakteur“, zum „Generalredner der katholischen Studentenschaft“ und zum vorzüglich repräsentierenden Senior, dem schon damals Echtheit und Gedrungenheit des Gefühls, Klarheit der Anschauung, Knappheit und Wucht des sprachlichen Ausdrucks, „Begeisterung für Religion und Vaterland“ obenan stand.

Unter den Kommilitonen traten ihm besonders nahe: sein Leibbursch, der später als Hochlandsjäger berühmt gewordene August Lieber, sein Mitfuchs Alois

Reichlin († 1913), Sproß eines schwäbischen Patriziergeschlechtes, den er während dessen langjähriger Pfarrhelferschaft in Gersau am Vierwaldstätter See wiederholt, zuletzt 1911, besuchte, und den er auch durch mich 1909 während eines längeren Aufenthaltes in Beckenried „mit Gözens treuesten Grüßen“ aufsuchen ließ, — es war eine Freude, die Augen des wackeren Mannes in Rührung und Stolz bei Nennung des teuren Namens aufleuchten zu sehen.

Ein glanzvolles Trio in der Geschichte der Austria bildete Karl Domanig mit dem ihm eng befreundeten späteren Landtags- und Reichsratsabgeordneten Landeshauptmann und Minister a. D. Geheimrat Dr. Alfred Ebenhoch, † 1912, und (Dr.) Adolf Bruder vulgo Schwed, † 1896 als Kustos der Universitätsbibliothek Innsbruck, der gelehrte Herausgeber der ersten Auflage des Staatslexikons der Görresgesellschaft. Mit Ad. Bruder, der das erste Lebensbild seines Freundes für den Jahresbericht der Görres-Gesellschaft schrieb, pflegte Karl Domanig später jedes Jahr Fußwanderungen durch Tyrol und die Schweiz zu machen, zu genießen; mit ihm hatte er sich auch 1873 einen gemeinsamen Gang auf den Parnas geleistet, indem beide zu Karl Domanigs apologetisch gehaltener Broschüre: „Eine katholische Burschenschaft“ („Austria“) einen Anhang herausgaben: „Scho-

larenlieder“, zusammengestellt aus den poetischen „Bierpillen“, an deren Erzeugung u. a. Lieber, Seeber und Ebenhoch, nicht zuletzt aber die Veröfentlicher selbst sich beteiligt hatten. Der lebensfrohe, zugleich überzeugungsfeste Student spricht daraus, wie sich besonders des einen viel später Prof. Genelin gelegentlich einer Besprechung des „Tyroler Freiheitskampfes“ erinnerte: „Wer Domanig als Universitätsstudenten gekannt hatte, dem tritt bei der Lektüre dieses seines herrlichen Dramas der alte „Götz“ lebhaft vor die Seele. Da ist nichts Gesuchtes und Erkünsteltes; da ist Geist von seinem Geiste! Man glaubt seiner schneidigen konzisen Rede von damals zu lauschen; man fühlt die ihm eigene Begeisterung für Religion und Vaterland, oder sagen wir für echtes Tyrolertum heraus, mit welchem er, ein Jüngling noch an Jahren, andere zu entflammen wußte.“ Kein Wunder daher, daß bald der gesamten Verbindung etwas „ganz Besonderes, Ewig-Jugendliches“ aufgeprägt wurde, daß sie, die all den Jahren „zur Poesie“ geworden war, ein „warmer Hauch biederer, fröhlicher Innerlichkeit umwob“ (Archivrat Dr. J. Weiß-München).

Aber neben die Freuden der Burschenherrlichkeit trat mählich die gebieterische Forderung der Pflicht. Es galt, Ausschau zu halten nach dem Wege,

auf dem die Männertugend konsequenter Arbeit am besten geübt werden könne; es galt, diese Arbeit selbst fester ins Auge zu fassen. So entschloß sich denn Karl Domanig, das vierte Semester möglichst fleißig in Straßburg zu verleben. März 1872 ging es also ins Reichsland zu juristischen, desgleichen zu — vorwiegend selbständigen — literar- und kulturhistorischen Studien. Er, der unbewußt schon als Kind, bewußt als Jüngling durch die Freundschaft mit tyrolischem Bauerntum in die Urgründe auch des Deutschtums geraten war, wurde hier in der altglorreichen elsässischen Hauptstadt seiner deutschnationalen Zugehörigkeit lebendig inne. — Auf der mancherlei Umwege beschreibenden Rückreise über Metz, Nancy, Brüssel, Antwerpen, Köln und Mainz empfing und verarbeitete er viele künstlerische Eindrücke, besonders seitens der niederländischen Schule. Immer schon hatte es ihn, den sowohl zeichnerisch wie poetisch stark Begabten, zur Kunst gezogen; bereits als Salzburger Studentlein nahm er sich vor, entweder ein großer Dichter oder — Maler zu werden.

Wieder zu Innsbruck eingetroffen, hörte er ein Entscheidungswort des Schicksals. Das Familienvermögen hatte durch so unvermittelten wie unverschuldeten Schlag erheblich gelitten, und die Mutter verlangte es jetzt um so mehr nach baldiger Been-

digung der kostspieligen Studien des Sohnes. Dieser sah selber ein, daß es mit der bisherigen Regellosigkeit seiner Tätigkeit nicht so weiter gehen könne, und „die Furcht, sich selbst zu verlieren“, packte ihn heilsam. So entschied er, der nichts halb tun wollte, nach Rom zu gehen. Mitte Oktober 1873 nahm ihn dort das Collegium Germanicum als Konviktor auf, trotz seiner Erklärung, daß er den geistlichen Beruf „noch nicht“ in sich spüre. Er durfte auch bleiben, um, inzwischen völlig über sich klar geworden, in Ausnahmestellung seine philosophischen Studien an der Gregoriana abzuschließen.

Während der zwei „römischen“ Jahre besann sich Karl Domanig überhaupt endgültig auf sich selbst. Er lernte Selbstzucht und Dauereifleiß aus dem Grunde und fand seinen Doppelberuf: Als Priester konnte er seinem heißgeliebten Lande nie ein vates, ein (seherischer) Führer sein, aber als Dichter und Gelehrter, als letzterer zumal der kunsthistorischen Forschung, wollte er es werden. Auf beiden Gebieten, angesichts unvergleichlicher Geschichts- und Kunstdenkmäler aus der antiken und christlichen Welt, entwickelte er sich zielsicher schon jetzt. Er bildete seinen Stil an mittelalterlicher Literatur, an Homer und Manzoni's Meisterwerk, das er bis in seine letzten Tage immer wieder zu lesen liebte, an volkstüm-

lichen Neuzeitlichen wie Jeremias Gotthelf, Hebel, Alban Stolz und Hansjakob. In Rom zuerst lernte er „ein Gedicht hinwerfen“: im besten Sinne des Wortes, ohne jedwelchen Zwang, in vollkommener innerer Freiheit. Er schuf hier den Eingang („Braut des Vaterlandes“, 1874) zu seiner mächtigen Trilogie, drang vor in Auffassung und Darstellung, läuterte sich aufwärts zu reifer, großer Lebens- und Weltanschauung.

Mit dem philosophischen Doktorhut kehrte er, hochbefriedigt durch den italienischen Aufenthalt, aber seines Tyroler- und Deutschtums dankbar froh, 1875 zu den Seinen nach Innsbruck zurück, um sich für die nächsten Jahre, auf Anregung des ihm befreundeten Universitätsprofessors Dr. J. von Zingerle, in Forschungen über Wolfram von Eschenbach zu vergraben, der es ihm in seiner kernhaften Frömmigkeit und Größe für immer angetan hatte. Die Frucht dieser Arbeiten erschien 1878 und 1880 in zwei Hefen bei F. Schöningh-Paderborn als „Parzival-Studien“. Das erste wurde 1911 nach Umarbeitung in der Wiener „Kultur“ veröffentlicht unter dem Titel „Die Entstehung von Wolframs Titirel“. In einer sehr selbständigen Untersuchung gelangt Domanig hier zu dem Ergebnis, daß der in seinen zwei Teilen recht widerspruchsvolle „Titirel“ dem zunächst

hochgepriesenen, später aber als unwürdig erkannten Gegenstände der ersten Minne des Dichters gelte und in Wolframs Jugendzeit falle: in die Periode nach der Entstehung des zweiten Buches des Parzival, den der Dichter, im sinnfälligen Gegensatz zum „Titirel“, der geliebten Gattin widmete, mit der ihn eine beglückende Ehe auch zutiefst seelisch verband (s. über dies alles Domanigs 1898 erschienene Abhandlung „Wolfram von Eschenbach und seine Gattin“).

Das zweite der oben erwähnten Hefte nannte sich nach ebenfalls erfolgter Überarbeitung (1906 1. Heft der Wiener „Kultur“) „Der Gral des Parzival“. Es ist sehr bedeutsam für des Autors religiöse Auffassung und Durchdringung dieses gewaltigen christlichen Heldensanges, dessen „Verschmelzung von Romantik (Mystik) und Scholastik, der beiden Strömungen der Geisteswelt seiner Zeit“, es feststellt, um dann auf die Wesenheit des Grals im Parzival einzugehen. Der Gral an sich ist für Domanig einerseits, im weiteren Sinne, der glückselige Gesamtzustand auf Munsalvaesche: „das Königtum des Gral“, anderseits, im engeren Sinne, das Heiligtum auf Munsalvaesche: der Gralstein, von dem die Graldiener „leben“ — der stein ist ouch genant der grâl. Hier die Hauptschlußfolgerungen, zu-

nächst hinsichtlich des Munsalvaesche: „Wenn es unserem Dichter recht eigentlich darum zu tun gewesen wäre, ein zweites Bibelparadies zu schaffen, welches nur eben dem Charakter seiner Erzählung und dem Geschmack seiner Zuhörerschaft entsprach, so konnte er unmöglich ein anderes, ein mit den theologischen Vorstellungen vom Paradiese übereinstimmenderes schaffen als eben nur sein Munsalvaesche, sein Königstum vom hl. Gral. — Aber man darf noch weitergehen: Wenn Wolfram in seinem Graltum einen in jeder Hinsicht vollkommenen Glückszustand schildern wollte, in welchem der Mensch sich der Gnade Gottes und aller irdischen Güter erfreut, und in welchem alles das, was das ganze Weltalter als Folgen der Erbsünde (und nur als das) bezeichnet, beseitigt erscheint, dann konnte er vernünftigerweise nicht anders, er mußte auf das Paradies der Bibel zurückgreifen, weil seinerzeit nur im Paradiese ein derartiger Zustand denkbar war. Munsalvaesche bedeutet die volle Wiederherstellung des ursprünglichen adamitischen Zustandes: das wahre, neutestamentliche Paradies.“

Ferner hinsichtlich des Gralsteines, des Symbols der Taufe und der Eucharistie: „Der Gral, schon nach seinen äußerlich wahrnehmbaren Eigenschaften zu schließen, kein natürlicher Stein, son-

dern ein Sinnbild, versinnbildet einmal jenes Geheimnis, das den Engeln zur Probe ihres Gehorsams vorgelegt worden war; was das wäre, wußte das Mittelalter: der Ratschluß der Erlösung; — er versinnbildet ferner dasjenige, was Christi Tod und Auferstehung bewirkt hat, was ist das anders als der Ratschluß der Erlösung? — er versinnbildet weiter, was den Christen zuteil geworden, den Heiden vorenthalten ist, und endlich dasjenige, was gerade am Karfreitag seine Machtfülle äußert. Was ist das? — Wolfram hat ein Töchterchen besessen, das er, wie man annimmt, in der Prinzessin Obilot geschildert hat, ein reizendes Backfischlein: ob der Dichter die Lösung unseres Rätsels nicht sogar seiner kleinen Obilot zutrauen konnte?“

Nach diesem wird uns der Ausspruch des hervorragenden Parzivalkenners San Marte klar, daß zum Verständnisse des Parzival gar nicht genug Theologie zu Hilfe genommen werden könne; zugleich leuchtet uns die Urtiefe der religiösen Auffassung Domanigs entgegen, wenn wir im Schlußpassus seines Gral-Erkurses lesen: „Was hinderte den Dichter, anzunehmen, daß durch eine besondere Gottesgnade in einem vereinzeltten Falle die sämtlichen Folgenübel der Erbsünde, die Verderbtheit der Natur, alle Mühsal des Lebens, ja selbst der Tod

aufgehoben wurden, und so das volle, wahre Paradies auf Erden in Munsalvaeche wiedererstand? Der Gedanke ist sehr einfach: Der Gral das Symbol der Erlösung; Munsalvaeche die Frucht der Erlösung, aber nicht bloß in seelischer, sondern durch eine besondere Gottesgnade auch in leiblicher Hinsicht: mithin in Wahrheit das wiedererstandene neutestamentliche Paradies. — Ist das nicht einfach und klar genug und — nicht groß genug für einen großen Dichter?“

Noch ein mittelalterlicher Dichter hatte es unserem Forscher „angetan“: Walthar von der Vogelweide. Hier sei gleich bemerkt, daß Karl Domanig 1889 einen interessanten Beitrag zur Lösung der Walthar betreffenden Heimatfrage veröffentlichte: „Der ‚Klosenaere‘ Walthers von der Vogelweide“, in dem er den Geburtsort des berühmten Minnesängers nach Südtirol in die Umgebung des Städtchens Klausen verlegen zu müssen glaubte.

Alle diese Arbeiten hatten Domanigs „tyrolische Denk- und Gemütsart“ gestärkt und gefördert; sie unter den eigenen Landsleuten immer mehr beleben zu helfen, war sein Wunsch und sein Ziel. Als ein Erfüllungsmittel griff er, der sonst jedes Redaktionsangebot mit „Lieber Holzhacker als Journalist!“ ablehnte, die Aufforderung des Pustetschen Verlages

auf, sich der Herausgabe des von diesem neugegründeten „Tyroler Kalenders“ zu unterziehen. Das „Literarische Selbstporträt“ sagt uns, welche wichtige Bedeutung er seiner nunmehrigen Tätigkeit beilegte. Er führte denn auch das Unternehmen, das man als das beste seiner Art bezeichnet hat, drei Jahre lang (1878–1881) mit steigendem ideellen Erfolge, stützte es durch eigene wertvolle Beiträge und durch Anwerbung eines hochstehenden Mitarbeiterstabes.

Zur Weckung und Erstarkung des allgemeinen tyrolischen Geschichtsinnes erfand er auch 1878 jenes historische Kartenspiel, von dem uns das „Literarische Selbstporträt“ gleichfalls berichtet; ergänzt sei, daß Domanig selbst diesen „Tyroler Karten“ eine Erklärung des geschichtlichen Spieles beigab.

Ausflüge zu Verwandten, Freunden und Bekannten, Reisen in nähere und weitere Ferne brachten erquickende und belehrende Abwechslung in den straffen Gang der Berufsarbeit. Einmal kam Domanig zum Besuche zweier Studiengenossen in die Schweiz, zweimal nach Italien: 1879 von Triest aus, wo er den Schwager Prof. Wolf begraben hatte, an die oberitalienischen Kunststätten, 1880 durch staatliches Stipendium zur Fortsetzung der im Jahre vorher begonnenen Forschungen auf vier Monate

nach Toskana, Umbrien, Rom, endlich auch nach Wien, wo er sesshaft werden sollte. — Daheim, zu Innsbruck, hatte er sich im Umgang ziemlich zurückgezogen, doch verkehrte er mit politischen Führern, mehr noch mit Gelehrten und Künstlern, unter diesen vor allem mit einem bedeutenden Schüler des großen Meisters Cornelius: dem landsmännischen Kirchenmaler Franz Plattner († 1887), dem er nicht nur als Kunsthistoriker, sondern auch als darstellender Dichter viel befruchtende Anregung verdanken lernte. Eine nahezu sohnliche Liebe verband Karl Domanig mit dem fast erblindeten Statthalter von Oberösterreich und Salzburg, Dr. Alois Fischer, der von dem jungen Freunde Großes für die Zukunft erwartete, — er sollte sich nicht getäuscht haben.

Zu Wien, wohin ihm Dr. Ad. Bruder (an die Universitätsbibliothek) vorangegangen war, eröffneten sich dem jungen Gelehrten allerlei Ausichten, gewiß nicht zulezt durch Dr. Fischers gütige Fürsorge. Er fand freundliche Aufnahme und Förderung seitens hervorragender Persönlichkeiten und Familien, so bei Erz. Baron Helfert und Baron Giovanelli, so im Hause Führich-Wörndle, Hofrat Onno Klopp u. a. m. Gegen Ende des Jahres 1881 wurde ihm der kunst- und literarhistorische Unterricht für die Kinder des Herzogs Philipp von Württemberg: die

Herzoge Albrecht und Ulrich sowie deren Schwester Herzogin Marie Amélie († Dezember 1883), später noch für mehrere andere jugendliche erzhertzogliche Mitglieder der kaiserlichen Familie, darunter zuletzt die Tochter des unglücklichen Kronprinzen Rudolf, anvertraut: ein verantwortlicher und mühevoller, auch in mancher Beziehung notwendig entsagungsreicher Posten, den er einundzwanzig Jahre mit Erfolg und äußerster Gewissenhaftigkeit verwaltet hat. Von vornherein fühlte er, daß er Einfluß auf die Herzen seiner (im ganzen neun) Schüler gewinnen könne und werde; einige haben ihm auch tatsächlich in Treue ein dankbares Gedächtnis zu wahren gewußt, an erster Stelle wohl der als Thronfolger so schrecklich hingemordete Erzherzog Franz Ferdinand, der nie versäumte, bei geeigneter Gelegenheit Dritten gegenüber zu betonen, wie sehr er dem einstigen Lehrer hinsichtlich der Weckung und Ausbildung seines (bekanntlich außerordentlich regen) Kunstsinnes verpflichtet sei. — Unterm 30. Dezember 1881 vermerkte Karl Domanig in dem neuerdings „endlich wieder begonnenen“ Tagebuche: „Ein bedeutender Tag, insofern ich heute (8—9 Uhr früh) im Palais Württemberg das erste Mal Unterricht erteilte. Seltsam! Die Nibelungenausgabe (und Übersetzung) von K. Simrock ist das einzige Buch, welches mir mein

I. sel. Vater selbst persönlich gekauft und überbracht hat. Als wie ein Segen des Vaters erscheint es mir, daß ich nun gerade mit den Nibelungen meinen Unterricht und damit vielleicht ein neues — glücklicheres Stadium meines Lebens beginne. Vielleicht! . . .“

Er hatte allerlei zu kämpfen, ohne des Dankes gegen Gott je zu vergessen. Seine Arbeiten, so fleißig er war, verschafften ihm keinen genügenden Lebensunterhalt; der Unterricht verlangte viele Vorbereitungstätigkeit; das Leben in der Großstadt war bei aller Sparsamkeit teuer, und den Seinen daheim, die schon so viel Geduld geübt und Unterstützung geleistet hatten, wollte er so wenig wie möglich beschwerlich fallen. Die Mutter sehnte sich, den Sohn als gesicherten Beamten und Familienvater glücklich zu sehen. Er selbst erkannte die Unabweisbarkeit dieser Forderungen der Klugheit und des Herzens und suchte sich demgemäß umzutun. So entstand einiges Hin und Her der Gefühle und der Pläne. Eine Freude gab's, als im November 1882 die jüngere Schwester Paula eintraf, um dem Bruder den Haushalt zu führen.

Aber das Rechte war es noch nicht. Es sollte kommen. Um Ostern desselben Jahres hatte es sich schon wie im ersten Lichtstrahl angekündigt. Bei einer kleinen „Austria“-Festlichkeit lernte Domanig ein schönes, liebenswürdiges Mädchen kennen, mit dem er

nur einige Worte wechselte: Irmengarde Müller, die 21jährige Tochter eines angesehenen verwitweten Wiener Hof- und Gerichtsadvokaten. Erst im Dezember 1883 ergab sich ungezwungen ein Wiedersehen, dem bald mehrere und viele folgten, bis sich die Herzen ganz und für immer zueinander gefunden hatten. Weihnacht 1884 wurde die Verlobung gefeiert. Dem Schwiegervater, der ergriffen und freudwillig soeben den Bund seines Kindes mit dem neuen Sohne gesegnet hatte, überreichte dieser seinen am Abend zuvor beendeten „Strauß“ mit den Worten: „Und das hat deine Tochter gekonnt!“ Tief drinnen im Herzen pries der Beseligte vor allem die hohe Reinheit, Wahrhaftigkeit und Güte seiner Braut. Ins Tagebuch schrieb er am Verlobungsabend: „So hat nun das Christkindlein das Beste und Nötigste gebracht: eine schöne Liebe!“ Dann, im Januar 1885: „Täglich besuche ich Irmi, sei es mittags, sei es abends, und freilich dauern meine Besuche immer länger, weil sie mir immer lieber wird, weil ich immer mehr die Überzeugung gewinne, daß Gott sie für mich geschaffen und mir zugeführt hat.“ Und nachdem er einige Züge aus dem täglichen Beisammensein festgehalten hat: „Aber ich finde nicht Zeit, all die Dinge niederzuschreiben, die sich auf sie beziehen. Mein ganzes Denken dreht sich um sie . . .“

Nun aber galt es, zur Sicherung und Bergung des Glückes eine „Agitation“ zur Erringung einer Stellung „in Szene zu setzen“. Eine Hoffnung tauchte auf, verzögerte sich — nicht allzu lange. Unterm 8. Februar heißt es noch im Tagebuche: „Und so vergeht Tag um Tag nun schon die zweite Woche, ohne irgend welche Nachricht über meine künftige Stellung! Aber ich habe Gottvertrauen genug, um nicht ungeduldig zu werden. . . . Jermi ist immer sich selbst gleich, immer ruhig und voll Liebe gegen mich.“ Sie vergaßen beide nicht der Pflicht und der Liebe für andere. Unterm 16. Februar meldet das Tagebuch: „Namenstag und 70. Geburtstag der guten Mutter. Vorgestern haben wir das 17 Kilo schwere Kistchen auf die Post gegeben, welches unsere Geschenke enthielt. (. . . Wie gerne hätte ich noch mehr getan!) Aber das Liebste wird dem Mütterchen doch der in Goldpapier eingewickelte dicke Brief sein: es waren mehrere Briefe ineinander. Der 1. enthielt die Nachricht, daß, um meine Wünsche recht kräftig zu unterstützen, der 2. dienen würde. Dieser besagt, daß ein Wunsch der Mutter, den sie längst gehegt, sich nunmehr erfüllt habe, denn ich sei — angestellt!“

Und nun folgt der Bericht von der offiziellen Aufforderung seitens des K. K. Oberstkämmereramtes zur diesbezüglichen Audienz; von dem Vorschlage Sr.

Erzellenz, am K. K. Münz- und Antikencabinet für mittelalterliches Münzwesen einzutreten. „6 Monate müßten Sie halt (bezahlter) Volontär sein. Ich schlug natürlich ohne Bedenken ein, und der Graf äußerte sich nun sehr freundlich: er habe sich über mich erkundigen müssen und die besten Informationen bekommen; er habe meine Sachen im historischen Jahrbuch gelesen und liebe die Tyroler überhaupt. . . . Und jetzt solle ich gehen, mich dem Direktor der Abteilung, Dr. Kenner, vorstellen. Kenner empfing mich sehr liebenswürdig, sagte, daß ich mich auch ohne Kenntnisse (deren völligen Abgang ich eben konstatierte) bald in die Sachen hineinfinden würde, und stellte mich den übrigen Beamten vor. Am 1. März möge ich mein Amt antreten. Das alles erzählte der zweite Brief, während der dritte die Konsequenz enthielt, die erste und wichtigste, die wir daraus gezogen, nämlich unsere Verlobungsanzeige. Der vierte endlich enthielt die dringendste Bitte, Mütterchen möge zu unserer Hochzeit nach Wien kommen. — Und unsere Hochzeit ist also angesetzt auf den Faschingsmontag, den 25. F.“ — Unterm 20. Februar heißt es über die Erwählte: „Es ist kaum zu glauben, wie mich das Bewußtsein ihrer kindlichen Unschuld mit Achtung zu ihr aufblicken läßt und wie es meine Liebe zu ihr vermehrt.“ Und unterm 23.: „Wie schlägt mir das

Herz im klaren Bewußtsein, daß ich die heimführen darf, die ich innig und warm und von ganzer Seele liebe, — die Gott mir zugeführt hat. — Und in voller Gesundheit, mit jugendlich schwellendem Körper, geistig frisch und frei, im Besitze einer Stellung — angesehen und geliebt, so trete ich in die Ehe! O Gott, wie hab' ich das verdient! O Gott, wie barmherzig und unendlich gütig bist du! Sei gepriesen, o Gott, jede Stunde meines Lebens!“

In der Tagebuchführung des Jahres 1884 findet sich zwischen dem 23. Februar und dem 14. September eine Lücke; die ist dem Wissenden mit lauter beseligtem Glück des jungen Hausstandes ausgefüllt. Dem letztgenannten Datum wurde eine Hauptüberschrift vorgelegt: 1884. Neues Kapitel: „Der Ehemann.“ Und daran schließt sich ein Dankes- und Jubelhymnus: „Womit beginne ich in meiner Dankesagung gegen Gott? Wie werde ich ihm danken mein ganzes Leben für alle Wohltaten, die er in dem letzten Halbjahr auf mich gehäuft hat? Wohl denke ich mir oft: Stürbe ich jetzt, ich müßte sagen: Das Leben war so schön — ich habe gelebt und geliebet! . . . In meiner Ehe bin ich so glücklich als es ein Mensch nur sein kann, und täglich mehr überzeuge ich mich, wie guten Grund ich habe, glücklich zu sein, und täglich mehr lerne ich mein schuldloses, kindlich gutes Weib

schätzen, lieben und verehren.“ Das Glück wurde voll durch die Geburt einer Tochter (Weihnacht des Jahres), des ersten der elf Kinder, die sämtlich leben bis auf eines.

Wie alle großen und guten Männer hatte Karl Domanig eine unbegrenzte Hochachtung vor der Frau überhaupt, die ihm als Mutter am höchsten stand. Wir wissen, mit welcher ehrfürchtiger Innigkeit er an der eigenen Mutter hing; nun erstrahlte ihm auch die Gattin doppelt liebens- und verehrungswert in der neuen Würde. — Einst wies er mir gegenüber auf Wolframs Wort, daß der Mann in der geliebten Gattin auch die eigene Mutter sähe. „Mutter,“ fügte er sinnend hinzu, — „das ist doch das Größte.“ So galt ihm Mütterlichkeit als die erhabenste unter allen Eigenschaften des Weibes. — Das Glück des Herzens, mit dem ihn Gott gesegnet hatte, blieb ihm bis zuletzt erhalten. Das von ihm selbst geprägte Wort hat sich an ihm je und je bewährt: „Eine brave Frau begründet das Glück des Mannes, sogar nach außen hin!“ Wie ihm seine Irmgard, der kerndeutsche Sproß aus „kerndeutschem Hause“, bald einer Tyrolerin zum Verwechseln ähnlich erschien, hat er uns selbst erzählt; wie beide sich und den Kindern ein bleibendes echt tyrolisches Nest bauten, erfahren wir später. In allem waren sie ein Herz und eine Seele, und die Liebe,

Dankbarkeit und Verehrung des Mannes wuchs und wuchs. Wahrlich, er hatte „guten Grund“, denn sein Weib teilte Lust und Leid in der Weise mit ihm, daß sie ihm die Freude mehrte, den Schmerz, die Mühsal nach Kräften für sich nahm. Kein Wunder, daß dem Gatten die Augen leuchteten, sobald er von der Gattin sprach. Nie vergesse ich der Stunde — sie hat mich ihm näher gebracht als irgendeine andere —, in der wir uns über das sein Künstler- und Familienleben am treuesten widerspiegelnde Drama „Die Liebe Not“ beredeten und ich ihn fragte, wie es wohl komme, daß die Heldin mich fast mehr anziehe als der Held. Wie Sonnenschein ging es da über sein Gesicht, und mit unbeschreiblichem Glücksausdruck sagte er leise, wie in Andacht: „'s ist halt mei' Frau!“ Und nie vergesse ich jenes Wortes, das die Beraubte nach dem Heimgang, der Bestattung des Teuren mir schrieb: „Ich denke, er wird mit seinem Weibele zufrieden sein,“ — oh, wie wird er es sein! —

Unter jenem 14. September hieß es des weiteren: „Und nun bin ich, der — wie Swed (Dr. Ad. Brüder) sagt — ‚so vieles angestellt‘, endlich angestellt!“ — Die Volontärschaft fand mit dem 1. September ein Ende: der junge Beamte sprang als Kustosadjunkt mit Majorscharakter (8. Rangklasse) ein. Um gleich ein Bild seiner weiteren Beförderung zu geben: 1885

wurde er wirklicher Kustos, 1887 Kustos 1. Klasse, 1900 Vorstand der Münz- und Medaillenabteilung „Mittelalter und Neuzeit“, 1906 wirkl. Regierungsrat, 1910 Direktor der Münzen- und Medaillensammlung des Allerhöchsten Kaiserhauses am Hofmuseum, in dessen prächtigem neuen Heim er, wie er mir wiederholt freudig schrieb, „das schönste Bureau der Stadt“ inne hatte. Es konnte keinen gewissenhafteren Beamten geben als ihn, keinen, der mit lebendigerer Hingabe seine Berufsarbeiten erledigte. Während er selbst (s. Liter. Selbstportr.) nur vom Streben nach beamtlicher „Brauchbarkeit“ zu sprechen pflegte, galt er im Amt als einer der Allertüchtigsten, in numismatischen Fachkreisen als einer der Allerersten. Seine diesbezüglichen zahlreichen und einschneidenden Veröffentlichungen sehen wir im „Literar. Selbstporträt“ der Hauptsache nach erwähnt, nicht aber die Auszeichnungen (darunter auch Ordensverleihungen), die dem hervorragenden Gelehrten zuteil wurden: Domanig war Konservator und Korrespondent der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege, korrespondierendes Mitglied der Numismatischen Gesellschaft und der Österreichischen Gesellschaft für Münz- und Medaillenkunde in Wien, Ehrenmitglied der Société de Numismatique de Belgique, der Schweizerischen Numismatischen Gesellschaft und der Österreichischen Gesell-

schaft für Münz- und Medaillenkunde in Wien (nach dem als Ergänzungsband zur Domanigausgabe gedachten Werke „Karl Domanig, ein Beitrag zur Erkenntnis seiner Dichterpersönlichkeit, und die tyrolische Literatur ab 1800“ von Anton Dörrer, Kempten, J. Kösel). Die Berufs- und Sacharbeiten beschränkten selbstverständlich die Muße für die Dichtung aufs erheblichste, so daß nach eigener Aussage Domanig höchstens drei zusammenhängende Wochen im Jahr fürs poetische Schaffen blieben: nämlich die eine Hälfte der vorwiegend nur sechswöchentlichen Urlaubszeit; die andere wurde gewissenhaft zur eigentlichen „Ausspannung“ verwendet: auf Fußwanderungen zumal durchs geliebte Land Tyrol, wo er sich denn auch zumeist in irgendeinem weltabgelegenen Heimwinkel der dichterischen Serienarbeit widmete.

Der Anfang des Jahres 1885 hatte dem jungen Paare tiefe Trauer gebracht: um den geliebten Vater, der nach längerer, schwerer Krankheit am 6. Januar verschied. Ende April begab sich die kleine Familie zur Erholung zunächst nach Himberg bei Wien, wo der „Abt von Siecht“ im ersten Entwurf entstand. „Freilich mußte ich“, meldet das Tagebuch, „täglich um 5 Uhr aus dem Neste, um pt. 8 Uhr in Wien sein zu können. Allein der Aufenthalt war doch herrlich und der Park so unvergeßlich schön, daß ich nach meiner

Rückkunft von Tyrol noch 14 Tage dort wohnte und herzlich froh bin um die Zusage, . . . nächstes Jahr wiederkommen zu dürfen.“ (Die Familie tat dies wiederholt, nahm sogar einmal dort bleibend Wohnung.) Von der erwähnten (gemeinsamen) Reise in die Heimat heißt es: „Seit zwei Jahren der erste Urlaub! In den ersten Tagen des Juli waren wir in Innsbruck, am 17. August war mein Urlaub zu Ende und ich wieder im Amte. Irm. blieb bis 1. Sept. Wir wohnten in dem herrlichen Zimmer beim guten Mütterchen, die ich, wie alle die Meinen, gesund und glücklich wieder sah. . . . O Glück des Wiedersehns! O süße Tränen, die ich als glücklicher Gatte und Vater, als wohlgeborgener Mann und dankbarer Sohn in den Armen der Mutter geweint! Irm. hat sich rasch sehr wohl gefühlt und die gute Mutter wie die eigene lieb gewonnen.“ Die Gatten machten „viele Spaziergänge“ und weitere Ausflüge, besuchten auch das Grab und die Heimat des Vaters J. Domanig. „Unbeschreiblich schön“ und „überall die beste Aufnahme. Treue Freunde. Schwed der Unvergleichliche!“ vermerkt das Tagebuch, und dann noch eine große Freude: Für „Straub“ wurde ein williger Verleger gefunden. „Es ist mir hierin schier ergangen wie mit dem Heiraten,“ schreibt der Autor, „erwarten mußte ich es, und dann kam alles so schön, wie ich's mir

nie geträumt und besser, als ich's erwartet hatte. Gott sei Dank." —

Wie sinnig er schon damals an den Marksteinen des täglichen Lebens vorüberschritt, möge der Eintrag vom Palmsonntag 1887 beweisen: „Am heutigen 3. April bin ich 36 Jahre alt geworden, und mit dem allergrößten Danke gegen Gott, der mir Unwürdigstem unzählige Gnaden erwiesen, blicke ich auf ein schönes Leben, eine fruchtbare Tätigkeit, die größeren Wirkens ein gesunder Anfang sei. Ich will an meiner inneren Ausbildung arbeiten, um vor allem dadurch befähigt und würdig zu sein, Gottes Ehre und des Nächsten Nutzen zu fördern. — Ein herrliches Beispiel, eine große Ermunterung ist mir unsere dermalige Abendlektüre Overbecks Leben von Howitt (Dr. Binder). Das war und waren Künstler!“ Und hier ein Sonnenbliß vom 8. Januar 1888: „Ein Schlittschuhlaufen, ein Schlittensfahren mit den Kindern in diesen schönen Wintertagen, was ist das für ein Vergnügen! Wie glücklich bin ich in jedem Betracht. Tausend Dank sende ich täglich empor zu dem, der alles so trefflichgefügt!“ — Sein Eigenglück machte ihn weich für anderer Unglück; wo er konnte, streute er Gutes aus, nach Vridancs (Freidanks) Rezept, das Domanig einmal seinem Vorspiel zum „Freiheitskampf“ aufklebte und zugunsten der fast verhungerten Bauern-

ſchaft der Klausener Gegend als caritativen Werbeboten mit Erfolg ausſandte: „Keines guotes ist ze viel Da wile man guot tuon wil.“

Es stiegen auch Wolken auf, wie sie in keinem Einzel- und Familienleben ausbleiben. Das patriotische Herz des Sängers erschütterte tief das fürchtbare Ende des Thronerben (30. Januar 1889). „Aber der Kaiser, der Kaiser!“ ringt es sich seinem Schmerze ab, der jedoch sofort den Weg zu Gott findet. — Auch persönlich gab es Enttäuschungen, zumal für den niedergehaltenen, unverstandenen Dichter. Der aber wahrte den Mut: „Verzagen? Nein! Ausharren! Gedulden! Durcharbeiten! Durchkämpfen! Ich werde siegen!“ heißt es an seinem Geburtstage 1889 im Tagebuch. Und unterm 29. Mai: „Gott geb' Gnad', ich will.“ Eines Trostes ist er immer gewiß: „Liebe und Eintracht herrscht im Hause. Gott sei's gedankt!“ Doch auch im Heim gab es Sorgen, denn der Gehalt war noch knapp, und ausgiebige Dichtershonorare ließen durchaus auf sich warten. Jede dunkle Wolke hatte aber einen Lichtsaum; so hieß es unterm 3. Februar 1890: „Daheim alles am alten. Die Kinderlein wachsen lustig und brav heran und sind unsere Freude, während sonst keine Sonne scheinen mag.“ Und unterm 23. (Sonntag): „Wir feiern heute (statt d. 25.) unsern 6. Hochzeitstag und haben Egon und Hans“ (Frau

Irmgards Bruder und Schwager) „zu Tisch geladen. Vier blühende, prächtige Kinderlein umgeben uns; in Freude und wahrer Freundschaft haben wir den Weg bis hieher zurückgelegt. Fehlen auch nicht kleine Störungen, die von außen oder durch eigene Schwächen bewirkt wurden und stets nur kurzen Bestand hatten, so dürfen wir uns doch wahrhaft glücklich nennen, glücklich wie wenige Menschen, wenige Ehepaare und Eltern es sind. Sind wir darum nicht Gott zu Dank verpflichtet, und soll dieser Dank nicht vor allem sich zeigen in einem lebhaften Vertrauen zu Ihm, in welchem wir auch die künftige Gestaltung der Dinge, das Los der Kinder und unser eigenes, all unser Tun und Wollen ruhig in Seine Hände legen?“ Da sehen wir den edlen, den echt christlichen Optimisten, der von vornherein den Sieger in sich trägt.

Hier und da leuchtete auch dem Dichter Hoffnung, zumal als Baron Berger, der spätere geniale Intendant, sich lebhaft für „Straub“, den er durchaus auf der Burgtheaterbühne zu sehen wünschte, desgleichen für den „Gutsverkauf“ zu interessieren begann. Er zeigte sich persönlich liebenswürdig gegen den Autor, den er wiederholt empfing und länger im offenen Gesprächsaustausch festhielt. Unterm 28. Mai 1890 berichtet Domanig: „U. a. erzählte Berger, er sei gefragt worden, was er als Direktor“ (des Burg-

theaters), „gemacht haben würde. ‚Den Kronenwirt von Hall hätte ich aufgeführt,‘ war seine Antwort.“ — Aber am ersten Theater Wiens schwiegen für Domanig alle Register, und daheim „spülten die Fluten“: materielle Sorgen, betrübende Nachrichten (Tod einer Schwester, beunruhigende Krankheit einer anderen sowie der Mutter). Er aber hielt den Kopf hoch und las viel und fast täglich die Hl. Schrift. „Dahin hat man uns Kinder unserer Zeit gebracht,“ schreibt er, „daß ein gebildeter Mann die Bücher der Weisheit nur so durch Zufall in seinem 41. Lebensjahre zum erstenmal zu Gesicht bekommt. — Das sind Verbrechen der modernen Erziehung.“ (Fronleichnamssonntag 1891.) Im Anschluß daran: „Von dem Erlaß der Encyclica über die soziale Frage, die ich dieser Tage studierte, scheint mir in der Geschichte dieser Frage eine neue Epoche zu datieren. Ich sehe um vieles klarer. — Im Amte immer die gleiche lohnende und ebenso anstrengende Arbeit; im Hause Gott Lob Glück und Frieden. — Heute“ (in dem kleinen Orte Kriehendorf, wo die Familie damals Wohnung genommen hatte) „recht nette Fronleichnamsprozession, an der wir und alle Kinderchen teilnahmen.“ Unterm 21. Juni: „Heute am 300. Geburts-(Sterbe-)tage des hl. Alonsius sind wir frühmorgens nach Wien, um in der Jesuitenkirche zu kommunizieren. Clara“ — das zweitälteste Töch-

terchen — „durfte mit (das erste Mal, daß sie Wien besichtigte). Es war sehr schön, und wie erhebend der Gedanke, in dem Wichtigsten so ganz Eines Sinnes zu sein! Gott sei Dank!“

So blühten ihm die unvergänglichen Tröstungen, die ihr ermutigendes Licht auf alle und jede Hemmung warfen, auch auf die künstlerische. Unterm 2. August 1911 hieß es: „Indes erkenne ich mehr und mehr, wie gut doch auch dieses Intermezzo im eigenen dichterischen Schaffen mir sein werde. Der Acker liegt ein Jahr oder zwei brach, was tut es? Schon regt sich's wieder zu treiben. Blumen und Kräuter wollen da und dort hervorsprossen“ (folgt ein reiches Arbeitsprogramm, darin „Speckbacher“).

Unterm 13. September 1912 gibt er einen Einblick in sein tägliches Leben: „Um einmal ein Tagewerk zu beschreiben (eines für viele). Ich hatte, da mich starker Schnupfen plagte, abends den ‚spanischen Mantel‘ (Kneipp) genommen und blieb deshalb morgens länger im Bette“ (meist erhob er sich um 5 Uhr). „Beim ersten Erwachen liegt der kleine Andreas neben mir, im Bett der Mutter — wie müßte man mit solch einem herzigen Bublein nicht eine Weile verträdeln! Dann aufgestanden — mit den Kindern Morgengebet — die beiden Ältesten waren indeß bereits in der Schule — und gefrühstückt, ein paar

Briefe geschrieben — schon steckt mir die Eile im Leib — auf, fort, zur Bahn. Ich nahm heute den späteren Zug 9.06 (der gewöhnliche ist 8.05), traf mit“ (dem befreundeten Dr.) „Schürer zusammen — Gespräch über Literarisches zum“ (Österr.) „Liter. Blatt, dann las jeder für sich. In der Stadt gingen wir eine Weile zusammen, besprachen die Möglichkeit eines Hausbaues, denn Sch. wußte von den neuen, schwedischen Häusern, die in Berlin Mode geworden. Im Amte war ein Bericht zu verfassen an das Obersthofmeisteramt über einen Fund Münzen im Schloß Ambras. Da störte mich eine Dame, welche wissen wollte, was ihr Alexanderdukaten wert sei, den sie eben jetzt beim Goldschmied habe — ob sie denselben wohl nicht zu teuer gekauft, und wie die Inschrift (hieroglyphische) ihres Scarabäus lautete, der echt, ohne Zweifel ganz echt sei. Im Obersthofmeisteramt erstattete ich dem Hofrat Westermaner Bericht, beschäftigte mich, zurückgekehrt, mit Daucher“ (deutschem Renaissance-Medailleur), „begab mich $\frac{3}{4}2$ (ausnahmsweise etwas früher) nach der Bahn. $\frac{1}{4}$ Wein, eine Zeitung. Es ist $3\frac{1}{4}$, da ich in Kitzendorf anlange, die Mädchen aus der Schule in Empfang nehme, Mittag speise. Wundervoller Herbsttag. Kinder, wenn Ihr besonders brav seid, dürft Ihr heute mit in die Au! Und nach Tisch und nachdem ich meinen Schwarzen getrunken,

gehen wir mit 5 Kindern in die Au. Das kleine Lamm mit den Kindern, denen es wie ein Hündchen folgt. Da gibt's Brombeeren und Weinscharle — und auf dem Heimweg kommt uns auch Resi mit dem Kleinsten entgegen. — Jetzt werden die Kinder gebadet und zu Bett gebracht — ich habe einstweilen im Garten spaziert und über Hausbau und die Narrheit unserer Pläne gegenüber der Güte Gottes nachgedacht — um 7 Uhr kurzes Nachtessen und Bier trinken, Irmgard liest vor, jetzt die Bernsteinhege, dann Solas „Der Traum“ (bekanntlich die einzige reine d. h. laudere Dichtung des weltberühmten Naturalisten, dem Domanig ethisch ablehnend gegenüberstand) — „und um ½10 Nachtgebet und zu Bett.“

Wie tief fromm, katholisch fromm dieser Hausvater es meinte, zeigt ein Sätzchen vom „2. Rosenkranzsonntag 1892: Heute habe ich das Gelübde getan, sowie ich einmal ein eigenes Haus bewohne, soll in demselben täglich gemeinsam der ‚kleine‘ Rosenkranz gebetet werden,“ mit dem Nachsatz von 1896: „Ist gehalten worden und soll es fürder werden.“ Auch um das kirchliche Leben, z. B. die Ermöglichung einer dringend wünschenswerten zweiten Sonntagsmesse im Krißendorfer Landkirchlein, bemühten sich Karl und Irmgard Domanig eifrig und mit Erfolg.

Einen schönen Zug des „freien Mannesstolzes

vor Fürstenthronen“ deckt die folgende kleine Episode auf: „Am 12. Oktober“ (1892) „besuchte der Deutsche Kaiser, geführt von unserem Monarchen, das Hofmuseum. Ich machte (in Abwesenheit des Direktors) in den Münzsälen die Honneurs; als Wilhelm II. gelegentlich eine Medaille (des vorigen Jhdts!) bewunderte und dann sehr dezidiert äußerte, daß die Medailleure von heute gar nichts mehr leisteten, erlaubte ich mir zu widersprechen: ‚Doch, Majestät, gerade wir in Wien besitzen gegenwärtig zwei ausgezeichnete Medailleure — Scharff und Taufenhann.‘ Dabei nahm ich mir vor, dem Kaiser gelegentlich eine moderne Wiener Arbeit zu zeigen. Die Gelegenheit war da, als wir vor den ‚Neuesten Erwerbungen‘ standen“. — Wie oft wohl mag ein Herrscher dies entschiedene orientierende ‚Doch, Majestät‘ zu hören bekommen? —

Inzwischen wuchs „Speckbacher“, den Baron Berger schlankweg als „großes Werk“ bezeichnete, „doch in Wien wohl nicht durchzubringen“. So galt es Geduld üben und immer wieder Geduld. Der 18. Februar 1893 brachte der „guten Mutter“ 80. Geburtstag: „Wir haben wohl alles aufgeboten, um ihr Freude zu machen, und es ist uns denn auch gelungen. Gott erhalte sie noch lange.“ Dann aber folgt der Nachsatz: „Jetzt stockt wieder einmal alles . . .“

's ist ein Jammer um die Leute — quälen sich und andere mit ihrer Langsam- und Ängstlichkeit.“

Er selbst war immer für andere zu haben, für Freunde und Freundeswerk. Solche Menschen pflegen die Flinte nicht ins Korn zu werfen, und so steht denn auch zu lesen unterm 3. April 1893: „Heute in der Messe habe ich Gott für alle mir während der 42 Jahre gespendeten Wohltaten aus der Tiefe des Herzens gedankt. Und neuerlich leuchtet mir wieder der königliche Beruf des Dichters entgegen! — Wenn ‚Hofer‘ vollendet, den ich nun mit Ernst beginnen will —, soll ein sozialer Roman (‚Die Fremden‘) an die Reihe: um zu sagen, was mir seit Jahren hinsichtlich der Stellung Tyrols zum Fremdenverkehr am Herzen liegt. . . . Dann der ‚Student‘ (später „Der Idealist“ benannt), „ein Schauspiel ähnlicher Art, dann — meinen Kindern erzählt — ein Epos: ‚Der Schwegelpfeifer von Spinges‘ (wurde eine Erzählung, s. Hausgärtlein). . . . Werde ich nicht auf andere Weise doch erreichen können, was mir in früher Jugend als Ideal vor Augen gestanden: dem tyrolischen Volke ein Führer von bahnbrechender Bedeutung zu sein? — So Gott will, ja.“

Der Sommer des Jahres umschloß einen glückseligen Familienaufenthalt auf dem gemieteten „Rumer Schloß!“ daheim in Tyrol, von dem am Ende des Ur-

laubs, der schöne Wanderungen und Fahrten gewährt hätte, „weinend Abschied genommen wurde.“ Denn Tyroler Land und Leute („meine groben Tyroler“) blieben ihm doch immer die liebsten von allen. Und er war alldieweil fleißig an vaterländischen Arbeiten (darunter „Kleine Erzählungen“), trotz schwerer häuslicher und amtlicher Sorgen. Am 10. September 1894 aber bescherte er der „Mama“ eine Übersicht des von ihm während der Ehejahre Erreichten und Geschaffenen unter der Aufschrift: „Geschenk Gottes und der Frau Irmgard.“ Das Tagebuch verzeichnet den Ausklang: „Es war eine schöne Stimmung; ein unvergeßliches Familienfest.“ —

Ein heller Freudenstrahl leuchtete auf, als der bekannte Theaterdirektor des Raimundtheaters, Müller-Guttenbrunn, die größte Lust zeigte, Domanigs vorliegende Bühnenwerke aufzuführen und einschlägige Vertragsunterhandlungen mit ihm anknüpfte. Ein Jubelruf daher unterm 14. Juli 1894: „Endlich nach 10 Jahren!“ (Die Sache sollte sich leider in der Folge wegen gänzlich unvorhergesehener Umstände zerschlagen.)

Um diese Zeit lernte er Anzengruber als Dichter kennen. Sein Urteil unterm 24. August kennzeichnet das neidlose, kernfeste Wesen Domanigs: „Das ist allerdings ein großes dramatisches Genie! Nur an der Bil-

dung scheint es ihm zu fehlen: an der höheren wissenschaftlichen Bildung, wie an Bildung des Herzens. Meist auch arbeitet er mit ziemlich groben Mitteln und befriedigt mehr in den Szenen als im Aufbau des Ganzen. Daß er so flott arbeitet, so von der Leber weg schreibt, tut mir besonders wohl und dürfte nicht ohne heilsame Nachwirkung auf mich selber bleiben. Ärgerlich und ästhetisch minderwertig oder wertlos sind seine Tendenzstücke. Daß man den ‚Pfarrer von Kirchfeld‘ immer und immer wieder gibt, ist eine permanente Versündigung an dem Genie Anzengrubers.“

Im November 1894 wurde Wohnungswechsel nötig, der zur Sicherung eines festen Heims führen sollte: Klosterneuburg, Burgstraße 2. Domanig hat als „Unser Heim“ einen besonderen Band den Tagebüchern beigelegt, in dem er aufs genaueste die Geschichte dieses alten Sitzes mit großem Garten, so weit sie ihn und die Seinen betraf, verzeichnete. Als er das Haus mit dem Recht des Vorverkaufs mietete, sah es „alt und verwahrloht“ aus, und die „Adaptierung“ kostete Geld. 1896 trat die Notwendigkeit der Entscheidung ein, und so erfolgte mit Hilfe des einen Bruders der Frau Irmgard unter äußerst günstigen Bedingungen der Kauf. Mit Hilfe eines „ausgezeichnet geschickten, fleißigen“ Handwerksmeisters übernahm jetzt Karl Domanig selbst

die (später noch erweiterte) gründliche Restaurierung des Besitzes zu einem echt tyrolischen Heim mit Stubentäfelungen und Malereien nach Schumann, Thumann und Führieh; den Garten schmückten ein kleines und größeres Lusthaus. „Die Arbeit war groß,“ meldet der Bericht, überall ordnete ich selber an, jedes Kleinste ging durch meine Hand.“ Aber „als das alles geschehen und . . . aufs beste gelungen“ war, da war „aus einem ärmlichen Miethause voll Schmutz“ ein „schönes bequemes Familienhaus geworden mit beinahe herrschaftlichem Anstrich“.

Daß aus dem Ganzen „ein Stück Tyrol“ wurde, wie es im „Literar. Selbstporträt“ heißt, das dankte Domanig (s. ebenda) nächst Gott in allererster Linie der klugen, gütigen und „starkmütigen“ Gattin, der immer weise und liebend Opferwilligen. In ihr ehrte und liebte er das höchste Gut seines Lebens; wie sehr, zeigen die folgenden Verse aus seinem zu Frau Irmgards 50. Geburtstag (31. Juli 1911) verfaßten Gedichte nach dem Führieh'schen Bildmotiv vom Gange Mariä über das Gebirge, da St. Joseph auf den Spuren der Gebenedeiten die von Engeln gestreuten Rosen sammlt:

Frau Irmgard, so geschieht's auch mir:
Dieweil da heut nach altem Brauch
Die Kinder deinen Geburtstag preisen,
Kann ich mich dein nicht würdig heißen.

Tu mich nur in der Stille freuen
Des Lobes, das dir andre streuen,
Tu deine Ehren treulich sammeln,
Kann selber nur Worte des Dankes stammeln.
Denn freilich, was ich bin und hab,
Ist ein Geschenk von oben herab;
Doch des Himmels allerbeste Spende
Bist du! In deine gesegneten Hände
Ward mein Geschick gelegt; sie führten
Und hielten den Stürmenden; sie schürten
Die Flammen des Schönen in meiner Brust,
Erhielten mir die Schaffenslust,
Besorgt für Ruhe, Trost und Labe.
Ja, was ich vollbracht und geschaffen habe,
Was ich errungen und erlitten,
Was ich gesungen und gestritten,
Die Arbeit und mein bißchen Ruhm,
Liebe Frau, es ist dein Eigentum.
Just wie es auf dem Bilde da
Sankt Josef mit den Rosen geschah:
Dir war's vermeint, mir fiel es zu,
Mein Weib, mein Glück, mein Segen du!

Am schönsten war's, als noch den sämtlichen Kindern als „kleinen“ vom Vater das „Krippel“ aufgebaut, von den Eltern der Christbaum angezündet wurde; als die zehnköpfige Schar noch mit samt den Garten jubelnd durchstürmte; als sie alle noch abwechselnd auf Papas Knien reiten mochten, wenn er aus den Amtsräumen zu goldener Feierstunde heimkehrte, „seine Kinder an sich nahm und mit ihnen Tyroler Deutsch redete“. Das Krönende war das „Hennenstündl“ in Vaters Stube. Maria,

die Älteste, hat es uns gelegentlich des 60. Geburtstages Domanigs und dann nach seinem Abscheiden in ihrem Jungmädchenblatt „Sonnenland“ beschrieben:

„Das Licht wird abgedreht, nur durch den langen, hellen Vorhang scheint von der Straße ein matter Schimmer herein. Wir sitzen alle auf dem großen Tigerfell um den Ofen herum, Papa unter uns auf einem niederen Sessel. So erzählt er. Da haben wir als Kinder die aller schönsten Heldenlieder gehört, und der ‚Hürnen Siegfried‘, wie Guido Görres ihn beschreibt, war das Ideal dieser Tage. Unser — und ich meine auch des Erzählers — Lieblings-thema aber war die Geschichte Trolls im blutigen Jahre Neun. Sie gewann an Leben, weil unsere beiden Großväter mit im Kampfe waren. Mit ehrfürchtiger Scheu besahen wir das leinene, vergilbte Muttergottesbild, das der eine zum Schutz gegen die Kugeln am Hüte trug, oder wir hielten immer wieder das Messer in der Hand, mit welchem unsere Urgroßmutter auf der Flucht ihren sechzehn Kindern Brot abgeschnitten hatte. — Ist es aber Sommer, dann laufen wir alle mit Vater in den Garten, und beim Plaudern, Spielen und Springen vergeht die Zeit so rasch wie beim Erzählen. Da ist nun Papa wohl Preisrichter beim Wettrennen, oder er zeigt den Buben, wie man Bogen und gut schnellende Pfeile

macht.“ — Abends aber durften die „Großen“ dabei sein, „wenn Mamas liebe Stimme“ vorlas. —

So spendete er selbst, der Vater, mit der Gattin den teuren Kindern neben der leiblichen die geistige Nahrung: die der Belehrung wie der Freude, der Arbeit wie des reinen Genusses, der Pflicht- und Gott-erkenntnis. Ich besitze selbst eine Abschrift des Familiengebets („wir beten die uralten, kraftvollen Gebete, die seit mehr denn 60 Jahren in unserer Familie daheim sind“ — Maria D.), das allabend- und -morgendlich gemeinsam im Domanigschen „Samilienzimmer“ unter Felsburgs bekanntem Bilde von der hl. Familie gebetet wurde. Es ist so recht ein Zeugnis für den Geist, der in diesem Hause herrschte — und herrscht. Denn wie sagt Maria Domanig? „Still und stiller ist es geworden in unserm großen Vaterhaus. Die Vögel fliegen nach allen Richtungen der Welt. Und dann ging Papa von uns . . . Aber wenn wir alle beisammen sind, dann fühlen wir ihn doch mitten unter uns.“

Glückliche Kinder, die eine solche Jugend genießen durften! Glückliche Eltern, die sie ihnen zu geben vermochten! — Auch sonst streuten Karl und Irmgard Domanig Segen um sich aus. Wer die Schwelle ihres Hauses überschritt, empfand ihn. Edelste Caritas wurde hier geübt, und edelste Gast-

freundschaft: von jener Art, in der Gastgeber und Gäste sie selber bleiben und zugleich gegenseitig Förderung gewinnen in Freud und Leid. Auch dieses kehrte unumgänglich im neuen Heim ein. Schon die ersten Jahre waren reich daran: 1895 starb Domanigs jüngste Schwester Paula, 1896 der „treueste und anhänglichste“ seiner Freunde, Dr. Ad. Bruder, 1897 sein „lieber Freund und Schwager Hans Meßler“. Aber das Herbst traf ihn 1895, als er von einer längeren Studienreise (das Oberstkämmereramt subventionierte ihm wiederholt solche) am 3. November aus Italien heimkehrte und sein geliebtes zweites Töchterchen, die neunjährige Klara, infolge eines Unfalles als Leiche fand. Man hatte ihn nicht mehr rechtzeitig benachrichtigen, ihn nur in etwa vorbereiten können. Er trug schwer an dem Verlust. Aber beide Gatten wußten den besten Trostweg: zu Gott und zueinander. — Zwölf Jahre später trug in vorgerückter Abendstunde ein öffentlich mit schönem Lorbeerkranze Ausgezeichneter diese Ehrenspende als Liebesgabe auf das — Grab seines Kindes.

Am Neujahrsabend 1895 aber hatte Domanig ins Tagebuch geschrieben: „Gott sei Dank für Freud und Leid und ihm die Ehre in allem.“ Tief ergriffen war er just damals von dem Briefworte eines Freundes: „Fast wie ein Priester Tyrols willst du mir

erscheinen!“ Er selbst fügte (im Tagebuch) hinzu: „Das zu lesen hat mir ordentlich heiß gemacht. Geb' Gott, daß ich mein Ziel erreiche und dem Lande ein Führer und Wohltäter werden könne!“

Er mußte jedoch seine Kräfte an zum Teil recht unwichtige Arbeiten setzen, von denen er einmal schreibt (10. III. 96): „Mir ist nur immer, wenn ich, wie in den letzten Wochen, so recht meine Arbeitstüchtigkeit verspüre, mir ist nur immer so weh ums Herz, daß ich die ganze Kraft in diese Zuckerbäckereien stecken muß, und niemand mir sagt: Du, backe Brot, das uns nötiger ist, Brot fürs Volk! . . . G. G. G. (Gott geb' Geduld).“ Doch wenige Tage darauf schon dieses: „Ein Sichtblick! ‚Der Abt von Siecht‘ wird auf Anregung von Krogh-Tønning von einem protestantischen Theologen ins Norwegische übersetzt.“ Und unterm 31. Juli: „Zum heutigen Geburtstag meiner Irmgard konnte ich ihr die Hälfte des ‚Hofer‘ überreichen.“ Unterm 10. September: „Speckbacher ist inzwischen in Schwaz aufgeführt worden. Rabalder berichtet mir heute: ‚Im Publikum herrschte große Begeisterung, nach jedem Akt brach ein ganzer Sturm der Anerkennung aus.‘ Gott sei Dank und den braven Leuten, die sich der Mühe dieser Auf-führung unterzogen haben!“ Endlich der Tagebuch-eintrag vom Neujahrsabend 1896, der nichts als

Dank, Dank, Dank atmet: „. . . Das Jahr 1896 ist mir ein besonders gesegnetes gewesen. Nicht daß die Hoffnungen, die lebhaften, mit denen ich in das Jahr eintrat, sich erfüllt hätten — keine einzige davon (!), aber in anderer Hinsicht ergoß sich die Fülle des Segens über uns“ (folgt Aufzählung, darunter die des Trilogie-Abschlusses: „Besser als ich erhoffen durfte und um vieles früher als ich geglaubt hätte“). — Das nennt man C h r i s t e n d a n k.

1897 im Februar wurde ihm eine freudige Genugtuung durch Müller-Guttenbrunns Urteil über „Hofer“: „Welch ein Fortschritt gegen Strauß!“ Und das Tagebuch fügt hinzu: „Er war begeistert.“ Ach, er war so leicht zu ermutigen! Aber Österreich war kein Boden für dieses christlich-markige Talent. So verhängte sich der Himmel wieder immer von neuem, auch für den Beamten, der raschere Förderung wünschen mußte und durfte. „Gestern war ich wieder einmal ganz gedrückt über meine Lage“, heißt es einmal im Tagebuch, „so daß ich froh war, an einer Kirche vorbeizukommen, in die ich trat, um mich zu sammeln, in Ergebung zur Ruhe zu bringen.“ Nach einigen Unterredungen mit maßgebenden Persönlichkeiten aber schreibt er unter gleichem Datum: „Die Hoffnung ist wiedergekehrt. Gott sei gedankt! Zum erstenmal seit langer Zeit zeigt sich wieder ein kleines,

blaues Fleckchen im Gewölk!“ Dabei verlangte er, auch als Dichter, nie nach äußerer sog. Auszeichnung, sprach es sogar bei gegebener Gelegenheit mannhaft vor autoritativer Stelle aus: „Ein für allemal — ich wü n s c h e keine Auszeichnung! Ich will nicht die Nachrede hören, daß mir mein Patriotismus, der in poetischen Arbeiten niedergelegt ist, belohnt worden sei, daß ich ihn fruktifiziert hätte.“

Woher ihm immer wieder Licht, Mut und Kraft kam, zeigt die unterm 26. November 1897 ins Tagebuch geklebte Notiz aus der Brigener Chronik: „(Das größte Glück.) Aus den eben erschienenen, von dem Sohne Tennysons herausgegebenen Memoiren erfahren wir, daß Tennyson ein Ideal von einer Frau bekam. Sie war nicht geistreich, nicht witzig, nicht amüſant, nicht ehrgeizig; sie war nur eines: eine Frau, der das Glück ihres Mannes das Höchste war im Leben. Tennyson schickt keine Zeile in Druck, bevor nicht die Augen seiner Frau darauf geruht hatten, sie war sein erster Gedanke in jedem Leid, in jedem Glück. Mit dieser Frau kam alles Schöne dieser Welt in das Leben des Dichters.“ Domanig bemerkt dazu, daß „Frau Irmgard darüber große Freude hatte; sie darf sie (die Notiz) allerdings mit vollem Rechte auf sich beziehen, die Gute; ja, als wenn alles das nur von ihr gesagt wäre. Gsd!“ (Gott sei Dank!)

Das neue Jahr 1898 brachte gleich zu Anfang die „erste Anerkennung“, die Domanig in Wien als Poet fand: für den „Tyroler Freiheitskampf“ einen Grillparzer-Ehrenpreis von 300 fl. Im Tagebuch aber ist zu lesen (7. I): „„Auf der Bissobrücke brechen alte Wunden auf“ . . . wenn mir's die Wiener danken, wer hat je in Tyrol für mich ein Wort des Dankes gehabt? . . . Vielleicht indes trägt diese Anerkennung etwas dazu bei, um endlich ein Theater zu erobern. Und — danke Gott für den Anfang . . .!“ Juni 1898 konnte er über eine sehr warme, ja glänzende Aufnahme seines Romans „Die Fremden“ berichten.

Sein treues österreichisch-patriotisches Herz bekundet sich am Kaisertage (2. Dezember 1898): „Nie hab' ich brünstiger das ‚Gott erhalte, Gott beschütze‘ mitgefungen als heute mit den Schulkindern; und wie viel warme Gebete werden heute für unsern Monarchen zum Himmel emporsteigen!“ Das Jahr 1898 hatte ihm seitens der Leo-Gesellschaft den hochwillkommenen Auftrag einer künstlerischen Ausgabe „Klassischer Andachtsbilder“ eingetragen. Viel Zeit, Kraft und auch sonst persönliche Opfer hat der treue Volks- und Kunstfreund an dies Unternehmen mit dem bezeichnenden Motto „Artem populo!“ gesetzt — es sei gleich an dieser Stelle wärmstens empfohlen!

So war er treu in allem, nicht zuletzt gegen die alten Freunde. Unterm 23. Januar 1900 schreibt er begeistert über A. Liebers „Hochlandsklänge“. Nach einer kleinen Ausstellung fährt er fort: „Aber sonst ist alles groß gedacht und wuchtig ausgesprochen, gefeilt, durchdacht — ein wahrer Genuß, sich in diese Lieder zu vertiefen.“ Für ihn war's selbstverständlich, sich sofort als Rezensent für das Buch einzusetzen, — wann hätte je ein Domanig als „Freund“ versagt?

In diesem Jahre verlor er seine Mutter. Das Tagebuch berichtet: „Am 21. II. früh erhielt ich (ca. 9^{1/2}) im Amte gleichzeitig 2 Telegramme: ‚Großmutter zum Sterben‘ und ‚Mutter verschieden.‘ Mitten im Trubel der Amtsarbeit. Ich fand nur Zeit, niederzuknien und ein Ave zu sprechen, dann hieß es weiter arbeiten: dringende Amtsarbeit, Besuch im Oberstkämmereramte, Vorbereitung zur Reise. Irmgard kam von Klosterneuburg mich zu trösten. Abends 7^{1/2} Uhr fuhren wir von Klosterneuburg weg. Mama mit dem kl. Anderl. hatten gute Fahrt. Um 10 Uhr stand ich vor der schön aufgebahrten Leiche meiner Mutter. Sie war völlig unentstellt — nicht wie tot, nein, wie entschlafen nach dem harten, siegreich durchgekämpften Kampfe. ‚Wecket mich nicht!‘ Nicht die Bitterkeit des Schmerzes: der Trost des Glaubens, der christlichen Hoffnung überwog da in

mir . . .“ Die Leiche wurde nach Sterzing überführt. Die Bestattung war am 24. Februar. Der Sohn schreibt: „Nie werd' ich vergessen das herrliche Schauspiel, das dieser Ehrenzug mir bot: ganz Sterzing gab ihr das Geleite. Während der Nacht war sie im Vaterhause aufgebahrt, wo sie 22 Jahre treulich gewaltet, dann trug man sie auf den Schultern hinaus zur Stadt, in der sie einst die angesehenste Bürgersfrau war, vorüber an den Häusern, in denen sie so manchen Armen unterstützt, so viele Leidende getröstet, zur altehrwürdigen Pfarrkirche hinab, wohin sie so oft gegangen, wohin sie ihre Kinder gehen gelehrt. O wie folgen die guten Werke den Menschen nach!“ Und in diesen erhebenden Gefühlen genoß man den herrlichsten Wintermorgen — ein Schauspiel von bestrickendstem Reize, daß ich mich selber völlig vergaß und wie im Traume ankam an der Stelle, wo sie ruhen sollte von ihrem letzten Gange: an des Gatten Seite unter den Kindern, die ihr vorangegangen — o und die sie nun alle willkommen heißen im Jenseits. Ist es nicht doch etwas Schönes um den Tod des Christen? Die Vollendung seines Laufs, sein Ziel, sein Sieg . . .“ Dann unterm 21. März: „Möbel, Bilder, Briefe u. dgl., was uns von der lieben Nona zufällt, sind heute gekommen. Das war ein garkein trauriges

Auspacken — nur lauter liebe, schöne Erinnerungen. Ich bin glücklich, die Erinnerungen der Familie so bewahren zu dürfen, denn unser ‚Familienzimmer‘ entspricht nun diesem Namen immer mehr.“

Unterm 3. April 1901 heißt es im Tagebuch gelegentlich seines 50. Geburtstages: „. . . Und heute stehe ich hier — nicht zu hoch, nicht zu niedrig, ich denke, gerade recht so. Ich habe gesündigt viel und immer doch die Barmherzigkeit Gottes angerufen; bin ziellos ins Blinde gegangen und habe dennoch meinen Weg gefunden, denn ans letzte Ziel, ans gottgesetzte, hab' ich endlich gelangen wollen. Die Vorsehung führte mich, und ihrer Führung, die ich oft deutlich verspürte, hab' ich mich nicht widersetzt. Sie wird auch weiter führen. Gebe Gott eines: daß ich Ihm zur Ehre noch recht viel und Dauerndes schaffen dürfe und in meinem Tode Zeugnis geben meines Glaubens an Ihn.“ — Im April vollendete er seinen „Grobianus“. In diesem Jahre begann er auch „ernstlich“ die Arbeit am Drama „Der Idealist“, wie er denn überhaupt, der unermüdlisch Gründliche, Feilende, Verbessernde, Vorwärtsdrängende, keine freie Minute dichterischer Muße unbenützt verstreichen ließ. — Inzwischen verlobte sich seine letzte Schülerin: Erzherzogin Elisabeth. Köstlich ist der folgende Vorgang: Die Braut hatte

ihre Verlobung dem Lehrer „eigens“ mitgeteilt. Nun kam er ihr persönlich gratulieren: „Die Erzherzogin empfing mich ganz offiziell, aber das Gespräch war sehr gemütlich. Ich gab ihr als letzte Mahnung des Lehrers die mit, daß sie ihrem Manne gehorchen solle. Da machte sie ein verduhtes Gesicht, das sich erst wieder erhellte, als ich fortfuhr, nur so könne die Frau die ihr gebührende Herrschaft im Hause erlangen“ (Tagebuch). Er hat dann auch der jungen Gattin (Fürstin Windischgrätz) auf Wunsch eine Bibliothek zusammenstellen können.

1902 begann Domanig das Künstlerdrama „Die Liebe Not“. Er selber wußte wie selten einer seinesgleichen, was es um die Not ist: im Amte, im Hause, im Leben, im Dichterberuf, — aber des Beiwortes „liebe“, als organisch zum Hauptbegriffe gehörend, hat er nie vergessen wollen. Dennoch setzte ihm all die mannigfache, herbe Erfahrung so hart zu, daß ihn im Februar eine schwere Krankheit befiel (Herzleiden mit Lungenblutung), die er nie mehr ganz verwand. Im Süden (Lussin piccolo, Gardasee, Bozen), unter der Pflege seiner geliebten Irmgard durfte er genesen. Aber zuvor hatte ihn die Sorge um seine Familie heiß bedrängt, doch „mehr noch als diese Sorge grämte ihn, daß er so wenig geleistet, so vieles unvollendet hinterlassen mußte“ (Tagebuch).

Und am Neujahrsabend verzeichnet er „den großen Gewinn“, den ihm seine Krankheit gebracht habe: daß er nun „ernstlich an einen Abschluß seiner literarischen Arbeiten, an die Vorbereitung einer Gesamtausgabe denke“.

Zehn Jahre waren ihm noch vergönnt, die friedlich gesichertsten seines Lebens. — August 1909 begann er den Familienstammbaum festzustellen, für den er seit „vielleicht 20 oder mehr Jahren Material gesammelt hatte“ — ein echter Tyroler auch darin. — Wo er einen solchen traf, zumal wenn's ein echter und rechter Künstler war, fühlte er sich beglückt. So schreibt er unterm 30. November: „Gestern bei Egger-Lienz. Sein Bild: diese Tyroler Arbeitsleute bei ihrem Herrgott auf der Wallfahrt — so einfach und groß, hat's mir ordentlich angetan. Egger nimmt die Arbeit Defreggers wieder auf, aber er geht mehr in die Tiefe. Arbeit und Gebet, damit ist das Leben des Tyroler Bauerntums erschöpft. . . . Egger ist mir als Mensch sehr sympathisch, als Künstler scheint er mir heute die Wiener alle zu überragen.“ Mit der Zeit traten die beiden einander freundschaftlich näher; zum 60. Geburtstag Domanigs hat der Maler das beste Bildnis des Dichters geschaffen: ein sinnender Kopf, dem man den sieghaften Kampf mit dem Leben ansieht. — Wie schrieb Domanig am Pfingstsonntag 1911? „Ich

denke, ob ich es einem meiner Kinder wünschen sollte, sich in ein behagliches Nest zu setzen und voll der Ruhe das Leben genießen zu können? Nein! Weil es der Bestimmung, weil es der Natur des Menschen widerspricht, ohne Kampf durchs Leben zu gehen. Im Kampf“ (und doch war er im Grunde ein Friedfertiger!) „entfalten sich die Kräfte, im Kampf erschließt sich des Lebens Schöne, im Kampf ist Leben, Genugtuung, Hochgefühl — der Kampf selber ein Vorgeschmack des Lohnes, der seiner harret. . . . Und so will ich nicht trauern und verzagen, daß meinen Kindern vielleicht noch mehr als mir beschieden sein wird, den Kampf aufzunehmen. Möchte es mir nur gelingen, ihnen die nötige Bildung“ (beide Eltern waren auch darin überaus sorgsam), „den Mut und die rechte Gesinnung zu geben. Dann — der sie ins Feld stellte, wird den Sold nicht schuldig bleiben.“

März 1906 hatte er die Freude, den „Idealist“ wiederholt im Privatkreise vor gewähltem Publikum mit starkem Erfolge aufgeführt zu sehen. — Im Herbst des Jahres nahm er teil an einer ihn hochbefriedigenden „Tyroler Pilgerfahrt“ ins Heilige Land, die er auch beschrieb. Februar 1907 erhielt er für seine Trilogie, deren zweite sorgfältig überarbeitete Auflage 1909 erschien, den ersten niederösterreichischen Landespreis von 1000 fl. Herbst

1908 brachte er seinen ältesten Sohn nach Rom ins Germanicum. In Rom, wo er immer einen „Maßstab für das Große und Edle“ fand, arbeitete er an seinem kleinen Epos „Um Pulver und Blei“. Am 30. November blühte ihm wieder eine „ganz große Freude“: die feierliche Einweihung der auf sein Betreiben erstandenen Klosterneuburger „Kinder-Tagesheimstätte“.

Am 25. Februar 1909 feierte das Ehepaar Domanig silberne Hochzeit. „Und da habe ich“, heißt es im Tagebuch, „zum erstenmal in meinem Leben empfunden, daß ich den Leuten etwas gelte... Bei diesem Anlaß brachten die meisten christlichen Tyroler- und andere Zeitungen Feuilletons über mich und meine Arbeiten — da begann ein neuer Abschnitt in meinem Literatenleben.“ Mir schrieb er damals: „Sie sind es gewesen, die das Wagnis aufgebracht haben, der Welt zu sagen: Da ist einer, den man beachten sollte. Und das Wort, das Sie gesprochen, hat Widerhall gefunden. — So ist unser Familienfest für mich ein Tag von großer Bedeutung geworden. Geb' Gott, daß ich der Mission treu folge, deren ich mir seit jenem Tage erst recht bewußt geworden bin! Geb' es Gott!“

Am 16. und 17. Mai 1909 wurde in der Volkshalle des Wiener Rathauses durch den Verein „Deutsche

„Heimat“ das Schlußstück der Trilogie: „Andreas Hofer“, aufgeführt. Der Dichter konnte infolge eines schweren Unfalles seiner Frau nur bei der Schüler- vorstellung zugegen sein. „War das das Opfer“, heißt es im Tagebuch, „das ich für den kleinen Erfolg — denn einen solchen, und zwar nicht unbedeutenden, errang der Hofer — bringen sollte? . . . Wie Gott will!“ — Unterm 28. September 09 steht zu lesen: „Meine Gesundheit ist immer nicht die beste. Am Herzen fehlt's!“ Damals aber freute er sich über das eben erschienene Domanig-Büchlein „der E. M. Hamann“. — Die Arterienverkalkung machte Fortschritte, und er dachte oft und öfter ans Ende. Unterm 16. November 09 finden sich tiefernste „Gedanken“ im Tagebuch eingeklebt über Wesen, Zweck und Ziel des Menschen. Ich führe nur den einen an: „Mit zwei Flügeln erhebt sich der Mensch von der Erde, wohin ihn die Erbsünde zieht: mit seinem guten Willen und mit der Gnade Gottes. Läßliche Sünde vermindert die Kraft des Willens, ebenso die Gnade. Du mußt dich retten, das ist deine letzte und höchste Aufgabe, und niemand kann sie für dich besorgen.“

Das Jahr 1909 hatte ihm den Anschluß an den bekannten Leiter des Innsbrucker „Tyroler Theaters“, Direktor Egl, gebracht, der, wie Domanig mir schrieb, „ganz Feuer und Flamme für die Trilogie“ war und

sie zur Zentenarfeier „während des ganzen Sommers (vor den 10 000 Fremden!) zur Aufführung bringen, dann damit reisen“ wollte. Es wurde mal wieder nichts Rechtes daraus. Erl brauchte eine starke Subvention, die ihm nicht voll und vor allem nicht rechtzeitig gewährt wurde; auch erkrankte er, und die Trilogie erlebte weder chronologische noch vollständige Aufführung, was die Wirkung selbstverständlich stark beeinträchtigte. Unter den zu Innsbruck gegebenen Hoferslücken aber ragte Domanigs Dichtung turmhoch hervor. Selbst die sonst gegnerische Presse besann sich zum großen Teil darauf, dies anzuerkennen. — Zu den Proben fuhr der Dichter im Sommerurlaub nach Tyrol, wo ihm dann viel Freude erblühte, trotz aller Hemmnisse, die andere entmutigt hätten. Er selbst sah in solchen Vorkommnissen immer nur den Finger Gottes. — Im Dezember veranstaltete die Innsbrucker „Austria“ einen Domanig-Festabend, der dem „Kinderschutz von Tyrol“ 250 Kronen einbrachte. Der Gefeierte schrieb mir froh über diese „erste Ehrung“ in seinem Vaterlande — „etwa kommt's doch noch dazu, daß ich meinen Tyrolern etwas sein kann“.

Ein Jahr später, am 11. September abends 1910, da er auf dem Katholikentage zu Innsbruck beim Kommers der katholischen Studenten über „Moris“

mus und Heimatschutz“ reden wollte, stellte sich das erste schwere Anzeichen zum — Letzten ein: unmittelbar ehe er die Rednerbühne bestieg, mußte er plötzlich Blut aufgeben; dennoch sprach er, wie er mir schrieb, „durch $\frac{3}{4}$ Stunden mit größter Kraftanstrengung“, worauf der Bluthusten sich wiederholte und „durch 36 Stunden währte“. Er verlor aber nicht den Mut, und seine Spannkraft behauptete sich abermals sieghaft: acht Tage später meldete er mir aus Delthurns die Fertigstellung der Neubearbeitung der „Fremden“. 1911 durfte er seinen 60. Geburtstag in erfreulicher Kraft und unter zahlreichen Treue- und Ehrenerweisungen feiern. Was ihn am meisten erfreute: die Ehrenbürgerschaft seiner Vaterstadt, wurde schon erwähnt. „Und so viele liebe Zuschriften aus Tyrol!“ Die Studentenschaft stellte sich ein; die befreundeten Literaten veröffentlichten Festschriften (Reichspost, All. Tyrol. Anzeiger), viele österreichische und reichsdeutsche Zeitschriften brachten Festartikel, und Wien selbst sah einen Domanig-Festabend. Die deutsch-österreichische Schriftstellergenossenschaft ernannte ihn zum Ehrenmitgliede; „allerlei vornehme und kleinere Leute“ brachten sich in Erinnerung. Last not least: Der Erzherzog Thronfolger beglückwünschte den ehemaligen Lehrer ob seines „patriotischen, allgemein anerkannten Wirkens“.

Wie aber sagte der todkranke Hebbel? „Bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher.“ Auch Domanig sollte das erfahren. Einstweilen schaffte und schuf er noch immer, suchte und fand auch dazwischen Erholung. Als er mich im Mai 1911 besuchte, macht er in der strammen Haltung (die den Untersehten an Wuchs größer erscheinen ließ, als er war), mit den frischen Gesichtsfarben, dem lebhaften Blitzen der tiefblauen Augen, vor allem der unmittelbaren Frische der Rede noch den Eindruck fast robuster Kraft; doch wußte er selbst, daß das tödliche Leiden ihm bereits am Lebensmarke zehrte. Mannhaft sah er dem Kommenden entgegen, und sein Wunsch ging bescheiden nur auf „ein paar Jahre Frist“ für die Seinen und nicht zuletzt für den harmonischen Abschluß und die zielsichere Zusammenfassung seines Gesamtwerkes. Schon unterm 9. April hatte er mir mitgeteilt: „Der Gedanke, meine Biographie zu schreiben“ (das „Literarische Selbstporträt“ war schon 1907 erschienen) „als Einleitung und Erklärung meiner einzelnen Werke und meines Gesamtchaffens, setzt sich mehr und mehr fest. Wenn Gott Gesundheit gibt, dürfte es wohl dazu kommen. Ambitionen habe ich keine mehr; ich glaube vielmehr, daß meine Zeit, an die ich allerdings fest glaube, noch lange nicht kommen wird.“

Hoffentlich hat er sich in letzterem getäuscht,

aber erleben sollte er jenes und dieses nicht mehr. September 1911 hatte er noch sein dreiaktiges Bauernspiel „König Laurin“ vollendet; „in Deltthurns, erst mit Überwindung,“ meldet das Tagebuch, „dann mit Lust und Befriedigung. . . . Das Ding ist etwas nüchtern noch, aber geschickt und voll starker Poin-ten — ich glaube auch, dramatisch wirksam“ (was sich glänzend bewahrheiten sollte). „Für das Hausgärtlein eine bedeutsame Bereicherung.“ Überarbeitet, gefeilt wurde noch später daran. — November 1911 schickte ihn „der Spezialist“ nach Südtirol. Als es schlimmer mit ihm wurde, ging er ins Sanatorium Hocheppan und konnte gegen Ende Januar wieder heimkehren. Aber er durfte „nur auf drei Stunden ins Amt gehen“ und mußte sich sonst „ganz der Arbeit enthalten“. Am 3. März aber hatte er „seit 20. Dezember an König Laurin zum ersten Male wieder eine Kleinigkeit gearbeitet“. Unterm 5. April 1912 schreibt er: „Mein Befinden ist ja nicht schlechter, im Gegenteil, aber es geht furchtbar langsam aufwärts.“ Unterm 22. Mai: „Im Amte mach' ich meine Arbeit, aber es geht keinen Tag ohne Heße ab. . . . Ich werde ja aushalten.“ Mitte April fühlt er, daß es „aufwärts“ gehe bei „vier Stunden angestrongter“ Amtstätigkeit. Im Juli führte ihn ein 14tägiger „Extraurlaub“ wieder nach dem geliebten Tirol. Im September be-

richtet das Tagebuch von leidlichem Befinden und Kraft zum Arbeiten: Mitte Oktober fuhr er, im „ordinären“ Urlaub, wieder in die Heimat, zur Erholung und zur Arbeit. Unterm 1. Januar 1913 heißt es im Tagebuch: „Mit Dank gegen Gott, der mir meine Gesundheit so ziemlich wiedergegeben und den Frieden und die Liebe in der Familie erhalten hat, beginne ich das neue Jahr — vielleicht ein Jahr der Unruhe, des Krieges. Aber was da kommen möge — ich halte einen Krieg für die Allgemeinheit nützlicher als das Anwachsen der Sümpfe, die sich um uns gesammelt haben — in manu domini sumus.“

Im Frühjahr 1913 erkrankte er heftig, mußte fünf Wochen liegen. An den Tröstungen der Kirche richtete er sich auf, verlor überhaupt nie den Mut. „Wenn's so fortgeht,“ notierte er am „Vorabend des Fronleichnam“, dem 21. Mai, „darf ich am nächsten Montag nach Tyrol verreisen.“ Er sah seinen Wunsch erfüllt; am 13. Juni schrieb er mir aus Aufhofen: „Ich bin mit mir zufrieden. Nur Atembeschwerden treten noch öfters auf.“ In Brigen besuchte er seine Tochter Maria mit der „Zweitältesten“, Irmgard, die er auf dem letzten Spaziergang, den der „schon Schwerkranke“ machte, zur kleinen Armeeseelenkapelle führte; „was ihn darin so anzog, war ein Hochrelief, die Schöpfung darstellend, eine neuere,

ganz vorzügliche Arbeit. Und wie er sich daran begeistern konnte!" Dann begab sich der Heilungsbedürftige ins Sanatorium Hocheppan, das er nicht mehr verlassen sollte, unter die ärztliche Obhut des bewährten und befreundeten Leiters Dr. Vilas. Irmgard Domanig, die Tochter, konnte es, trotz ihrer gebundenen Stellung als zweite Vorsteherin eines Wiener k. k. Töchterinstituts, wiederholt länger ermöglichen, dem kranken Vater ihre (geschulte) Pflege zuteil werden zu lassen. Sie hat nach jener erschütterungsschweren Zeit deren einfache Schilderung niedergeschrieben, die im Abdruck vor mir liegt, nebst Briefen unter meiner Adresse von ihrer und der Mutter Hand sowie einer noch von Karl Domanig selbst an mich gerichteten Karte unterm 9. Oktober: „Ich habe seit 10 Tagen keinen Anfall mehr gehabt, und mein Befinden bessert sich jeden Tag, so daß ich wohl hoffen darf, in zwei Monaten gesund zu sein.“

Inzwischen hatte ein schwerer Atemkrampf gegen Mitte August für sein Leben fürchten lassen. „Er überstand ihn aber und noch viele folgende schwere Anfälle. Er selbst erwartete mutig den Tod“, heroisch-standhaft und gottergeben wie der christliche Held, der er immer war. An die Seinen daheim hatte er damals für die Stunde des Abscheidens den letzten telegraphischen Gruß in Auftrag gegeben: „Gott be-

hüt Euch alle, Mama und Kinder. Karl.“ Aber es gab noch Lichtblicke. Am 10. Oktober durften die zwei ältesten Söhne vor ihrer Abreise nach Rom und London zu ihm kommen. Dieser Abschied griff allzu tief ein in die Kraft des Leidenden. Er erkrankte schwer, und am 20. Oktober erfolgte eine Gehirnblutung mit „Lähmung der linken Seite“ und einer „bedeutenden Trübung des Sensoriums“ im Gefolge. Der letzte Besuch, der ihn auf sein eigenes dringendes Verlangen sehen durfte, war Egger-Lienz, dem er beim Abschied Grüße an „Frau, Kinderlen und jedes einzelne Ihrer Bildln“ mitgab. Am gleichen Tage wies er auch an mich „den letzten Brief“ an.

Der 10. November aber fand ihn noch einmal auf seiner geliebten Terrasse. Die damals aufgenommene letzte Photographie zeigt ihn eingehüllt in Decken und Kissen, das Käppi auf dem ergrauten Haupt, die Zigarre in der Rechten, den ernst-freundlichen Blick geradeaus gerichtet; umgeben von den ihn liebevoll Betreuenden: der Tochter, dem berühmten Arzte und dessen gütiger Gattin sowie der Pflegerin; umfriedet auch von dem teuren heimatischen Gelände, angesichts dessen er einmal ausgerufen hatte: „Kann es ein schöneres Sterben geben als hier?“ Nein, er fürchtete nicht den Tod, den auch er als „letzten Freund“ erachtete. „Ich sterbe gern,“ sagte er in jener

Zeit der jäh abfallenden Lebenskräfte, „und habe gar keine Angst davor. Ich habe den Herrgott mein Leben lang bekannt, möge er mich jetzt bekennen.“ Dennoch trat ihm bisweilen die Sorge um die Lieben auf die Lippen, auch die Trauer um Unvollendetes: „Wenn ich nochmals zum arbeiten käme,“ bemerkte er einmal, „wie vieles wüßte ich mir zu tun!“ — Am 19. November führte er die Feder zum letztenmal, indem er in einem Akt der Dankbarkeit (für ihn sehr bezeichnend!) zur Namenstagsfeier der Pflegeschwester mühsam und „fast unleserlich“ sein eigenes Gedicht „Trost“ („Wanderbüchlein“) unter dem Titel „Frühlingslied der hl. Elisabeth“ in ein Exemplar der „Nachfolge Christi“ schrieb.

Am 20. leitete ein verhängnisvoller Anfall das „rapid“ Nahende ein. Er hatte schwer zu leiden, die Gedanken verwirrten sich oft, um sich immer wieder zur Klarheit durchzuringen. Am 29. November und auch später noch, in der fast „letzten Woche seines Lebens“, glaubte er sich im kleinen Scheinfeld, im Pfarrhof, beschrieb „Verhältnisse, Haus und Angehörige ganz richtig“. In der peinigendsten Not des Atmens und der Schmerzen „betete er ununterbrochen“. . . Einmal sagte er in der größten Angst und Qual: „Mein Gott, ich habe so viel Gutes im Leben gehabt, jetzt kann ich das wohl leicht er-

tragen!“ Am 7. Dezember „beichtete er noch wie alle Sonntage“, am 8. empfing er „mit klarem Bewußtsein“ die heilige Kommunion und „betete dabei selbst das Domine non sum dignus“. Den Tag über schlief er viel und sprach, wenn wachend, „fast unaufhörlich die Namen seiner zwei liebsten Menschen vor sich hin: Mama — Mutter.“

Die Nacht wurde unruhig; frühmorgens, 9. Dezember 1913, telegraphierte die Tochter an die Mutter, um sie zu rufen „und hoffte noch auf rechtzeitiges Eintreffen“ — umsonst. Gegen 9 Uhr ebte das Köcheln ab, der Kranke wurde „ganz ruhig“. Man hörte ihn Stoßgebete murmeln, er selbst tastete nach dem Sterbekreuz und küßte es. „Immer stiller wurde er — klar und weit waren die schönen blauen Augen geöffnet, langsam schlossen sie sich.“ In den Armen der Tochter verschied er „ganz still und ruhig wie ein Kind, das man einschläfert, ohne einen Tropfen Todesweiß auf der Stirn“. Als die Gattin mit der ältesten Tochter und den drei jüngsten Kindern eintraf, sah sie den Unerseßlichen aufgebahrt: „ohne jeden Leidenszug, mit rosiger Gesichtsfarbe, nicht eingefallen, ganz wie schlafend lag er da“. War es nicht Domanig selbst, der von der Schönheit des christlichen Todes gesprochen hatte? Nun bestätigte sich diese Wahrheit an ihm selbst — und sie erleichterte,

erhob denen das Herz, die den Verlust seiner sichtbaren Gegenwart am herbsten empfinden mußten.

Seit länger war es Karl Domanigs großer, jedoch unerfüllbarer Wunsch gewesen, für die ganze Domanigfamilie, so recht zu deren ständiger inniger Zusammenschließung, einen Herrensitz in Tyrol zu erwerben. Ein anderes heimlich Ersehntes wurde ihm jetzt zuteil durch die Liebe der Gattin, der er „stets sein Bestes gedankt“: er wurde eingebettet in den Heimatboden seiner Vaterstadt Sterzing. Ehe die teure Erde ihn aufnahm, lag er aufgebahrt im Vaterhause. „Bauern, Kinder, alles, ganz Sterzing kamen hinauf von früh morgens bis spät abends und beteten an seinem Sarg. So hat er sich's immer gewünscht, ohne daß er es zu hoffen wagte.“ Für sie aber, die ihm dies letzte bereitete, lag unaussprechlicher Trost in dem Gedanken, „ihm nun den größten und liebsten Wunsch erfüllen“ und eben dadurch „ihre Liebe zum Ausdruck bringen zu können“. — Am 12. Dezember nachmittags fand die Bestattung statt, unter Ehrenbezeugungen, wie sie der Dichter vielleicht nie geträumt hatte. Vertreten waren außer dem Brigener Fürstbischof: der Erzherzog Thronfolger, dessen schöner Kranz die übrigen unzähligen krönte, der Statthalter, das Oberstkämmereramt, die Beamtenchaft des kunsthistorischen Museums, die Universität Innsbruck, der

Verein katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs, die Verbindungen „Austria“, „Welfia“, „Norica“ und „Nordgau“. Und viele, viele Freunde waren herbeigeeilt, Sterzing selbst aber gab mit den Hinterbliebenen, den Ehren- und Trauergästen das Grabgeleite, wie es glänzender wohl nie in diesen Straßen gesehen worden war. In der Pfarrkirche, an der Domanig'schen Familiengruft wurde der Sarg eingesenkt; herzbewegende Klagegesänge und Nachrufe erklangen, — es schien, als hätte die Welt draußen plötzlich gewußt, was es um den Verlust dieses Mannes war.

„Nun ruht er in seiner geliebten, schönen Heimat, die Berge schauen auf ihn herab“ — und — horch! — wachst es nicht in ihrem Hauch wie ein Gruß herüber? Dieser nämlich: Du gehörst zu uns wie zu dem ganzen Lande. Fest wie wir stand deine Treue, und fest wie deine Treue soll stehen das Angedenken dessen, was du schufst und was du warst. Kinder und Kindes-
kinder werden deinen Namen und dein Wirken in stolzer Dankesfreude künden — besser, als Eltern und Voreltern es getan. — — —

Gilt es noch, die Linien des Persönlichkeitsbildes, das die vorstehenden Blätter dartun, konzentrierend zusammenzufassen? Ich erachte, nein. Dennoch sei ein Weniges gesagt:

Karl Domanig war als Mensch und als Dichter durchaus eine Verpersönlichung mannhafter, ritterlich-edler Treue. Treu seinem Gott, seiner Kirche, seiner Heimat: dem engeren und weiteren Vaterlande; treu seinem Kaiser, seinem Volk, seinem Deutschtum, seinem Beruf; treu den Familientraditionen, den Seinen, den Freunden; treu vor allem sich selbst: den erwählten Grundsätzen und erworbenen Überzeugungen, der großen Weltanschauung, die er ringend sich zu eigen gemacht; treu nicht zuletzt den Anlagen, die ihm ins Leben mitgegeben wurden, vor allem dem Besten seiner Gesamtprägung: dem unvergänglichen Ich im Ich. Und zwar war es eine Verpersönlichung Leuchtender Treue, von einer Leuchtkraft, die sich nie verbergen konnte, weil der ganze Mann und Künstler, bewußt und unbewußt, sich selber in allem, was er war und tat, umsetzte und gab: in heiligender Ziel- und Zwecklichkeit, weiten Blickes vorwärts schauend und strebend, ohne aufdringliche Ichbetonung, aber auch ohne jedwede Konzessionenmacherei, in echter Duldsamkeit jedoch gegen alles was Mensch und Menschentum heißt, nicht aber gegen das Unterminierende, Zersezende darin, dem er Kampf geschworen hatte bis zum letzten Atemzuge. Gott und die Ideale, die Christlichen, bestimmen wir genauer: die christkatholischen, wie er sie als Kern, Quell

und Ziel für sein tyrolisches Volk forderte und für das österreichische, das deutsche ersehnte, standen ihm zueinhäupten des eigenen Richtweges und wiesen ihm die Bahn durch Sturm und Wogendrang, durch Wüste und Dürre, durch lebenslange Enttäuschung, Verkenennung und Vereinsamung (des Künstlers). Mut und Gottvertrauen ließen ihn nie, wie ihn die kindlichsonnige Hoffnung nicht ließ auf ein künftiges Werden, noch die suchende und nachgehende Liebe zu allem Erhabenen und Schönen, zu Gerechtigkeit und Recht und zu dem Edlen in den Brüdern, denen er dienen wollte wie ein selbst- und gotterwählter Diener des Höchsten.

Daß Mensch und Dichter in Domanig eins sind, wird erkennbar auf den ersten Blick. Denn, wie schon bemerkt, der ganze Mann steht hinter seinem Werke. Und dieser Mann war voll Klarheit, Wahrhaftigkeit, Offenheit, Gläubigkeit, Tapferkeit, Kraft, Zielbewußtheit, Gewissenhaftigkeit, Geduld, Selbstbescheidung, ergreifender Dankbarkeit, Güte d. i. Weisheit der Liebe. — Wie er als Dichter, als Künstler zu nehmen ist, hat er uns selbst gesagt: „wohl zu allererst als Tyroler und tyrolischer Volksmann“ („Eiter. Selbstporträt“). Es ist einmal behauptet worden, daß in ihm „ganz Tyrol“ zu finden sei; wir bestimmen genauer: das Beste, das Kernhafte von „ganz Tyrol“. Da ver-

steht es sich denn wohl von selbst, daß er als Mensch und Dichter ein Mann des einfachen Wortes war: des Wortes markiger, straffer Geschlossenheit — so sehr, daß Uneingeweihte zunächst bei ihm auf „Nüchternheit“ der Anschauung und Empfindung schließen dürften. Aber wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht; wer in den knappen Ausdrücken und Wendungen einen tatsächlichen Gefühls- und Schöpfungsreichtum erahnt; wer hinter dem angeschlagenen Ton den Akkord, hinter diesem die Melodie, hinter ihr die Grundmotive und die organische Einheit der Komposition zu erlauschen vermag; wem die wuchtigen Umrisse die Gestalten von Fleisch und Blut, zugleich ein lebensprühendes Geschehen offenbaren: der weiß, daß hier ein Vollcharakter und ein Vollkünstler, ein echter, von Intellekt, Adel und Schöpferkraft durchleuchteter Höhenmensch aus seinem Unmittelbarsten zu ihm spricht, ihm Blicke eröffnend in ein Verheißungsland, dessen Segnungen zu verbreiten er selber bereit und berufen war. Freilich will er in seiner Fülle und Tiefe aufgeschlossen sein durch das Entgegenkommen des Lesers und Hörers, dem er dann selbst alsbald entgegenkommt mit reichem Lohne: mit Kunst- und Seelengaben, die mitfammen auf Ewigkeitsziele deuten und diese erreichen helfen.

Genau besehen, trägt Domanig die Merkmale

christlich-nationalen Heldentums; ihn durchsonnte auch der tiefgründige, gehaltene Humor, der jenem zu eignen pflegt. Deutsch war er durch und durch, vor allem — was schließlich Wesensgleiches bedeutet — durch und durch tyrolisch. Ob je einer sein Heimatvolk und -land glühender geliebt hat als er? Glühend, aber nicht blind. Je mehr er in die Sprach-, Denk- und Empfindungsweise des tyrolischen Hauses eindrang, je fester er sich auf den Boden der geschichtlichen wie der sozialen Tatsachen stellte, desto klarer, in Ursache wie in Wirkung, wurde ihm jener Zug zur Zwiespältigkeit, der bis auf den gegenwärtigen Tag das Tyrolertum kennzeichnet. Domanig hat schwer darunter gelitten, aber sich auch unter diesem Druck desto bewußter zu selbständigem Urteil aufgeschwungen, zu jener ehrlichen, offenen Unabhängigkeit, die seine ganze Persönlichkeit hob und durchstrahlte. Kraft dieser Objektivität eignete er sich hervorragend für jene Vermittlungsmission, an der er seit den 20 Jahren tyrolischen Bruderzwistes arbeitete (s. sein Büchlein „Zum Frieden“ mit dem „Grobianus“, „Niklas von der Glüe“ und dem „Zweikampf“).

Besser hat niemand erkannt als er, was es — ich führe seine eigenen Worte an — um die „providentielle Mission“ dieses Landes und Volkes ist, „eine Mission, welche jeder einzelne zu erfüllen hat an den vielen,

die aus aller Herren Länder jeden Sommer das Land durchfluten, zahlreicher als die Heere Lesebros, und sie machen Bekanntschaft nicht mit dem Stutzen der Tyroler, aber mit dem Charakter, den Gesinnungen, dem ganzen Wesen des Volkes. Und nun ist es für so viele das erstemal, daß sie ein katholisches Volk kennen lernen. Sie sind begierig darauf; die meisten unter den andersgläubigen Fremden haben unsere Religion bisher nur vom Hörensagen und nach Zerrbildern gekannt; tausend Vorurteile bringen sie ihr entgegen. Aber nun sind sie in Tyrol, mitten in einem grundkatholischen Volke; da sehen sie es mit Augen und können sich dem nicht verschließen: Das ist ein gesundes, tüchtiges Volk, voll schöner Talente, voll guter Eigenschaften des Herzens, ein wahrhaft adeliges Volk. Und alle Zustände geordnet; die Felder, die Häuser und Kirchen geben Zeugnis, wohl nicht überall von großem Wohlstande, aber überall von der Arbeitsamkeit und der idealen Gesinnung, von der hohen Kultur dieser Menschen! Und dann kommen sie nach Hause, Zehntausende von Fremden, mit anderen Vorstellungen über unsere Religion, als sie hierher gebracht haben: sie haben Tyrol und in Tyrol ein katholisches Volk, sie haben den Katholizismus selber kennen gelernt“ (s. „Die Fremden“).

Dieser kulturellen Weltmission der Heimat hat

Domanig — im letzten Grunde — sein Gesamtſchaffen unterſtellt, deſſen Motto lautet: „In Treue feſt und unverwandt für Gott und Fürſt und Vaterland!“ Und eben darum iſt ſeine — wie erwähnt — weſentlich tyrolische, zugleich kerndeuſche Heimatdichtung ſo vorbildlich, ſo hochwichtig anregend für alle Gaue, in denen „die deuſche Zunge klingt“, ja, durch Übermittlung, für jegliches Volk, das ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen vermag. Denn echte Heimatkuſt weckt unfehlbar alles ihr Weſensähnliche, wo immer ſie auf dieſes ſtößt. Eben deſhalb (wie ich ſchon in meinem Domanig-Büchlein ſagte) greift die Miſſion gerade ſolcher Dichtung ſo tief und ſo weit: bis in den verborgenſten Herzwinkel, bis an den fernſten Zonengrad, weil ſie das Wahre, das Beſte, das Unvergängliche in uns unmittelbar anfaßt, durchdringt, entwickelt.

Nun ſollte es heißen, Domanigs dichterisches Lebenswerk darzuſtellen. Schwer genug fällt es mir, juſt hier Entſagung üben zu müſſen, aber meine Aufgabe iſt bereits erfüllt. Um jedoch dem nach Zuſammenschluß verlangenden Litterariſtiker und Freunde in mir wenigſtens etwas genug zu tun, ſei noch ein Geſamtbild des poetiſchen Schaffens Domanigs gegeben, ſonſt aber zu näherem Eindringen auf A. Dörrers „Ergänzungsband“ (VI. Band) hingewieſen.

An Dichtungen in Buchform erschienen:

1885—1897 die dramatische Trilogie „Der Tyroler Freiheitskampf“ mit den drei Hauptteilen „Speckbacher, der Mann von Rinn“, „Josef Straub, der Kronenwirt von Hall“, „Andreas Hofner, der Sandwirt“, dem Vorspiel „Braut des Vaterlandes“ und dem Nachspiel „Andreas Hofners Denkmal“.

1889 Das Schauspiel „Der Gutsverkauf“.

1890 Die poetische Erzählung „Der Abt von Siedt“.

1893 „Kleine Erzählungen“.

1898 Der Roman „Die Fremden“.

1901 Das Schauspiel „Der Idealist“.

1906 Die Gedichtsammlung „Wanderbüchlein“.

1907 Das Schauspiel „Die Liebe Not“.

1908 Das Volksbuch „Hausgärtlein“.

1909 Die epische Dichtung „Um Pulver und Blei“.

1911 Das poetische Vermittlungsbüchlein „Zum Frieden“.

Die meisten dieser Werke sind wiederholt, und dann immer nach erneuter sorgfältigster Durcharbeitung seitens des Autors, aufgelegt, einige von ihnen fremdsprachlich (ins Englische, Norwegische, Tschechische) übertragen worden.

An dieser Stelle können also nur ein paar Streiflichter hinsichtlich der Einzeldichtungen aufgesetzt werden. — Da ist zunächst das „Wanderbüchlein“,

das Iyrische Ausweis- und Bekenntnisbuch eines ganzen reichen, in die Tiefe gehenden Menschenlebens — auf einem etwas mehr als halben Hundert Druckseiten! Wo findet man sonst eine Selbstbescheidung wie diese? Eine Selbstbescheidung aber inmitten einer machtvoll zurückgehaltenen Empfindungs- und Gedankenwelt, aus welcher der Verfasser nur einzelne, klare Töne zu uns herüberklingen läßt. Für den mit der Intuition des Herzens Hinhorchenden verbinden sie sich zu einer ergreifenden Symphonie, die auf eine Fülle erschlossener, aber nicht übermittelter Harmonie deutet.

Da sind ferner die Erzählbücher in Prosa: a) Die Sammlung „Kleine Erzählungen“, Kabinettsstücke eines tiefschürfenden Idealrealismus, der sich in das Gewand vollendeter künstlerischer Konzentration und Schlichtheit hüllt. Das Ganze und jedes einzelne berichtet von einfachen tyrolischen Menschen, über deren ihnen selbst fast verborgenes Seelenleben, dessen Schleier des Dichters Hand ehrfürchtig hebt. Der Gewinn ist ein ungeahnt großer für jeden, der lauterer Volkstum in seinen letzten Gründen, in seinen Wurzelfäden zu verfolgen vermag und liebt; b) der Roman „Die Fremden“, eine beabsichtigte, aus kraft- und zielsicherem vaterländischen Gemeinsinn mit künstlerischen Mitteln herausgearbeitete Tendenz-

dichtung, deren Vorwurf die maßvolle Bekämpfung des Fremdenunwesens bildet. Zweifellos wiegt das Buch als patriotische Tat schwerer denn als literarische Leistung, wie achtungswert diese sich immer gibt; c) das „Hausgärtlein“, ein urechtes, tyrolisch-tyrisches Volksbuch, in dem ungebundene und gebundene Rede sich reizvoll mischt. Es ist aus vielen Einzelstücken Domanigscher Autorschaft stofflich und formal abwechslungsreich, thematisch einheitlich, und zwar organisch, aufgebaut. Volkstum in seinen verschiedenen Bekundungen bildet das Thema, Volkstümlichkeit in künstlerischer Beherrschung den Ausdruck dieser Darstellung, in die nach wohlervogener Absicht des Verfassers auch leise das Anekdotenhafte hereinspielt.

Da sind zudem die zwei längeren epischen Dichtungen: der vor der Kritik zu hohen Ehren gelangte psychologisch zarte, darstellerisch kraftvolle, technisch fein geschliffene „Abt von Siecht“, stofflich geschickt verschmolzen aus Geschichte und Klostertradition, und das kleine Prachtstück „Um Pulver und Blei“, eine historisch-psychologisch orientierende und motivierende Einführung zum großen Dramenzyklus mit der Widerspiegelung tyrolischen Heldentums in seinen Ursprüngen. Alles ist vollbegründete und vollberechtigte Wirkung in dieser von Wucht und Klar-

heit getragenen Epopöe, die jedes Wort an seiner Stelle hat und bei entsprechendem mündlichem Vortrage dramatisch zünden muß.

Da sind des weiteren die drei sozialen Bühnenstücke, Volksdramen im gehobenen Sinne: 1. „Der Gutsverkauf“, eine Dichtung von der Heimat der Scholle und des Herzens. Lautere, ringende Liebe zum angestammten Erbgut, der leichtsinnige Gleichgültigkeit und schöne Habsucht gegenüberstehen, die schwere Bedrohung der äußeren wie der inneren Heimat und die glückliche Überwindung aller einschlägigen Gefahren geben Vorwurf, Stoff und Handlung; 2. „Der Idealist“, eine Dichtung von der Heimat der Kunst und des Herzens. Dieses Lieblingswerk Domanigs spiegelt das ganze heutige Theaterelend wider, stellt glänzend humorvoll, auch satirisch die falsche „moderne“ Bühnenkunst der echten, bleibenden gegenüber; 3. „Die Liebe Not“, eine Dichtung von der Heimat des Künstlers und des Herzens, zugleich ein bemerkenswertes Stück Selbstbiographie. Der Ton liegt auf dem Beiwort: „lieb“, weil die recht erfasste und ertragene Not läutert, befreit, hebt, weil sie zum seelischen Heimfrieden emporträgt.

Da ist endlich Domanigs eigentliches Lebenswerk: „Der Tyroler Freiheitskampf“. Das Vorspiel

veranschaulicht die Motive, das erste Drama die Entstehung, das zweite den Höhepunkt, das dritte das Ende, das Nachspiel die bleibende weltgeschichtliche Bedeutung der großen Bewegung. Markige Geschlossenheit überall, und eine nun von Ergriffenheit, nun vom Humor, immer von künstlerischem Takt vorgeschriebene Zurückhaltung. Kern und Mittelpunkt: Wahrhaftigkeit, Geschichts- und Lebenstreue, getaucht in dichterische Intuition, in künstlerische Gewissenhaftigkeit. Nichts beschönigt, weder Volks- noch Einzelcharakter idealisiert. Alles Menschliche, auch das Irren und Sündigen bei Freund und Feind, ins rechte Licht gestellt. Und dennoch für den objektiven Leser oder Zuschauer das derartigen Bühnendichtungen gegenüber eine Notwendige gerettet: die innerste Anteilnahme, die staunende, flammende, mitreißende Begeisterung. Schon Alfred Freiherr von Berger urteilte entschlossen: „Dieser Dramenzyklus hat sich bei mir glänzend bewährt. Ich habe im Laufe der Jahre mehrere Male alle Dramen gelesen mit Erhebung und Erschütterung. Namentlich den Sandwirt. Wenn diese Werke die scharfe Theaterwirkung nicht haben, ohne welche auf unserer todkranken Bühne keine Erfolge zu erzwingen sind, so ist dies ein Zeichen ihrer vollen seelischen Gesundheit.“

Er verwies auf die Zukunft als die Zeit Do-

manigs; Domanig selber tat dies auch in edelstolzer Ergebung. „Klagen“, hat er einmal gesagt, „macht eine schlechte Figur; was ein echter Mann und ein echter Dichter ist, wird sich durchsetzen. Das hoffe ich auch für meine Werke.“ Das aufsteigende bittere Gefühl, daß dies erst nach seinem Tode geschehen solle, wußte er „unter die Füße zu bringen“. So schrieb er seine „Verlassenschaft“ (Wanderbüchlein) mit dem bündigen Frage- und Antwortspiel des Anfangs- und Schlußverses: „Und was an Gütern hinterläßt du? Sag! . . . Die Enkel, mein' ich, loben den Ertrag.“

Auch ich glaube an „seine“ Zeit, die kommende, nach der wir zu Ungezählten sehnsüchtig ausschauen und die wir vorbereiten helfen möchten, wie er es tat, Domanig, „von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und mit allen Kräften“: die Zeit der allgemeinen Gesundung, der vertiefenden Vereinfachung, der stählenden Vereinheitlichung, die Zeit des edleren Menschentums. Möge sie denn aufgehen, bald, — das Gesamtwerk dessen, der an sie glaubte wie an sich selbst, wird sie anbahnen helfen.

Literarisches Selbstporträt

Lieber Freund!

Du tuft es nun nicht anders, ich muß mich Deinem Willen fügen! So werde ich denn, wie schwer ich mich dazu entschließe, meine Meinung über mich selber äußern, sagen, wozu ich mir von Gott berufen erscheine, und wie ich an meiner Lebensaufgabe gearbeitet habe.

Aus der angeborenen und anerzogenen Eigenart des Menschen erwächst sein Wünschen und Streben; laß mich darüber zuerst sprechen. Mein Name ist ohne Zweifel slawischen Ursprungs (in Tyrol übrigens immer nur Dománig gesprochen); die ältesten nachweisbaren Vorfahren der Familie waren eben im kärntnerischen Mölltale ansässig, wo noch so viele Orts- und Familiennamen daran erinnern, daß diese heute reindeutsche Gegend einst, zu Karls des Großen Zeiten, von Slawen besiedelt war. Das Dorf Winklern, am Fuß des Glockners, kaum eine halbe Stunde von der tyrolischen Grenze entfernt, war die Heimat meines Urgroßvaters, dessen Vater und Großvater (weiter reichen die Matrikeln nicht zurück) hier das Wirtsgeschäft betrieben. In den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts zog mein Urgroßvater nach Tyrol, in das bei Trienz gelegene Dorf Leisach, wo er

Wirt und Grundbesitzer war und als „Ehrenvest und fürnember Herr“ i. J. 1740 einen Wappenbrief erhielt. Seit jener Zeit sind Tyroler, Männer und Frauen aus dem Pustertal, dem Unterinntal und Stubai, lauter kerndeutsches Blut, meine Vorfahren. Die beiden Großväter, Elias Domanig und Anton Obrist, haben auch in den schweren Zeiten der Napoleonischen Kriege treu zu ihrem Vaterlande gehalten; beider Bilder sieht man in der Heldengalerie am Berg Isel. Mein Vater, der Sohn des Postmeisters von Schönberg, war ein wohlhabender und allgemein geachteter Kaufmann in Sterzing, meine Mutter eine hochbegabte und starkmütige Frau. Und hier, recht eigentlich im Herzen Tyrols, bin ich (am 3. April 1851) geboren. In der Poesie dieser alten Kleinstadt aufgewachsen, früh vertraut mit allen Bergen der Umgebung, die ich als Knabe schon mit der Büchse durchstreifte, von Kindheit auf befreundet mit jenem homerischen Bauernvolk von Pfilsch, Gupp, Elzenbaum — da wundere Dich, daß mir das Deutschtum und das Tyrolertum im Blute sitzt!

Aber ich bin auch bald zum Bewußtsein und zur Wertschätzung dieses Erbteils gelangt, da ich die 4. und 5. Gymnasialklasse in Salzburg studierte und, nachdem ich die Mittelschule in Meran beendet hatte, außer der Hochschule von Innsbruck jene von Straßburg i. E. und Rom (die Gregoriana) besuchte: die Fremde hat mich den Wert der Heimat schätzen gelehrt. Von meinem langen und öfteren Aufenthalte in Italien, wo ich freilich auch die welsche Nation

achten lernte, von meinen sonstigen vielen und ziemlich weiten Reisen bin ich nie heimgekehrt, ohne mich meines Deutschtums, meiner Tyroler Berge und Tyroler Landsleute aufs neue zu freuen; und später, seit dem Jahre 1880, wo ich meinen Aufenthalt in Wien genommen, auch meines Österreich! Wenn ich wieder einmal in Berlin gewesen war, wie schön und vornehm erschien mir dann unser Wien, um wieviel freundlicher Ton und Gehaben des Österreicher!

Und ich habe mich auch durchgekämpft zur Würdigung des spezifisch tyrolischen Wesens: der katholischen Weltanschauung und katholischen Lebensführung des Tyroler Volkes. Noch am Gymnasium war mir, durch Beispiel und Lektüre, jeder positive Glaube abhanden gekommen. Ich bin in Bälde zurückgekehrt und habe es seither immer als ein Bedürfnis und eine Pflicht empfunden, mich durch ernstes Studium über Fragen der Religion zu unterrichten, mir klar zu werden über die Tragweite des Katholizismus für jede Lebensbeziehung und die unerschöpfte Schönheit desselben. Und schon an der Universität habe ich es gelernt, indem ich die Couleur einer katholischen Studentenverbindung nahm, meinen Glauben offen und ungescheut zu bekennen; da entstand auch mein erstes Schriftchen: Eine katholische Burschenschaft (1873).

Wenn ich heute Menschen sehe ohne Religion, ohne ein religiöses Bedürfnis, überkommt mich leicht ein Gefühl des Mitleids; denn wie viel schöner und heiterer, wie viel menschenwürdiger gestaltet sich das Dasein für den Katholiken! Aber wenn ich einen jener

Modereisenden über Dummheit und Aberglauben des katholischen Volkes Schwätzen höre, dann halte ich zuweilen schwer an mich. Denn auch das kommt in Betracht: Ich bin von Hause aus wahrlich eine tolerante Natur; in meinem ganzen Leben ist's mir nicht eingefallen, irgendjemanden, er sei Jude, Türke oder Nihilist, wegen seiner Gesinnung zu behelligen, wogegen ich selbst in meinen früheren Jahren unzählige Male deshalb angeflegelt wurde und heute noch wenigstens als Literat meine Gesinnung teuer genug bezahlen muß. Wenn ich nun sehe, wie man ein kindlich-gläubiges und eigentlich wehrloses Volk um seinen besten Besiß, um den Trost und Inhalt seines armen Lebens betrügen will — ich gebrauche das harte Wort, denn was will der Gegner dafür bieten als ein Nichts oder höchstens ein unbrauchbares Surrogat? —, dann bin ich als Freund des Volkes empört und empfinde es als nationale Pflicht, dem Tyroler den Wert seines religiösen Besißstandes zum Bewußtsein zu bringen. Es ist manches in meinen Schriften (in den „Fremden“ und im „Hausgärtlein“), was eine apologetische — nie eine aggressive — Tendenz zeigt: dazu hat mich die Liebe zu meinem Volke vermocht.

Wenn ich überhaupt meine Stellung als Poet recht verstehe, so bin ich als solcher wohl zuallererst Tyroler und tyrolischer Volksmann. Es war in Rom, wo mir früh genug die klare Erkenntnis dieses meines Berufes wurde: als Dichter für mein Volk zu wirken. Erst machte sich das unbewußt, wie von selber. Zu Ende der siebziger Jahre, als ich, von

Rom zurückgekehrt, ungerne genug mich auf eine der schematischen Lebensstellungen vorbereitete und mich in Germanistik, in das Studium Walters und Wolframs vertiefte (die gerade wieder meiner tyrolischen Denk- und Gemütsart neue Nahrung boten), da habe ich eine mir gebotene Gelegenheit benützt und den Tyroler Kalender geschaffen. Ich sagte mir: Der Kalender ist doch das einzige Buch, das in jedem Tyroler Hause gekauft und während eines ganzen Jahres gelesen wird; und dieses einzige und beste Mittel, um auf das Volk zu wirken, ist bei uns so völlig vernachlässigt; denn Kalenderschreiben war damals bei uns zulande so ziemlich das gemeinste Handwerk. Ich bin also Kalenderschreiber geworden und habe es dahin gebracht, daß schon am zweiten Jahrgang des Tyroler Kalenders hochangesehene Gelehrte, darunter auch politisch andersdenkende, und führende Politiker mir ihre Beihilfe liehen, ja sogar ihre Aufsätze größtenteils mit Namen zeichneten. Der dritte Jahrgang brachte es, was für eine auf Deutschtyrol beschränkte Druckschrift damals sehr viel war, auf eine Auflage von 20 000 Exemplaren.

Für diese Publikation habe ich die vier Kalenderpredigten, den Brief an ein Kind und anderes geschrieben, was man in meinem „Hausgärtlein“ wiederfindet, dann den Briefwechsel Straubs mit seiner Gattin, welcher die geschichtliche Quelle meines *Kronenwirt von Hall* ist und diese meine erste dramatische Dichtung veranlaßt hat. Auch meine erste Novelle: *Der Postillon von Schönberg* war

für den Tyroler Kalender bestimmt; ich schrieb sie in der Weise, wie sie das Volk an seiner Lektüre liebt und gewohnt ist, aber ich schrieb mir selbst damit eine eigene Herzenssache vom Leibe.

Gleichzeitig mit dem Kalender sind die Tyroler Karten ins Leben getreten, ein historisches Kartenspiel, durch das dem Volk recht eigentlich spielend alle Hauptmomente seiner Geschichte, angefangen von Rudolf von Habsburg bis herauf zum Kriege gegen die Garibaldiner, vor Augen geführt und ins Gedächtnis geprägt werden sollten. Albert Jäger hat mich als Historiker beraten, Edmund von Wörndle zeichnete die Bilder.

Vor allem nahm mich aber neben den Parzival-Studien, die damals ihre Entstehung fanden, die Dramatisierung jenes dankbaren Stoffes in Anspruch, den der Briefwechsel der Kronenwirtsleute bot. Und ich dachte bald daran, das Thema zu erweitern zu einer dramatischen Trilogie, die in Einzelenepisoden den Tyroler Freiheitskampf darstellen sollte.

In einem Vorspiele: Braut des Vaterlandes, das schon im Jahre 1874 in Rom entstanden war, wollte ich die Motive der Erhebung schildern, in Speckbacher (I) die Genesis, in Straub (II) den Höhepunkt des Kampfes, in A. Hofer (III) das tragische Ende desselben; das Nachspiel endlich: A. Hofers Denkmal sollte die bleibende, weltgeschichtliche Bedeutung jener Kämpfe veranschaulichen.

Hier will ich eine kurze Bemerkung einfügen.

Meine Tyroler des Jahres 1809 sind, wie bei Defregger, durchaus Tyroler von heute. Wohl für jede meiner Figuren hatte ich ein ganz bestimmtes Modell. Meine Kenntniss des Volkes, sowie der Umstand, daß ich als Knabe in den Jahren 1859 und 1866 Zeuge des Durchmarsches unserer Truppen war und das Aufgebot der Tyroler Schützen, den Transport der Verwundeten und der gefangenen Garibaldiner mitansah, die Kriegsbegeisterung im Volke miterlebte, kam mir gewiß zustatten. Schon als Achtjähriger hatte ich selbst aus meinen Schulkameraden eine „Schützenkompagnie“ gebildet und als Hauptmann an ihrer Spitze das Sterzinger Städtlein durchstürmt; Kriegsspiele jeder Art, die Anfertigung von Schutz- und Trußwaffen, der Bau von Festungswerken waren damals und noch später meine Lieblingsbeschäftigung. Und wie gerne wäre ich als Fünfzehnjähriger mitgezogen mit unseren Schützen, wie oft habe ich später noch Adolf Pichler beneidet, daß es ihm vergönnt gewesen, im Felde seinen Mann zu stellen! Ich darf wohl sagen: Der Tyroler Patriot hat von Kindheit auf in mir gesteckt, und ich habe ihn noch heute nicht losgebracht, trotz alledem.

An der Vollendung der Trilogie, deren erster Teil im Jahre 1885, deren letzter im Jahre 1897 erschien, habe ich im ganzen wohl durch 15 Jahre gearbeitet. Die Fertigstellung der späteren Teile ging deshalb so überaus langsam vonstatten, weil ich — ich tue das unter Parantese ab, da ich ja hier keine Biographie schreibe — seit dem März 1884 endlich

auch ins Joch geschirrt und k. und k. Beamter am Münzkabinet geworden war, nachdem ich mich gleichzeitig mit einer Wienerin aus kerndeutscher Familie vermählt hatte. Nicht die Wienerin, die sehr bald einer Tyrolerin zum Verwechseln ähnlich wurde und mir das Fleckchen Erde in Klosterneuburg, das wir unser nennen, zu einem Stück Tyrol geschaffen hat, nicht sie, wohl aber meine neuen Pflichten waren es, die mich zumeist an der rascheren Vollendung meines vaterländischen Werkes hinderten. Denn darein habe ich immer einen Stolz gesetzt, ein brauchbarer Beamter zu sein, meine administrativen Obliegenheiten pünktlich zu besorgen und auf wissenschaftlichem Gebiete nicht zurückzubleiben. Meine Publikationen werden es bezeugen¹).

1) *Babenberger Münzen* (Num. Ztschft.).

Älteste Medailleure in Osterreich.

Jahrbuch der Kunsth. Sammlgn.

Peter Flötner als Plastiker und Medailleur.

(Jahrbuch der Kunsth. Sammlungen.)

Porträtmedaillen der Eh. Osterreichs.

Sol. mit 50 Tafeln. Gilhofer und Ranschburg (1897).

Die deutsche Medaille in kunst- und kulturgeschichtlicher Hinsicht usw. Sol. mit 100 Tafeln. Schrödl u. Co. (1907).

Und viele kleinere numismatische und kunsthistorische Abhandlungen in Fachzeitschriften. —

Von germanistischen Arbeiten sind zu meinen *Parzival-Studien*, die ich 1878 und 1880 herausgab (Schöningh, Paderborn), hinzugekommen: *Wolfram von Eschenbach und seine Gattin* (Histor. Jahrb. d. Görres-Gesellschaft), *Der Klôsenære Walthers v.*

Zudem war mir in Wien die Ehre zuteil geworden, durch volle 21 Jahre ununterbrochen als Lehrer der Literatur- und Kunstgeschichte in der kaiserlichen Familie in Verwendung zu stehen, eine Aufgabe, deren gewissenhafte Erfüllung viel Zeit und Mühe gekostet hat. Für dichterische Arbeiten konnte ich daneben nicht mehr die Mühe, noch weniger Kraft und Stimmung gewinnen; gewöhnlich waren es nur noch etwa drei Wochen im Jahre, die Hälfte meines Urlaubs, die ich für eine intensivere dichterische Tätigkeit erübrigte.

Und dazwischen hinein fielen nun allerdings auch ein paar andere Dichtungen, die mich so angeflogen kamen. Zunächst *Der Abt von Siecht*. Ich hatte meinem verstorbenen Freunde Hofrat Dr. Magen die absonderliche Geschichte des Abtes Cölestin Bemb erzählt, so wie sie mir mein Bruder, der Konventuale von Siecht war, mitgeteilt hatte. Aber die Erzählung meines Bruders war nicht lückenlos; Magen wollte Näheres wissen. Ich las deshalb Wurzbach nach, der sich an Hornayr hielt. Und nun entstand, aus der Verbindung der Klostertradition mit den Angaben Hornayrs, ohne viel eigenes Zutun jene poetische Erzählung, die ich als junger Ehemann im kleinen Wäldchen draußen in Himberg innerhalb 14 Tagen niederschrieb. Der Dichtung, die 1890 in einer von E. v. Luttich reich und geschmackvoll illustrierten

d. Vogelweide (Schöningh, Paderborn), *Der Graal des Parzival* (Kultur).

Prachtausgabe erschien und 1896 durch Vermittelung des damaligen protestantischen Pfarrers von Christiania, Dr. Krogh-Tønning, ins Norwegische übersetzt wurde, habe ich bei den späteren Auflagen noch viel Mühe und Sorgfalt zugewendet.

Andere Zwischenarbeiten waren mehrere meiner kleinen Erzählungen, die mir von meiner Schönberger Tante, vom alten Konsiliarius in Weerberg (Schatzgräber und Falscher Hunderter) und vom Dekan Amann in Flauring (Die beiden Freunde) überliefert worden waren. Ich habe sie in der Hauptsache treulich nachgezählt, dabei aber allerdings eigene innere Erfahrungen mitverwoben; ich ließ diese Tyroler Leute unter ihren Verhältnissen dieselben oder ähnliche Erfahrungen erleben, die mich gerade drückten. Erhöhung hatte mir i. J. 1875 ein Klosterbruder in Monte Casino als eine Begebenheit mitgeteilt, die sich kurz vorher an einem Wallfahrtsorte in den Abruzzen ereignet habe; ich habe sie für Trens lokalisiert. — Meine Erlebnisse als Literat, um dies vorweg zu sagen, spiegeln sich schon im Kuraten von Großwies (Die beiden Freunde), in den späteren, größtenteils frei erfundenen Erzählungen kehrt das Thema wieder; die Beurteilung, die ich des öfteren bei guten Freunden gefunden habe, schilderte ich in Lienhard dem Fürst, meine allmähliche Resignation im Lebenszweck, die Hoffnung, die mir verblieben ist, in Meiner alten Tante.

Diese kleinen Erzählungen sind zuerst an sehr verschiedenen Orten erschienen; man hat ihnen die

Ehre erwiesen, sie zum Teil in fremde Sprachen zu übersetzen, besonders aber, sie ohne Wissen und Erlaubnis des Verfassers häufig nachzudrucken, wogegen die erste bei Wagner-Innsbruck i. J. 1893 erschienene und von Philipp Schumacher gut illustrierte Sammelausgabe durch lange Jahre unverkauft blieb, so daß erst im Jahre 1906 die zweite, stark vermehrte Auflage bei Kösel-Kempten erscheinen konnte.

Außerhalb meines ursprünglichen Programms lag auch die Entstehung des *Gutsverkaufs*. Mit meinem getreuen Freunde Dr. Adolf Bruder, dem Nationalökonom und Schriftleiter der ersten Auflage des Staatslexikons, habe ich alljährlich in Tyrol eine größere Fußreise unternommen; im Jahre 1866 führte uns dieselbe ins Lechtal und über den Schröcken in den Bregenzer Wald. Hier trafen wir, in Schoppernau oder einem anderen jener hintersten Dörfer, beim Verlassen eines Gasthauses, wo die durstigen Wanderer ihren Frühtrunk genommen, die Wirtstochter, ein hübsches, schwarzgekleidetes Mädchen, das eben aus der Kirche zurückkehrte. Wir wechselten nur wenige Worte. Nach einer Photographie frug ich sie, die im Hausgang hing und ein großes Stadthaus zeigte; das sei, erklärte sie, das Haus ihres Bruders, der sich als Holzhändler in Verona niedergelassen habe. Grüß Gott Fräulein! Adieu die Herren! — Am Mittag desselben Tages machten wir die interessante Bekanntschaft eines Dr. F., der, obwohl noch nicht vierzigjährig, seine einträgliche Advokatie in Wien zurückgelegt hatte und nun bei seinem Bruder, dem

Pfarrer in Sch., privatisierte. Er schloß sich mit anderen Freunden auf unserem Wege an. Ein eigenartiger Mann, von weltmännischem Auftreten, voll Interesse für sozialpolitische Fragen, worüber er sich den halben Nachmittag mit Dr. Bruder unterhielt und herumstritt, dabei von gutem Durst und burschikosem Humor, der uns den ganzen Abend unterhielt. Beim Abschiednehmen sagte ich ihm: „Doktor, Sie kriegen ein Büchle von mir.“ Denn schon während ich in seiner Gesellschaft war, besonders aber am anderen Morgen auf dem Weg hinaus gegen Bregenz, verflochten sich die Eindrücke des Tages, Faden an Faden, zu dem Gewebe, das den Inhalt des Gutsverkaufs bildet. Im Hintergrunde steht freilich eine soziale Frage, die uns ohnehin auf unseren Wanderungen oft beschäftigte: Die Fremdenfrage, die Invasion des Kapitals in einer einsamen Berggemeinde.

Den Vorwurf, den ich zuweilen hören mußte, als habe ich mit dem Gutsverkauf (der 1889 erschien) „in Antisemitismus machen“ wollen, darf ich als unverdient zurückweisen; denn nach den Ergebnissen der Kriminalstatistik war es ein Unrecht, einem Christen statt einem Juden die Rolle des Konsuls zu übertragen. — Dieser Vorwurf hat übrigens dem Stück seinen Weg zum Theater versperrt, in Berlin ebenso wie in Wien. Aber davon wie überhaupt von meinen Erfahrungen mit der Bühne erzähle ich wohl ein anderes Mal; sie sind, wie ich meine, für weitere Kreise von Interesse. Mir selber allerdings haben sie oft genug jenen Ausspruch Grillparzers in Er-

innerung gebracht, daß man „um unter solchen Verhältnissen nicht den Mut zu verlieren, wahrlich ein Held sein müsse.“

Mein Freiheitskampf war nun endlich vollendet; so sehr er von einzelnen anerkannt wurde, dem großen Publikum, ja ich glaube auch den Kreisen der ausgesprochensten Literaturfreunde ist er fremd geblieben bis heute. Selbst in Trol hat m. W. bis zum heutigen Tage nicht ein einziges Blatt mit der Trilogie als solcher sich je beschäftigen mögen, obwohl es schwerlich verborgen blieb, daß mir dafür von Seiten des österreichischen Unterrichtsministeriums und von der Schwestern-Fröhlich-Stiftung ein Preis zuerkannt wurde¹⁾, und daß mir im Jahre 1906 der erste niederösterreichische Landes-Autorenpreis neben Hlatkys Weltenmorgen zuteil wurde. Vollends von den großen Bühnen hat, obwohl ich es an Bemühungen nicht fehlen ließ und der zweite und der dritte Teil ja auch an einzelnen öffentlichen Theatern und alle Teile an vielen Privatbühnen, auch in der Schweiz und in Amerika, zu erfolgreicher Aufführung gelangten, nicht eine einzige auch nur Miene gemacht, sich mit dem Ganzen zu beschäftigen.

Daß ich mir bei solch trübseligen Erfahrungen in meiner Weise wieder Luft gemacht habe, wird man erwarten; was ich im allgemeinen von unserem Theaterwesen denke und wie ich einen Versuch, hier

1) Nebenher bemerkt — und ich habe Ursache, dies zu bemerken: Ohne daß ich mich weder an dieser noch an jener Stelle irgendetwas darum beworben hatte.

bessernd einzuwirken, für aussichtslos erachte, sagt „Der Idealist“.

Den ersten Anstoß zu diesem modernsten unter meinen Dramen hat ein armer Student gegeben, der an der Wiener Universität mit Hunger und Not sich durchschlug. Wenn er wieder einmal ein paar Tage nichts gegessen hatte, ließ er sich bei uns sehen, und wir sahen ihn nicht ungerne. Es war ein Südslawe von feurigem Temperament und zäher Ausdauer, der den Verhältnissen, denen ein anderer unterlegen wäre, standhielt und es zuletzt noch zu einer annehmbaren Stellung brachte.

Dieser ausgesprochenste Idealist regte in mir den Gedanken an zu einem Schauspiel: Der arme Student. Meine Erfahrungen, die ich mittlerweile mit der Bühne machte, der Einblick, den ich, in der Großstadt lebend, in das Repertoire unserer Theater gewann, sowie mein eigener Idealismus verdichteten sich zuletzt zum Idealist. Es ist ein Vorstoß, den ich, sagen wir als Mann von Kopf und Herz und ehrlicher Deutscher, gegen unser verlottertes Theater unternommen habe. Ich zeige die Ware, die unsere Herren Direktoren verschleißen, und schildere die Lieferanten. Auch war ich so unbescheiden, zeigen zu wollen, daß ich selbst (wozu man mich nicht selten ermuntert hat) solche gang und gäbe Stücke zu liefern ja wohl imstande wäre; denn hier gab ich ein modernes, völlig realistisches Stück, das sogar das alte Gesetz der Einheit der Zeit und des Ortes befolgte¹⁾. Aber —

1) Über den Schluß des Stückes bin ich jahrelang nicht

„Caviar für die Menge“, sagte mir Müller-Guttenbrunn.

Die greifbar klare Absicht, die ich im Idealist verfolgte, ist merkwürdigerweise gerade von der katholischen Kritik kaum erfaßt worden; nur ein Rezensent des Lit. Handweisers wagte es anzudeuten, daß damit etwas gegen das moderne Theaterunwesen beabsichtigt scheine. Ich habe überhaupt — man gestatte mir diesen Exkurs — zum öfteren den Eindruck empfangen, daß uns Katholiken — oder soll ich sagen: den anständigen Leuten? — das Interesse am Theater schon fast verleidet worden ist. Es mag ja sein, daß das Interesse am Drama, dieser höchsten Dichtungsform, zugunsten des Romans überhaupt zurückgegangen ist; aber damit allein erklärt es sich doch nicht, daß selbst literarisch gebildete Männer, Männer vom Fach, mir wiederholt erklärt haben,

ins reine gekommen; erst die dritte Redaktion scheint mir das Richtige zu treffen. Die erste läßt Paul auf seine Braut verzichten. Dieser Schluß wurde, als ich das Stück im Hause Kralik vorlas, mit Recht als unbefriedigend empfunden. Ich änderte die Sache und ließ den Idealisten durch den Theaterdirektor an Ort und Stelle bekehrt werden. In dieser Fassung liegt das Drama heute im Druck vor, und so ist es vor zwei Jahren von Wiener Akademikern mit Glück und Geschick zur Aufführung gebracht worden. Aber darunter leidet die Einfachheit und Einheitlichkeit des Stückes. Nach der neuen, für eine zweite Buchausgabe bestimmten Redaktion, ist der ursprüngliche Schluß beibehalten, die freundliche Lösung der zweiten Redaktion aber in ein Nachspiel verlegt, das sich zwei Jahre später abspielt.

über ein dramatisches Werk wollten und dürften sie sich kein Urteil erlauben.

Wie habe ich überhaupt unsere Kritik erfahren, ohne deren Mitwirkung, wie man gewiß mit Recht behauptet hat, ohne deren und eines rührigen Verlegers Mitwirkung kein lebender Poet je Geltung gewinnen wird! Mit welchem Fleiße habe ich jede meiner Dichtungen, auch die kleinste, ausgearbeitet, so daß ich mich einem glänzenderen Schriftsteller gegenüber wohl meiner größeren Gewissenhaftigkeit berühmen dürfte! Aber wenn ich heute die wahrlich nicht geringe Zahl der meinen Arbeiten gewidmeten Besprechungen durchsehe, so komme ich zu dem Ergebnisse, daß ich froh sein müßte, wenn sich die meisten Kritiker nur wenigstens ebensoviele ganze und halbe Stunden mit meinen Büchern beschäftigt hätten, als ich selber halbe und ganze Jahre auf deren Ausarbeitung verwendet habe. Das mag nun wohl ein allgemeiner Fluch der herrschenden „Brot- und Vielschreiberei“ sein, diese Szigigkeit im Rezensieren; das Publikum schützt sich dagegen, indem es sich nicht mehr imponieren läßt, und für den Autor ist höchstens die Gefahr vorhanden (ich bin ihr mit knapper Not entgangen), zu Tode gelobt zu werden. Aber ein anderer Umstand, der sich schwerer fühlbar macht, ist der Mangel an Wohlwollen und jenem ganz selbstverständlichen Vertrauen, ohne das kein Kunstwerk irgendwelcher Art verstanden und genossen wird.

Ich habe die Misere der Kritik, die jeinerzeit

Deremundus so scharf gezeißelt hat, unter der tatsächlich unsere literarische Produktion leidet, nie schlimmer erfahren als beim Erscheinen des „Romans“ oder wie die 2. Auflage (1900) sich betitelt, des „Kulturbildes“ Die Fremden. Das Buch hatte nicht bloß in Tyrol und hier so ziemlich bei allen Parteien, sondern auch im übrigen Österreich, im Deutschen Reich und in der Schweiz eine überaus freundliche Zustimmung gefunden; man kann die Urteile bei Deremundus nachlesen. Vor allem waren es viele jener ernstesten Männer, denen das Wohl des Volkes mehr als die Literatur am Herzen liegt, welche hier eine Direktive fanden und begrüßten, die der Bevölkerung der Alpenländer in ihrer brennendsten Frage, der Frage des Fremdenverkehrs, bisher gefehlt hatte. Ich komme ja jedes Jahr auf kurze Zeit nach Tyrol; höre und sehe es mit eigenen Augen, von welcher umwälzender Bedeutung der Fremdenverkehr geworden, in welche Gefahr durch ihn unser ganzes historisches Volkstum gebracht ist. Mit den Erfahrensten und Bestgesinnten habe ich darüber unzähligemale Rücksprache gepflogen und endlich es als eine patriotische Pflicht empfunden, in dieser Frage das Wort zu nehmen¹⁾. Meine Fremden sollten und wollten nicht

1) Wie in der Fremdenfrage, habe ich auch in einer anderen, nicht minder aktuellen Landesangelegenheit das Wort ergriffen: in dem leidigen Bruderkrieg, der nun seit zwei Jahrzehnten Tyrol beherrscht. Eine kleine, im Dialekt geschriebene Satyre: Grobianus Nostranus Tyrolensis, wollte den Tyrolern zeigen, daß der letzte Grund

so fast eine literarische Leistung sein, vielmehr mit Gottes Hilfe eine patriotische Tat. Und als solche ist sie denn auch gewürdigt worden von vielen. Das Buch, dessen erste Auflage (1898) in Kürze vergriffen war, schien sich Bahn brechen zu wollen, um so mehr vielleicht, als es von gewisser protestantischer Seite mit wahrer Leidenschaftlichkeit angegriffen, mit Acht und Aberacht belegt wurde. Da aber trat der Reformator der katholischen Kritik auf den Plan. Er bedurfte, wie Ansgar Pöllmann zu meiner Rechtfertigung (in den histor. pol. Bl.) ausführte, „er bedurfte einer möglichst neuen Prosadichtung, um an ihr seine Ansicht über die Tendenz in der Kunst und damit die Inferiorität der Katholiken vorzuführen.“ Veremundus deckte die literarischen Mängel des Buches auf und setzte, um seinen Bemängelungen besonderen Nachdruck zu geben, die Gesamtleistung des Autors möglichst herab. Auf die Absicht des Autors einzugehen, fühlte er sich nicht berufen, ihm lag am „Roman“. Mir aber hat an meinem Volke gelegen, hundertmal mehr als an der Liebesgeschichte, und um das zu verstehen, hätte es wahrlich nur eines sehr mäßigen Weitblickes und eines ganz geringen Wohlwollens bedurft. — Ich weiß wohl, es soll sich niemand darüber beklagen, daß er als Mensch unter Menschen leben muß; aber man wird es verstehen,

ihrer traurigen Streites doch eigentlich in gewissen Mängeln des Nationalcharakters zu suchen sei; später habe ich in der Rede des Nikolaus v. d. Flue, zuletzt im Weikampff (Graf, 1907, 10. Heft) eindringlicher zum Frieden gemahnt. —

daß Erfahrungen solcher und ähnlicher Art auf mein Schaffen nicht ohne Rückwirkung blieben.

Für ein Glück, das mir gerade als Poeten zuteil wurde, erachte ich die Heimsuchung, die mich vor vier Jahren getroffen hat. Ich erkrankte an einer schweren Affektion des Herzens, und mehr als andert-halb Jahre dauerte es, bis ich meine Gesundheit und volle Arbeitskraft wiedererlangte. In jener Zeit, wo der Tod mir nahestand, habe ich auch mein literarisches Testament gemacht: meine Schriften gesichtet, meine Pläne konzentriert. *M a r c o* und *H o c h w i l d* und die Erzählung *M e i n e a l t e T a n t e* sind in der Zeit meiner Krankheit, in Lussin und Bozen, entstanden; dann das *W a n d e r b ü c h l e i n*. In dieser kleinen Sammlung meiner lyrischen Gedichte finden sich einige noch aus meiner frühen Jugend, viele aus der römischen Zeit, manche aus der späteren und letzten: keines, das nicht erlebt war. Ich habe die Anordnung derselben nicht genau an eine chronologische Ordnung gebunden: Die Sammlung sollte nicht bloß autobiographischen Charakter tragen, sie wollte einen Menschen zeigen auf seiner Wanderung durchs Leben.

Auch die erste Niederschrift meines jüngst veröffentlichten Schauspieles *Die Liebe Not* (1907) fällt in jene Zeit. Ich habe hier dem armen Joseph viel Selbstempfundenes in den Mund gelegt.

Von größerer Wichtigkeit war mir ein Buch, das ich als Seitenstück zu den Fremden längst geplant hatte: ein Volksbuch, in dem viel Altes und

manches Neue vereinigt werden, das alle die Thematata behandeln soll, die ein katholisches Volk der Heutzeit, den Tyroler insbesondere, interessieren. Das Buch wird sich *Hausgärtlein* betiteln und zunächst (1908) für die Mitglieder der St. Josephs-Bücherbruderschaft ausgegeben werden. In der folgenden Zeit wird, wenn Gott will, meine knappe Muße der Vorbereitung von Neuauflagen und der Ausarbeitung eines kleinen historischen Epos gehören, sowie der Sammlung und Sichtung poetischer und prosaischer Paralipomena. Ich werde Gott danken und das Werk meines Lebens für glücklich beendet erachten, wenn es mir noch gelingen wird, eine Gesamtausgabe meiner poetischen Schriften, etwa mit einer kurzen autobiographischen Einleitung, veranstalten zu können; was zu dem bereitliegenden Stoffe allenfalls noch dazukommen wird, will ich als besonderes Gnadengeschenk betrachten. —

Daß der Baum, den ich mit Liebe und Fleiß herangezogen, dereinst brauchbare Frucht tragen werde, hoffe ich freilich. Aber man ist die Feige vom Baum, die Nispel muß erst lange liegen und sich bräunen, ehe sie schmackhaft wird; und daran kann der Gärtner nichts ändern.

In Treuen

Dein Freund K. D.

Klosterneuburg im Spätherbst 1907.

Der Katholizismus in der Literatur

Ich habe einen Mann gekannt — seine Freunde nannten ihn zuweilen wegen seiner nervösen und gereizten Stimmung den Herrn Grämlich. Der Mann war ein solider Familienvater, der an seinen Kindern hing, ein braver Gatte, der seine Frau schätzte und liebte, wozu er alle Ursache hatte; aber die Stellung des Mannes brachte es mit sich, daß die Familie diese und jene Gesellschaften besuchen mußte, und das ging nie ab ohne Verdruß — aus keinem anderen Grunde, als weil Herr Grämlich in solchen Fällen es immer schmerzlich empfand, daß seine Frau nicht den „Chic“ einer Welt dame besaß, daß sie, die in den Pflichten gegen ihr Haus und in Werken tätiger Nächstenliebe völlig aufging, nicht auch über Theater und Literatur zu sprechen verstand, und daß die Kinder es nie recht fertig brachten, in der Gesellschaft Papa und Mama zu sagen, da sie daheim nur immer mit Vater und Mutter um sich warfen. Von jedem Ausflug und jedem Kränzchen kam Herr Grämlich verstimmt nach Hause. Er schämte sich seiner Familie und fürchtete sogar — denn er war subaltern — für seine Karriere; man wird ihm, meinte er, die Repräsentationsfähigkeit absprechen. Was Wunder, daß er oft übler Laune war und daheim polterte und zankte, so daß er bei seinen Nachbarn, die nicht tiefer sahen, sogar in den Ruf kam, unglücklich verheiratet zu sein.

Es half nicht viel, wenn einmal Herrn Grämlichs Freunde dazwischentraten und ihm eindringlich vorhielten, daß er mit seiner hausbackenen Frau doch hundertmal besser daran sei als andere mit ihren wurmstichigen Weibern; und daß es besser sei, so gesunde, kräftige Rangen zu Kindern zu haben, als jene Zieräffchen, denen man allerorts begegne. Herr Grämlich widersprach: eine richtige Frau müsse beides verstehen: ihre Schuldigkeit daheim und die Repräsentanz nach außen. Daß seine gute Frau nicht darnach erzogen war und beim besten Willen das Versäumte nicht ohne weiteres nachholen konnte, begriff er nicht.

Und das hätte Herr Grämlich doch zuerst begreifen müssen, und das sollten auch wir Katholiken uns immer wieder in Erinnerung bringen, daß man, um sich in die Welt zu schicken, für die Welt erzogen sein muß. Das sollten insbesondere jene Unzufriedenen bedenken, welche die uralte, immer neue, wenn auch nur äußerliche Überlegenheit der „Kinder dieser Welt“ so überaus schmerzlich empfinden und ihren Klagen darüber immerfort, oft in allzu lauten Worten, oft mit ungerechten Vorwürfen, oft im Tone eines unverbesserlichen Pessimismus Ausdruck geben. Wer von uns muß nicht wünschen, daß wir Katholiken auf allen Gebieten unsern Mann stellen, ja womöglich unsere Gegner in allem überflügeln; wie aber war das zu erreichen, nachdem wir, um nur auf eines hinzuweisen, seit Jahrhunderten aller Hochschulen beraubt und sozusagen davon ausgeschlossen sind? Erst

allmählich werden wir wieder Fuß fassen, erst in jahrzehntelanger Arbeit die Stellung erobern können, die wir einst besaßen und die uns gebührt. Ich sage in voller Übereinstimmung mit Albert Ehrhard¹⁾: „die Stellung, die uns gebührt“ und folgere daraus: daß es für uns alle Pflicht und Schuldigkeit ist, diese Stellung zu erstreben. Für uns alle, auch für uns katholische Literaten.

Und wie werden wir also — die Frage soll uns hier beschäftigen — wie werden wir Literaten dieser Pflicht genügen? Fürs erste und vor allem: wir können uns überflügeln, geschieht es, zwar durchaus nicht in allen, wohl aber in vielen Fällen deshalb, weil sie tatsächlich schöner

1) A. Ehrhard in Katholisches Christentum und moderne Kultur, S. 82: „Der klare und sichere Standpunkt des Katholiken befähigt ihn zu einer führenden Stellung im modernen Kulturleben. Diese führende Stellung dürfen die Katholiken mit größerem Rechte vom Standpunkt der modernen Kultur selbst beanspruchen als jene Kreise, die durch ihre falsche Stellung zu den höchsten menschlichen Idealen die tiefe Disharmonie hervorgerufen haben, an der unsere Zeit krankt und die sich offenbart in den falschen modernen Weltanschauungen bei allem Eifer der Geistesarbeit und trotz zahlreicher neuer Erkenntnisse in den Natur- und Geschichtswissenschaften; in den sittlichen Schwächen der modernsten Literaturerzeugnisse bei aller Virtuosität der sprachlichen Form und aller Feinheit des literar-ästhetischen Geschmacks; in der Gedankenarmut und dem sklavischen Naturalismus der Kunst trotz aller Fortschritte der Technik; in der inneren Hohlheit so mancher Gebiete des modernen Lebens bei allem Glanze seiner äußeren Erscheinungen.“

schreiben und so, daß man sie lieber liest. Ich meine nun nicht, wir sollten ebenso wie sie den Leidenschaften schmeicheln; aber wenn wir die Mahnung des hl. Augustin befolgen wollen, so zu schreiben, als ob ein Engel uns diktierte und eine Jungfrau uns vorlesen sollte, dann mögen wir zu Engel und Jungfrau nur auch ein Teufelchen dazu denken, das uns die Silben nachzählt und alle Kompositionsfehler und Geschmacklosigkeiten vorhält und namentlich, so oft wir anfangen, langweilig zu werden, uns sehr vernehmlich in die Ohren gähnt.

Es ist uns in dieser Hinsicht seit einigen Jahren bereits vorgearbeitet worden. Die Kritik katholischer Organe ist, ich will nicht sagen durchaus besser geworden, denn dann müßte sie umsichtiger, gründlicher, fruchtbarer geworden sein, aber sie ist im Loben vorsichtiger geworden. Und das ist in den meisten Fällen schon etwas. Was jetzt vor allem zu wünschen bleibt, ist, daß sie auch im Tadel vorsichtiger und verständiger wäre!

Da kommen nun aber unsere Malkontenten und tadeln ganz im allgemeinen, daß wir das konfessionelle Moment viel zuwenig von der Literatur ferne hielten; es gelte, sagen sie, uns eine Stellung zu schaffen in der deutschen Nationalliteratur, und das sei angesichts der Zweidrittelmehrheit der deutschen Protestanten nicht denkbar, solange wir uns immerfort als Katholiken geben. *Catholica non leguntur*; „Heraus aus der Burg“, hat man uns zugerufen.

Seht ihr, das ist die Stimmung des Herrn Grämlich! Unsere Freunde sind unzufrieden mit uns zunächst und hauptsächlich darum, weil wir einen unverhältnismäßig kleineren Erfolg aufzuweisen haben als unsere Gegner, einen so viel geringeren Absatz unserer Bücher und keinen Zutritt zum Theater. Sie kennen uns vielleicht nicht genug (— ja sie kennen uns vielfach gar nicht!), aber wir genügen ihnen nicht, weil wir nicht gentlemanlike, nicht à la mode sind.

Freilich, die Tatsache, daß die katholische Literatur, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, nur einen geringen, im gegnerischen Lager sogar verschwindend kleinen Absatz zu erzielen vermochte, die Tatsache muß zugegeben werden. Aber nun sehen wir ein wenig näher zu: was bedeutet diese Tatsache? Sie bedeutet, daß katholische Literaten — im Kürschner braucht nicht einmal das (k) vor ihrem Namen zu stehen — vor allem nicht jene Verleger gewinnen können, deren Namen und weitreichende Beziehungen allein schon, gerade im gegnerischen Lager, das Schicksal eines Buches von vornherein aufs vorteilhafteste beeinflussen; sie bedeutet, daß die Schar der tonangebenden Kritiker und der verbreitetsten Blätter, welche den Büchern ihre Wege bahnen, allem Katholischen feindselig, zum mindesten aber mißtrauisch oder gleichgültig gegenüberstehen; sie bedeutet, daß Bücher, welche keine Lüsternheiten und nicht einmal „moderne“ Ideen und Probleme enthalten, für das große Lesepublikum

der Jetztzeit wenig Reiz besitzen; sie bedeutet, daß die Freimaurerei und das Judentum, die unsere Theater gepachtet haben, jedem Andersdenkenden dieselben verschließen: das alles bedeutet die Tatsache unseres geringen Erfolges, mehr bedeutet sie zunächst nicht; daraus ohne weiteres auf die Minderwertigkeit der katholischen Literatur zu schließen, wäre ein offener Fehlschluß.

Glauben nun unsere Freunde, daß wir unter den gegebenen Verhältnissen auf einen großen Erfolg rechnen dürften, wenn wir uns bestreben würden, in unseren Büchern das katholische Moment wie nur immer möglich auszuschalten? Ich glaube es nicht. Mancher ist ja vielleicht schon dahin gekommen, auf diese Weise um die Gunst der Gegner zu werben; erst jüngst konnte man eine Anzeige des Schöninghschen Verlages lesen: . . . „Novelle ohne konfessionelle Färbung“; wir wollen es abwarten, ob dieser Beisatz des Verlegers der Verfasserin zur Berühmtheit verhelfen wird. Ich glaube es nicht. Warum hat die Dame die Unvorsichtigkeit begangen, einen katholischen Verlag zu wählen? Die Wortführer der Gegenpartei werden sie darnach einzuschätzen wissen. Und diese werden gerade in der Betonung der Farblosigkeit ihres Buches eine Falle wittern; denn mit der Intoleranz der nicht katholischen Kreise muß gerechnet werden, sie ist stärker und verbreiteter als selbst die Vertrauensseligkeit der Katholiken, sogar derer, die immer und überall zum Paktieren geneigt sind.

Nein, davor dürfen wir unsere Augen nicht verschließen: auf den augenblicklichen Erfolg zu verzichten, müssen katholische Literaten, wenigstens solange die heutigen Verhältnisse andauern, gelernt haben; nicht einmal im eigenen Lager ist uns derselbe gesichert, weil auch das katholische Lesepublikum mehr und mehr daran gewöhnt wurde, sich für die *M o d e* literatur zu interessieren, und weil Herr Grämlich dafür gesorgt hat, daß die Leistungen in seiner eigenen Familie ja gewiß nie zu hoch eingeschätzt werden. Welcher unserer katholischen Schriftsteller heutzutage nur darum schreibe, um sich die Gunst breiter Massen, um Ruhm und Geld zu erwerben, der mag von vornherein seine Bemühungen für verloren geben.

Wir Älteren sind inzwischen resigniert geworden und haben es endlich — ich sage: Gott sei Dank — gelernt, aus würdigeren Motiven zu arbeiten: aus Pflicht- und Berufsgefühl und in der Hoffnung allerdings auf einen künftigen dauernden Erfolg, in der Hoffnung, sage ich, auf einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur, den eine objektive und vielleicht freisinnigere Nachwelt vergeben wird.

Und jetzt kommen wir aber zur Hauptsache: Hat der Katholik, der sich als solchen in seinen Dichtungen nicht verleugnet, hat er Grund, zu glauben, daß diese seine Hoffnung sich erfüllen werde? Die Frage bejahen wir mit ganzer Entschiedenheit.

In aller Welt ist heute nichts rarer geworden und nichts begehrter als ein männlicher Charakter.

Ihr ratet schlecht, wenn ihr meint, daß wir uns dadurch in Gunst und Achtung setzen werden, wenn wir unsere religiöse Überzeugung zurückstellen. Der Mann in uns sträubt sich dagegen, und es sträubt sich der Poet: „Denn anders sein und singen, das ist ein dummes Ding,“ hat schon Eichendorff gesagt. — Und gehen wir doch, da man uns mit den Gegnern verfühnen will, zu den Gegnern in die Schule. Eine Nationalliteratur, aus der die Gefinnung verbannt sein soll! Fragt doch nur, was unsere Gegner dazu sagen, wie sie in praxi sich zu dieser Forderung stellen! Und dann verargt es uns, daß wir uns zu einem solchen Eunuchentum nicht hergeben wollen. Nein, noch einmal: Unser Zeitalter lechzt nach Charakteren. Schon darum, weil der verfemte katholische Dichter als ein Charakter dasteht, hat er Anwartschaft, früher oder später zur Geltung zu kommen. Das ist das erste, was er vor vielen, um nicht zu sagen den allermeisten, modernen Poeten voraus hat.

Das zweite ist seine gefestete und gesunde Lebensanschauung. Und da vergleicht uns nun wieder mit den anderen: welche Haltlosigkeit, welcher Mangel an Logik, welche Zerfahrenheit auf ihrer Seite! Welch eine Skala von Verschrobenheiten, angefangen von den Interjektionen der modernen Lyriker bis zum Pessimismus eines Ibsen, zum Snismus eines Spitzer! — Das dritte ist ein poesievolles „Milieu“, wie das katholische Volk es bietet. Und wieder sage ich — denn ich will auch bei diesem Punkte, über den sich ein Buch

schreiben ließe, nicht länger verweilen: seht die gepriesenen Modernen an: welcher Spitalgeruch, welcher Stallduft aus ihren Büchern entgegenweht! — Und endlich, was den Kern und das Wesen aller Kunst ausmacht: daß der Katholik es nicht verlernt hat, im Kleinen und Vergänglichem das Große, Unendliche, in allen Erscheinungen des Erdenlebens den Abglanz des Göttlichen zu sehen.

Und das alles sollen katholische Dichter preisgeben, nur um der herrschenden Mode willen, um der Ehre willen, von der tonangebenden und im Grunde sowenig achtbaren Kritik gelobt zu werden, um einiger Tantiemen wegen?

Aber das meinen unsere Freunde nicht so. Sie meinen, wir sollten nur nicht andere vor den Kopf stoßen. Liebe Freunde, das werden wir, ohne uns als Katholiken völlig preiszugeben, überhaupt nicht zustandebringen. Jene anderen werden sich immer getroffen fühlen, wenn nicht durch das, was wir verschweigen oder verneinen, und sie werden verstimmt sein über unser bloßes Erscheinen auf dem literarischen Ringplatz und dann erst noch geärgert oder auch gelächert durch unsere Vermummung, zu der wir uns verstehen sollen.

Aber wir möchten doch wenigstens nur nicht offensiv vorgehen! . . . Offensiv? Nun, das ist noch keinem von uns je eingefallen! Nein, nie eingefallen! Wir Katholiken sind wahrlich nicht zur Offensive erzogen und nicht dazu veranlagt. Wie anders tolerant, wie anders liberal sind doch immer

wir Katholiken im Gegensatze zu allen Andersdenkenden!

Wenn je einer aus unserem Kreise an den Gegner herantrat, dann geschah es gewiß nicht um anzugreifen, sondern um einen Angriff abzuwehren, abzuwehren nicht von sich, sondern von seinem Volke.

„Dann ist's nicht Dichtung mehr, dann ist's nicht Kunst!“ — Aber die Kränze sind wohl verdient, die man einem Frenssen windet, der in seinem Hilfigenlei dem ganzen christlichen Volke, dem evangelisch- wie dem römisch-gläubigen den Affront antut, an Stelle der Evangelien sein monströses Terrbild Christi zu setzen! Das nimmt man hin — wer wird rechten mit dem Dichter? Uns Katholiken, wenn wir festhalten am Glauben unserer Väter und ihn, wo's not tut, verteidigen, uns wirft man unästhetische Tendenzen vor, das will man uns im Namen der Kunst verwehren! Ich denke im Gegenteile: daß es die erste und schönste Pflicht des Dichters ist, sich in den Dienst seines Volkes zu stellen, und daß sich jene, welche hier von den unsterblichen Nicolais gescholten werden, dereinst im Parnaß in der allerbesten Gesellschaft, unter den Größten aller Nationen befinden werden.

Aber, sagt man uns wieder, wie könnt ihr dann verlangen, von dem ganzen Deutschland beachtet zu werden, wenn ihr selber keine Rücksicht nehmen wollt auf die nichtkatholische Mehrheit des deutschen Volkes?

Ich habe schon bemerkt, daß wir uns damit ab-

gefunden haben oder wenigstens damit abfinden sollten, wenn's not tut und sein muß, auf einen Erfolg zu Lebzeiten zu verzichten. Ich habe dies begründet mit dem Hinweise auf die heute bestehenden Verhältnisse, die zu ändern wir so bald nicht hoffen können. Aber nun gehe ich weiter und sage: wir würden, wenn wir durch Zurückstellung unserer Gesinnung den Erfolg durchaus erzwingen wollten, uns selbst am meisten schaden.

Für wen doch sind wir zunächst berufen, zu arbeiten? Doch wohl für diejenigen, die uns am nächsten stehen, für unsere engeren Heimatgenossen. Die Heimat hat das erste Recht auf uns. Und nur, indem wir die Heimatkunst pflegen, werden wir zugleich das Beste, dessen wir fähig sind, leisten. Es liegt, behaupte ich, im Interesse der deutschen Nationalliteratur, daß Protestanten für Protestanten schreiben, Katholiken für Katholiken und jene Übermenschlichen der Großstädte für ihresgleichen: Und wir nun, wir schreiben nicht für die Chaise longue und nicht für jene, die unserem religiösen Empfinden, unserer ganzen Gemüts- und Denkart fremd, ja feindselig gegenüberstehen; wir schreiben zunächst für jenen Teil unseres ethnographisch so verschiedenartigen, konfessionell zerrissenen deutschen Volkes, aus dem wir hervorgegangen und von dem wir verstanden werden, dem wir unser Können zumeist verdanken und unser Können hinwider schuldig geworden sind.

Wie sollten denn nun wir, die wir in einem

katholischen Stamme wurzeln, unsere katholische Art verleugnen können, ohne zugleich auch unsere nationale Art und unsere Individualität zu verleugnen?

Und, Gott sei Dank, wir haben es nicht nötig, weder das eine noch das andere. Wir sind ebenso gute Deutsche als nur irgendeiner und — sind nicht subaltern. Wir fürchten nicht, daß ein geehrter Vorgesetzter unseren devoten Gruß übersehen könnte, und werden uns nicht glücklicher fühlen, wenn er denselben huldvoll lächelnd zu erwidern geruht. In summa: Was wir sind, gedenken wir zu bleiben, und wie wir sind, uns zu behaupten. Unser Streben ist: soviel wie möglich unser Können auf eine hohe Stufe zu bringen; über Erfolg und Mißerfolg des Tages mit weitem Blick hinwegzusehen, dem deutschen Volke, und zwar zuvörderst unsern Stammes- und Glaubensgenossen zu nützen und auf solche Weise den Katholizismus in der deutschen Nationalliteratur nicht auszuschalten, nein, so Gott will, redlich einzubürgern.

(Aus „Dem Gral“ 1907, 10. Heft.)

Wanderbüchlein

„Wanderbüchlein.“

Wo ich ein Obdach suche,
Wird man den Gast befehen,
Mit einem Unbekannten
Besinnst du dich zu gehen:
Hier denn mein Wanderbüchlein,
Daraus sich läßt erfahren
Person und Stand und Heimat,
Gesinnung wie Gebahren;
Wie ich irrte und strebte,
Verkünden Lied und Sprüchlein —
Mög's Herberg und Gesellen
Mir schaffen, das Wanderbüchlein!

Zu wissen.

Wie ich nun fühle, sinn' ich,
Und wie ich rede, bin ich.

Forderung.

Sag's einer, wie er denke,
Mir ins Gesicht;
Das Munkeln und die Ränke
Vertrag ich nicht.

Freund zielt wie Feind, allbeide,
Ein grader Mund;
Leg bloß, denn mit der Scheide
Klopft man den Hund!

Burschenherrlichkeit.

In gold'ner Morgenkühle,
Taufunkelnd Halm und Blatt,
Wie sich der junge Frühling
Herausstaffieret hat!
Da tut auch schon stolzieren
Die Burschenherrlichkeit,
Ihr buntes Sähnlein führen
Dem Maien ins Geleit.

Heio nun in die Weite,
Wohl über Berg und Tal!
Es lachen die Gebreite
Im ersten Sonnenstrahl.

Es grüßt mit tausend Gaben
Das schöne deutsche Land,
Dem wir geweiht uns haben,
Das süße Heimatland.

O Vaterland, wir wollen
In deinem Dienste steh'n,
Wir wollen, wie wir sollen,
Mit deinem Volke geh'n:
Der Väter Erbe wahren,
Des Glaubens heil'gen Hort,
Mit deutscher Treu gebahren
In Sinn und Werk und Wort.

Und wenn es gilt, zu streiten
Im Streit für Fürst und Land,
Der Schläger an der Seiten
Ist des ein Unterpfund
(Ihr seht ihn blank und eben,
Nicht frevelhaft entweiht!):
Daß Ehre wir und Leben
Dem Vaterland geweiht.

Weiß, Rot und Gold, die Farben
Der Fahne, die uns eint;
Sie sind es, die uns warben
Viel treugesinnte Freund';
Daß in des Alltags Leere
Und wann uns Sturm umtoßt,

Jedwedem von uns wäre
Ein Helfer und ein Trost!

Reicht, Brüder, euch aufs neue
Die Hand zum Lebensbund!
Wir halten fest in Treue
Und tun's dem Gegner kund:
Die Farben, die uns zieren,
Die steh'n uns zu Gesicht;
Die Fahne, die wir führen,
Und die verlaß ich nicht!
Ich nicht!

Abschied.

Trink die Neige! Reiche
Mir noch Hand und Kuß!
Und nicht schelten will ich
Meines Schicksals Schluß.

Noahs Rebe reifte,
Eh' ein Becher klang,
Meine Lieder leben,
Troß die Saite sprang.

Daß der Stahl geborsten,
Schwächte nicht den Arm,
Und getrennt auch schlugen
Unsre Herzen warm!

In der Fremde.

Wie sind wir doch einander fern!
Wann ich will schlafen gehen,
So muß bei dir der Morgenstern
Im hellen Glanze stehen;

Und wie es Abend wird bei dir —
Du sendest mir den Muttersegen,
Da springt ihm auf der Schwelle schier
Mein Morgengruß entgegen.

Deutsches Lied.

„Gar in der fremden weiten Stadt
Landsleute finden sich wieder!
Und wo es welsche Weine hat,
Da gibt es deutsche Lieder!“

Und jetzt noch in der schönen Nacht
Den Kameraden grüßen,
Ihm mit der heimischen Töne Macht
Die Träume zu versüßen!“

Doch da sie huben zu singen an —
Sie hatten's gut gemeinet —
Da ward ihm also weh getan,
Er ist erwacht und weinet.

Heimweh.

In des Südens Sonne prangen
Lorbeer, Öl und Wein und Rosen,
Und die lauen Lüfte kosen
Meine tränenfeuchten Wangen.

Wohl für meine tiefe Wunde
Öl und Wein sich anbieteten;
Lorbeer und die Rosenblüten
Mahnten mich, daß ich gesunde.

Ach, die besten Arzneien
Reifen in der welschen Sonne,
Aber meines Lebens Wonne
Blühte, wo sie nicht gedeihen!

Ballade.

Es war eine schwarze Nacht und kalt,
Wo sie verstoßen ritten,
Der Rappe brauchte scharfe Gewalt,
Daß ihn die Sporen schnitten.

Und wie sie fuhren im Saufewind,
Der Schnee vergrub die Hufe,
Sternlichtlein all verloschen sind,
Sie sagt: „Ich höre Rufe.“ . . .

„Das tut der Ritt. Schmiege enger an!
So sei, Liebchen, nicht bange!
Auf meinem Schloß wird uns Liebes getan,
Wir fahren nicht mehr lange!“

Der Nordwind hob sich, Stoß auf Stoß
Trieb er den Schnee zu Haufen.
Im tiefen Schnee das müde Roß
Hat sich vom Weg verlaufen.

Und als es war ums Morgengrau,
Sie hub ihn an zu fragen,
Da tat er eine trübe Schau:
„Hat mich die Nacht vertragen?“

Frühnebel stoben. Sonne lag
Wohl über öder Heide:
„O weh, wo ist dein Schloßlein, sag’!“ —
„Wir sind verloren beide!“

Sie hatten sich auf Heide land
Vom Wege weit verloren,
Wo sie der alte Jäger fand
Einander im Arm erfroren.

Reue.

Ich hab' dem Mond zu Trutz gewacht
In lautem Jubel, so und so;
Nun schlaf' ich nicht die lange Nacht
Und bin der Sonne nimmer froh.

O weh, 'Erinn'rung, häßlich Weib!
Ich kenne dich nicht, dich kenn' ich nicht!
Ich hab' geliebt einen jungen Leib,
Von Rosenblüh ein Angesicht!

„Heh, wir sind geworden alt —
Kennt mich mein Junge nun nicht mehr?
Die Zeit hat eine heiße Gewalt,
Rotröslein reift, sieh her, sieh her!“

O wehe, wer ein Weib gefreit
Im Myrtenkranze engelschön,
Und schafft ihm Schmach und Herzeleid,
Daß er sich schämt, mit ihr zu geh'n!

O weh, wer gold'ne Saat gestreut,
Wo sie erstickt das feile Kraut,
Wen einer vollen Kraft gereut,
Die er dem Sande eingebaut!

O weh, wer sich geschmiedet hat
Zu stumpf das Schwert für seine Wehr,
Er hämmert früh und hämmert spät,
Die Esse glüht nicht mehr, nicht mehr! . . .

Einſicht.

So hat ſich tückiſcher Übermut
An ſeinem Herrn gerochen!
Mir iſt erſtarrt das heiße Blut
Und meine Sauſt gebrochen!

Vom Roſſe fiel ich jäh herab,
Wo eh' ich hoch geſeſſen —
O weh, ich nahm den Mut und hab'
Die Demut gar vergeſſen!

Menſchenlob.

„Das heißt eine große Tat getan,“
Belobten mich die Leute,
Die aber nur das Außen ſah'n
Und immer nur das Heute.

Was heißt die große Tat getan?
Es dräut der Feind im Rücken,
Rechts, links, ich kann auch nicht voran,
Gebrochen ſind die Brücken;

Heißt das die große Tat getan,
Den Sprung ins Waſſer wagen?
Geht, ſeht die Dinge anders an
Und helft mir klagen!

Stella matutina.

„Herr! Hörst du nicht?! Sie klagen:
Viertausendjährig harren
Wir, frieren und erstarren,
Laß die Erlösung tagen!“

Da siehe, aus dem Osten fuhr
Ein heller Schein vom Meere: —
„O, wenn's der Morgen wäre
Und nicht ein Irrlicht nur!“

Die Wolken zieh'n; es bricht sich Bahn
Ein Stern durch das Gewühle,
Auch zeigt sich in der Kühle
Die nahe Sonne an:

„O Morgenrot! O Morgenstern!“
Die Völker alle schweigen,
Ihr Haupt und Herz sich neigen
Der Mutter unsers Herrn.

Kindes Auge.

Nun weile noch! Und laß mich schauen
Dein Auge mild!
In seinem Sterne seh' ich glänzen
Mein eigen Bild.

In seinem Sterne seh' ich's glänzen
So klar und rein —
Ach, deiner Unschuld, deines Friedens
Der Widerschein!

Einfiedel.

Einfiedel hat gebetet
Für einer Seele Ruh,
Befahl dem Herrn die seine
Und schloß die Augen zu.

Und wie er schlief, da welkte
Sein Röslein über Nacht,
Das er in jungen Jahren
Von draußen mitgebracht.

Welk sah es und verblichen
Der rote Morgenschein;
Einfiedel hub die Augen: —
„Sie wird gestorben sein!“

Vor der Krippe.

Ich dächte mich ein König,
Die weite Welt mein Reich,
An Glücke stunden wenig',
An Stolz mir keiner gleich.

Doch mehr schien mir verheißen
In eines Sternes Bahn,
Drum schloß ich mich den Weisen
Des Morgenlandes an.

Und Herr, all mein Genießen,
Freiheit und Lieb' und Ruhm,
Es liegt zu deinen Füßen
Mein ganzes Königtum!

Segen.

Mich überkam es still und mild
Als wie ein Frühlingsregen,
Und siebenfarbig, Bild an Bild,
Sah' ich den Gottesseggen.

O tu dich auf, liebe Seele mein,
Und laß den Himmel tauen!
Nun dürfen alle Engelein
In deinen Frieden schauen.

Friede.

Ich steh allein am Strande;
Die Flut ist still und blau,
Kein Lüftchen, das sich regte,
Keine Wolke, wohin ich schau.

Und wie ich stehe, da schlummern
Mir alle die Sorgen ein
Und in mir selber hier innen,
Mein ganzes Sein und Sinnen,
Friede und Sonnenschein.

Platonismus.

Wenn ich zuweilen in Museen
Alt' und neue Kunst besehen,
Wunderdinge von Menschenhand,
Und stundenlang darüber stand,
Dann sagte mir einer: „Ei Poß, die Kenntnis!
Nein, wahrhaftig, gewiß, Sie zeigen Verständnis!“
Gleichermassen vor tausend Jahren
Ist's dem griechischen Weisen widerfahren,
Daß man ihn aller Orten pries,
Weil er sein Vesperbrötchen ließ,
Um einen Phidias zu schauen.

Nun ich aber einer schönen Frauen
Andächtig ins Gesicht geseh'n,
Gleich ist's um meinen Ruf geseh'n;
Ein Lärm entstand, ein Gerede ward:
„Ach seht doch, ist der Mensch vernarrt,
Hat noch keine Stellung und kein Brot,
Dem tut schon ja ein Mäd'el not!“

Das hab' ich nun nicht schwer genommen,
Ich ließ es gehen, wie's gekommen.
Nur e i n e m, den ich für klüger hielt,
Hab' ich beiläufig mitgespielt:
„Mit Verlaub,“ so frug ich, „lieber Herr,
Wo kommt nur alle Schönheit her?“
„Die Frage!“ sagt er. „Dem Herrn der Natur,
Die Künstler alle kopieren nur.“

Ich drauf: „Das ist mir schon ganz recht,
Zahl' auch lieber dem Herrn als dem Knecht
Und befehle, hab' ich nur die Wahl,
Stets vor den Kopien das Original.
Drum auch aus meines Mädchens Wesen
Hab' ich mehr Geist herausgelesen,
Mehr Tugendhöheit ward mir kund
An ihrem Aug', aus ihrem Mund,
Als in hundert gemalten Bildern
Der frömmste Meister mochte schildern.“

„Wie aber?“ versetzt' mein Widerpart,
„Liebe hat ihre eig'ne Art:

Sie will besitzen und vereinen.“
Das, sprach ich, läßt sich kaum verneinen.
Wer aber sagt, daß das nichts gelte,
Wozu ihm just der Schilling fehlte?
Und ist mir dein Gemälde lieb,
Und häng' ich mit Bewund'ung dran:
Schilt'st du mich darum einen Dieb?
— 's kömmt alles auf Meinung und Absicht an!
Was schalt der Haufe mich und höhnte,
Daß ich die Jungfrau nicht nehmen könnte,
An die sich hing mein Herz im stillen?
Meßt nicht nach euer'm meinen Willen
Und laßt das Gerede! — 's ist nicht vonnöten,
Daß alle dasselb' Gebetlein beten;
Ein Seelenspiegel: ihr Augenpaar
Macht mir den Herrn offenbar.

* * *

So dacht und schrieb ich als Student.
Als junger Doktor nach wenig Jahren,
Da ich eben des Wegs gefahren,
Sucht ich sie heim, nur zu dem End',
Ihr meine Verehrung zu bezeigen.

Das traf sich aber nun gar eigen:
Die Hochzeit der jüngeren Schwester war nah,
Die ganze Familie rüstet da,
Mutter und Töchter im Verein

Nähen und bügeln und packen ein.
Jetzt, wie mein Liebchen mich erblickt,
Ward sie in alle Himmel verzückt,
Meint' nicht anders, als daß ich käm',
Ihr freudiges Ja entgegennähm'.
Mir aber lag das nicht im Sinn.
Hatt' ja doch immer noch kein Brot,
Weiß Gott, mit mir selber die liebe Not;
Wo sollt' ich mit einem Weibchen hin?
Zog also ohn' ein verliebtes Wort
Sein zeitlich wieder vom Hause fort.

Das nahm das Kind sich zu Herzen sehr,
Kein Gruß ward mir erwidert mehr,
Zeitnehmens nicht. — Hat mir auch wehgetan,
Und tut's noch heut', denk' ich daran.

Parabel.

Harret der Hund nun schon die längste Weile
In der Winterkälte vor dem Hause,
Kraht die Türe, bellt sich müd und heiser —
Ist kein Pförtner da, kein Herr des Hundes? . . .

Sieh', ein Weiblein ihres Weges kommend,
Fühlet Mitleid mit dem armen Tiere,
Zieht die Glocke mühsam, humpelt weiter.

Und der Pförtner nun! Er lugt und öffnet —
Ha und sieht nicht, wem er öffnen sollte!
Wettert fäusteballend auf die Rangen,
Die ihn aufgenarrt aus seiner Ruhe,
Und gebietet nebenher dem Hunde:
„An den Ofen, Köter, wo dein Platz ist!“

Hund und Herr, — die F ü g u n g ahnet keiner.

Sehnen.

Einsam auf grüner Halde
Steht ein verlaß'nes Haus,
Es quillt ein Bronn im Walde
Und trinkt kein Mensch daraus;

Es liegt ein Schatz vergraben
Des köstlichen Gesteins: —
Die Vöglein alle haben
Ihr Liebchen — o wärest du meins!

Angedenken.

Ich gab ihr nicht ein Angebinde,
Noch sprach ich ein verpflichtend Wort,
Und mit dem ersten guten Winde
Trug der breite Kiel mich fort.

Doch wie ich schwer an mich gehalten,
Leicht löst sich ein der stille Schwur,
Im Angedenken sie zu halten —
O überall in Feld und Flur,
Wohin ich schaue, dich seh' ich nur!

Erwartung.

Noch hab' ich nicht ihr Wort vernommen
„Ich liebe dich“, das süße Wort;
Noch ist mein Schiff nicht angekommen
Im heiß erstrebten sichern Port.

Es ruht die See. Die Winde schweigen,
Dem Ruder läßt die müde Hand,
Und dort im Abendscheine zeigen
Sich meine Heimat und der Strand.

O hübe sich im weiten Westen
Ein Lüftlein aus dem gold'nen Duft
Und trüge mich zu meinem Besten
In jenen Port — an ihre Brust!

Liebe.

Ein Maßstab ist, der Liebe Macht
Und Wert zu messen:
Wie weit du es durch sie gebracht
Im Selbstvergessen.

Meiner Braut

(bei Überreichung meiner Bilder).

Sieh, meiner Bilder lange Reihe
Vom früh'sten an ist dir geweiht;
Denn soll ich dir ja angehören,
So war ich dein von aller Zeit.

Wie ich gewachsen und geworden,
Mit allen Fehlern nimm mich hin:
Und nun verschöne, nun veredle
Du mich, du holde Zauberin!

Meiner Mutter

zur Feier ihres 80. Geburtstages.

— — —
Aber nun laß mich denken, o Mütterchen, daß denn
auch ich einst
So wie Du am heutigen Tag, zum achtzigsten Male
Feierte meinen Geburtstag! . . . Laß mich's denken
nun einmal:

Wie ich als Greis die Ehren empfinde, die man dem
Alter
Vorbehält; ich empfinde der Kinder herzlichen Glück-
wunsch,
Auch wohl Enkel in bunter Schar, und Freunde gewiß
auch,
Die den Dichter begrüßen, den unbeneideten nunmehr;
Und wir saßen sodann zum festlichen Mahle vereinigt,
Hörten behaglich an den wohl erfundenen Trinkspruch,
Der mir Jahre noch zulegt, Geisteskraft und Gesund-
heit
Wünscht und kühnlich verheißt; im Hoch erklingen die
Gläser,
Alles drängt sich heran und bestürmt den gefeierten
Alten . . .
Jetzt, wenn der Sturm verrauscht und jeglicher wieder
am Platz ist,
Schweigt das laute Gespräch; denn sieh', es gewär-
tigen alle,
Daß ich als Jubilar nun redete! — Und ich erhebe'
mich.
(Merk' es, Mütterchen, wohl, wie ich nun zu sprechen
gewillt bin!)

„Kinder“, sagt' ich, „und Freunde! Vor allem Gott
sei die Ehre!

Ihm aufrichtigen Dank für jegliches, das er beschieden,
Was wir Leides erfahren und was des Guten genossen,
Reichlich selber genossen und anderen etwa gespendet! . . .

Doch dann laßt uns sogleich auch meiner Eltern gedenken,
Jenes biederen Paars: des guten, trefflichen Vaters,
Dessen Beispiel, still und gesetzt, mir heute noch vor-
schwebt;
Und der Mutter, die mich geboren und sorglich erzogen,
Der ich das meiste gewiß, was ich besitze, verdanke,
Viel am Körper und mehr am Geiste; den Sinn für
das Schöne
Und des Willens elastische Kraft; den heiligen Schatz
dann,
(Nennt es Glauben, Liebe — den Trost und Inhalt
des Lebens!)
Den mir sie in der Zeiten umstrittenster treulich be-
hütet.
Wahrlich, was ich erreicht, wie viel es sei, durch das
Erbe,
Das mir mutterhalb ward, nicht anders wär's mir
geworden!
Preißt man glücklich den Mann, der solchen Erbes sich
rühmet,
Das er zu hüten nur braucht, um Reichthum schon
zu besitzen —
Dieser gedenkt doch wohl in seinem Glücke der Eltern:
Also muß ich ihrer gedenken, des biederen Paares,
Und der Mutter voran, des frommen, kernigen
Weibes!“

Solches sprach' ich fürwahr, wenn mir zum achtzigsten
Male
Wiederkehrte der Tag der Geburt. Und freudig, ich
weiß es,
Heben sie alle das Glas, die Kinder, Enkel und
Freunde,
Golden funkelt der Wein, wie Glocken klingen die
Gläser,
Und laut brausend ertönt dreimal das Hoch auf die
Mutter.
Mütterchen! O wie schön ist das Fest, o wie voll
die Vergeltung,
Die den Guten auch schon auf dieser Erde
zuteil wird!...

Burschenmut.

Viel hat sich vergoren,
Was einst mir lieb;
Nichts ist verloren,
Da Eins mir blieb,

Das ich verwertet
Als Waffe und Hut: —
Im Sturme gehärtet
Mein Burschenmut!

Mein Talisman.

Schön warst du, wie's die Bilder sagen —
Was gilt uns das Gewesensein?
Hast den Rubin am Hals getragen,
Der funkelte, doch war es Stein.

In Kisten haben sie und Wagen
Die reiche Gift ins Haus gebracht,
Doch sieh, wonach die Menschen jagen,
Mich hat es glücklich nicht gemacht.

Was ich geschätzt, was nicht verblühte,
Der Talisman in meinem Schmerz,
Der in den Stürmen höher glühte —
Mein Weib, mein Lieb, es ist dein Herz!

Trost.

Uns hat die allerlängste Nacht
Des Winters Anfang erst gebracht.
Die kleinen Vöglein zagen,
Die armen Leute klagen:
Der Winter, der grimmige, naht! . . .

Und unterdessen —
Habt ihr's ermessen? —
Hat sich gewendet die Sonnen,
Der Tag hat zu wachsen begonnen,
Und wächst in die Länge so früh als spät,
Bald regt sich und dehnt sich die schlafende Saat,
Und der Frühling, der Frühling, der Frühling, er naht!

Sonn' oder Regen?

Was meinst du, ob's in kranken,
Ob's in gesunden Tagen schwerer hält
Der Seele, sich an Gott hinauf zu ranken? . . .

Sie sprach: „Das wird bedingen
Der Pflanze Art und Stand, was Gott gefällt,
Sonn' oder Regen, sie emporzubringen.“

Hochwild.

In Eichenforsten des Bákonyer Waldes
Macht' ich einmal die Jagd auf Hochwild mit.
Es war im letzten Trieb; ein tiefer Hohlweg
Mein Ausschuß: was herüberwechselte,
Kam mir zu Schuß. Der beste Stand, wenn's glückte.

Horch, das Signal! . . . Lautlose Stille jetzt.
Die Treiber treten an, vorsichtig, langsam.
Bald raschelt's unter mir; bald knackt ein Ast
Zur Rechten: jetzt, wenn Wild im Dickicht liegt,
Jetzt muß es vor! Halt dich, Gesell', es gilt! . . .
Schier atemlos, die Kehle trocken, stand ich,
Gespannt die Sehnen und die Sinne all.
Nicht lang, da rauscht's; da bricht es los, im Nu —
Schuß folgt auf Schuß — ein Hirsch, ein zweiter war
Grad unter mir über den Hohlweg hin!
Den ersten hatt' ich, als ich losgedrückt,

Ich hab's gehört und glaubte mehr zu hören:
„'s ist Lungenblut, und der ist unser, Herr!“ . . .

Da schüttelt's mich: ich fühlte mich als Wild,
Das flüchtend sprengt in seines Forstes Schutz,
Das heiße Blei, den Tod in seinen Lungen,
Und hin sich streckt, um klaglos zu verenden.

Das Bild zerfloß, ein and'res tauchte auf:
Als Jäger sah ich mich, auf hohem Stand,
Und rief mich an: „halt dich, Gesell, es gilt!“
Die Büchse knallt', erwartend stand ich, ob
Mein schöner Schuß des Zieles nicht gefehlt,
Und harrt' und harrt' in heißer Sieberglut,
Indes die Meinen sorgend mich umstanden . . .

* * *

Glücklich vorüber ist der schwere Traum,
Was mich bedroht, o Gott sei Dank, vorüber!
Mir lacht die Sonne noch, sieh, mich umfängt
Des Frühlings 'nie so schön empfund'ne Pracht
Und Blumenduft und Lieb' und Leben wieder!

Ganz leise nur, harmonisch wie der Bienen
Gesumme, tönt ein Warnen mir ins Ohr:
„Sei, Jäger, sei auf deiner Hut! Es gilt,
Daß dir — du selber nicht verloren gehest!“

Menschenkinder.

Von jedem Tierlein weißt du, woran du bist:
Du scheust des jungen Fuchsen Gebiß und List
Und ziehst dir auf vom Neste die Nachtigall:
Wie e i n e s je gewesen, so sind sie all.

Nur einem Menschenkinde weisjage nicht,
Was seiner harrt, ob Krone, ob Halsgericht!
Lammfromme sah ich werden wolfartig wild
Und Engelkeusch verkehret ins Gegenbild.

Und der sich reinen Menschthums berühmen mag,
Ach Gott, ist des nicht sicher, nicht einen Tag;
Der frömmste Knecht muß beten: Herr, Gnade gib,
Daß ich nicht heut' noch werde an dir zum Dieb!

Confidite in me!

Es schien die Schlacht verloren gar;
Der Überzahl, dem Grimme
Des Feindes wich die müde Schar.
Da tönt' vom Banner die Stimme:

„Ich bin bei euch! Vertraut auf mich,
Ich habe die Welt überwunden!“
Und sieh, auf den Anruf haben sich
Die Zagen wiedergefunden

Wohl um die Fahne und folgen ihr;
Die Feinde stuzen und weichen —
O Jesu Christe, dein Panier,
Das ist ein sieghaft Zeichen!

Marco.

Wir haben doch den Hochzeitstag nie schöner
Gefeiert — wie? — als damals in Lussin?¹⁾
Wo sie daheim noch tief im Winter staken,
Ergingen wir uns in der Frühlingssonne
Und trafen Veilchen auf dem Weg nach Giunski
Und speisten dort — zu Fastnacht war's — im Freien.
Und dann der Heimweg! Und die Kahnfahrt von
Kovkánica die stille Bucht entlang,
Die wie ein Ohr geformt zum Meere hinhorcht!
Kein leises Lüftchen, spiegelglatt die Wasser!
Und unser Schiffer — weißt du noch? — der Marco!

Voll sechzig Jahre zählt' der Mann, der noch
Kein graues Haar im blonden Schnurrbart, ja
Kein Fältchen, glaub' ich, um die Augen hatte!
Er war denn wohl von gutem Holz; die Mutter,
Von der er uns des Tags zuvor erzählt,
Führt' ihm mit neunzig Jahren noch die Wirtschaft!

1) Eine der Quarnerischen Inseln, bekannt als Winterkurort.

Marco, was macht die brave Frau? frug ich.
„O immer rüstig, Herr! Trepp auf, Trepp ab,
Und ißt und trinkt!“ (Das sprach er so, indes
Er rudern nun sich vor-, nun rückwärts bog.)
„Nur daß sie sich den Wein verdirbt mit Wässern.
Und mir, mir, will sie's auch noch lernen: Marco,
Den Wein nicht ledig trinken! Nimm doch Wasser!“
Ja, sag' ich dann, und nehm' die Wasserflasche,
Tu' so, als ob's mir Ernst . . . Da meint' sie leztlich:
„Ich weiß nicht, wie du's treibst: der Wein ist gar,
Das Wasser nur zur Hälfte, und die brauchst' ich! . . .
Eh, sagt' ich, 's ist ein Segen auf dem Wasser!“

Ja, wart, wir werden's auch noch lernen, Marco!
Den Wein zu wässern ist des Alters Art! —
„Davon die Jugend profitiert, wahr ist's!“ . . .

Er schwieg. — Ihr habt nicht Weib und Kind? „Nein,
Herr!

Ich plätscherte zeitlebens auf dem Wasser.
Kam ich schon heim, so war die Mutter da,
Die besser für mich sorgt' als eine andre.
Und jetzt — an eine Fremde möcht' die Alte
Sich nicht gewöhnen mehr . . . Auch recht, 's ist gut so!“

Den Marco mußt' man sehen, wie er sprach!
Wenn ich die Reden dir verdeutschte, hattest
Du halb sie schon erfaßt aus seinen Mienen. —

Wie wir uns damals glücklich fühlten, beide!
Genesend ich, dem Leben neu gewonnen,
Und du einmal entrückt den Alltagsmühen.

Da wir zu Schiff gestiegen, wob der Abend
Lichtblaue Dünste um die Bucht vor uns,
Und von der Stadt, die aus der Ferne nur
Gleich einem weißen, vielgespalt'nen Fels
Sich abhob, nicht ein Ton. Doch wo der Hafen
Sich mit dem Meer verbindet, gab's ein Rauschen,
Deutlich verspürten wir der Brandung Rückschlag;
Die Barke schaukelte, geängstigt schmiegest
Du dich an mich. „Signora soll nicht fürchten!“
Getröstete der Fährmann.

Marco, sagt' ich

Und wies hinaus, wo lezte Abendgluten
Den Ozean umsäumten, Marco, sagt
Euch Sehnsucht nie mehr nach dem Wasser dort?

„Ha, ob ich . . .? Das ist so, das will ich Euch
Erzählen, Herr! Das Meer ist meine Liebe
Von Jugend auf; als kleiner Junge dacht' ich
An nichts als an das Meer. Die Mutter sucht' mir —
Ich war ihr Einz'ger — eine gute Braut¹⁾.
Sie sagt's nicht grad heraus, weil sie doch wußte,
Wo mir der Sinn stand; doch ich kannte sie. . .

1) Es ist in jenen Gegenden Sache der Mutter, dem
Sohne eine Braut zu suchen.

Seht nun, das war ein Abend so wie heut'.
Da fuhren wir zwei, Mütterchen und ich,
Hier an der Bocca verra; draußen lärmt'
Just so wie heut' das Meer. Da meinte sie:
'Wie gut, o Sohn, fährt sich's im sichern Hafen!' . . .
Ich aber schwieg; denn seht, zur selben Stunde
Schoß mir's zu Kopf und stand mir fest wie nie:
Ich will hinaus, ich muß hinaus ins Weite! . . .
Ich schwieg; sie sah mich an und schwieg — und weinte.

Zulezt geschah mein Wille. Achtzehnjährig
Ging damals ich zu Schiff; und nicht sechs Wochen
Im Jahr hab' ich nachher daheim verbracht.
War immer weg: in Spanien, England, Rußland
(Im Schwarzen Meer), als Kapitän dann in
Dalmatien — ah, wie oft in Not und Nebel! . . .

Ich hab' das Meer erfahren, Herr! Ich sah's
In seiner Herrlichkeit und seinen Schrecken.
Vor Liverpool ertranken acht von uns
(Wir waren vierzehn); mit zerschund'nem Leib,
Nackt, halb erfroren, bracht' man damals mich
Ins Hospital. (Ihr könnt's in der Madonna
Annunciata¹) lesen auf der Tafel.)
Dann ging's von neuem auf ein andres Schiff.
Ich konnt's nicht lassen mehr; zu eng und ängstlich

1) Bekanntes, mit vielen Devotivtafeln der Schiffer geschmücktes Wallfahrtskirchlein an der Bucht von Tigale.

War's mir am Land. Noch heute faßt's mich oft,
Wie Heimweh faßt's mich nach des Meeres Weite . . .
Doch jetzt ist's aus, jetzt bleib' ich schon daheim!

Ich will's Euch sagen, Herr, wie das so kam!
Nun bald zwei Jahre sind's; wir kehrten von
Corfù zurück, ich froh, nur ein paar Tage
Zu rasten — doch da gab es bösen Willkomm!
Mein ganzes Geld dahin! Ein Vetter war's,
Der mich betrog — der Räuber! Straf' ihn Gott!

Zwölftausend Gulden, denkt! All mein Erspartes!
Nicht einen Kreuzer hab' ich retten können!
Ein Bettler war ich! . . . Eh, und wißt Ihr, was
Die Alte da getan? ‚Gott sei gelobt!‘
Sagt' sie; ‚Marco, mein Sohn!‘ und weint' mit mir,
‚Marco, mein Kind, das hat der Herr gewollt!‘

Dann ging sie fort und kam und bracht' ein Büchlein:
— Ihr Selbsterspartes! . . . Ho, wie ging das zu?
Ja, Mutter, wie? . . . O, was das Öl getragen,
Tat sie beiseit', und was ich ihr zu eignem
Bedarf, so oft ich immer kam, zurückließ,
Legt' sie beiseit' — für mich! In vierzig Jahren,
Bedenkt, das macht schon was! Es reicht uns heut,
Uns beiden reicht's, da ich ja noch verdiene.

Da, Herr, da hab' ich vor mir selber mich
Geschämt! Bald sechzig Jahre, sagt' ich mir,

Hat sie, die Mutter, nun für dich gesorgt:
Wann willst du's ihr vergelten, Marco, wann? . . .
Ich geh' nicht mehr von ihr, sie hat's verdient.
Gebt acht, jetzt kocht sie schon für mich zu Abend
Und lugt zum Fenster aus, ob ich nicht komme.
Wir leben glücklich, Herr! Erhalt' sie Gott!"

Nie sah ich herrlicher den Sternenhimmel
Wie damals, als wir an die Riva kamen:
Aus hundert Bildern, Myriaden Funken
Fühlt' sich das Wehen der Unendlichkeit,
Und strahlender aus allen der Polarstern
Hoch überm Eiland, das die Schatten jetzt
Der Nacht umflossen, jener Südländsnacht . . .

Allerseelen.

Traulich friedsam in der warmen
Stube saßen wir beisammen,
Als die Glocke klang vom Tor.
Wer das sein mag in der späten
Abendstunde? . . . Nun, Maria?

„Ach, ein armes Wanderbüschlein,
Halb erfroren und verhungert,
Kann sich kaum noch aufrecht halten! . . .
Vater, jetzt zu Allerseelen
Wolltest du Almosen geben,
Gib es diesem ärmsten Menschen!"

Also bring ihn! — Und sie brachte
Ihren Schützling. Wohl, da fehlt es!
Rock und Hut und Schuh zerschliffen
Und den Hunger im Gesichte!
„Darf ich eine Suppe bringen?“
Tu es, Kind! — „Und darf ich,“ flüstert
Ihre Schwester, „gelt, ich darf ihm
Meinen Kuchen geben?“ — Und die
Buben wollen auch nun jeder,
Dieser ein Paar Schuhe, jener
Ihm sein Werktagröcklein schenken,
Jeder etwas. — Amen, Amen,
Weil denn heute Allerseelen!

Als ich d'rauf nach kurzer Weile
Wieder in die Stube eintrat,
War der Bettler nicht zu kennen:
Ausstaffieret wie ein Herrlein,
Bester Laune, vollgeessen,
Daß es jetzt ihn anzuschauen
Eine rechte Freude war.
Und die Kinder klatschten jubelnd:
„Väterchen, jetzt sieh das Büblein,
Jetzt sieh unsern jungen Freund an!“

Sinnend sah ich's. Wenn ich selber
Als ein Bettler, so voll Hunger,
Angetan mit wenig Lumpen,
Ach, im Staub und Schmutz der Straße,

Herr, vor deinem Thron erscheine:
Ob mir helfend dann nicht eben
So zu statten meiner Kinder
Fürsprach kommen wird und ihres
Mitleids frommer Opferwille?
Denn wohl wirst, o Vater unser,
Du es halten wie ein Vater . . .

Verlassenschaft.

„Und was an Gütern hinterläßt du? Sag!“
Nur ein Stück Feld,
Das vordem brach gelegen.
Ich hab's bestellt,
Mit Nuß- und Zierholz wohl besetzt,
Wissen und Können darangesetzt
Und Mühlen allerwegen
In Sommerszeiten wie manchen Tag!
Die Enkel, mein' ich, loben den Ertrag.

Dem Neidhart.

So bist du nicht der Deinen
In Treuen zugetan?
Was siehst du mir die Meine
Scheeläugig an?

In aller Farben Arten
Ersproß der Rose Zier,
Daß jedem eine eigne
Und meine mir!

Zu St. Johann Ev.

Zur Labe bot man dir den Trank,
Und die er barg, die Schlange flieht;
Dein Segen weiß dem Gift zu wehren: —

Wird meinem Lied des Ruhmes Dank,
So segne, daß der Stolz nicht zieht
Mir in die Seele mit den Ehren!

Extovo.

So oft ich mein Gefilde
Bestellen ging,
Mein Aug an ihrem Bilde
Vertrauend hing.

Und meine Saaten schossen
Wie voll empor,
Mohn und Chanen sprossen
In der Halme Chor.

Im Schnitt nun will ich reichen
Die Blumen ihr,
Der Gnadenvollen, zum Zeichen
Des Danks von mir.

Nachtrag neuerer Gedichte.

Zum Wirt von Scheuchenstein.

Man acht' den Mann wie er sich gibt,
Den Wirt nach seinem Schild:
Das hat der Wirt von Scheuchenstein
Nicht selten schon gefühlt.

Denn greulich und abscheulich war
Das Schild ob seiner Thür,
Und wer sein Haus darnach bemaß,
Hielt's für ein Kneiplein schier.

Ich aber fand da mein Gemach,
Gut Bier und klaren Wein
Und Leute von der rechten Art
Beim Wirt von Scheuchenstein.

Das alte Schild, das Lumpenwerk,
Verleumdet meiner Treu
Den bravsten Wirt, so sag' ich mir
Und malt' die Tafel neu

Mit eigener Hand so gut ich's konnt' —
Ich hoff, daß sich die Müh' verlohnt.

Bachsegnen.

Bachsegnen heut? . . . „Das ist Euch, scheint es, neu?
Herr, in der Wilde unsres Alpental's,
Wo rechts und links die vielen Muren stehen,
Wo uns der Talbach über Nacht oft Felder
Und Häuser hat vertragen, ist's ein Wunder,
Wenn man sich da an unsern Herrgott wendet?“

Wohl, ich verstehe! Hör' die Kirchenglocken,
Jetzt ziehen sie! Die ganze Talgemeinde,
So alt wie jung. Der Priester in der Mitte
Mit dem Sanktissimum. Am Wegkreuz hält er,
Das Evangelium zu lesen und
Zu segnen . . . Weiter geht es, immer unter Beten.

Das ist ein hübsches Bild, ein farbenreiches!
Taufrisch der Morgen und die Berge glänzen
Im Neuschnee. Ins Gebet der Menge mischt sich
Der tolle Bach, der Lerche jubelnd Jauchzen . . .
Ich geh nicht mit. Nicht Hof und Äcker
Sind mir, dem Zugereisten, hier gefährdet.
Am Zaun gelehnt, von ferne seh' ich's an . . .

Und dennoch bet' ich, dennoch muß ich beten:
Vor jenen Bächen, die auch mich bedrohen —
Weh', vor der Unzucht Mure rette mich!
Vor dem Geröll unheiligen Zornes, Herr,
Und vor des Hochmuts Güssen! Stau' die Bäche,

Die mich bedrohen, mein Haus und mein Gefild,
Der du nicht willst den Untergang des Sünders . . .
Herrgott, erlöse uns vom Übel! Amen.

Krippenlied.

- I. Hirt: Hörst, Hansl, jetzt tu einmal losen,
Und sag mir nur, was denn das ist!
Die Kühelen tun a so blofen,
Paß auf, und kein' einzige frist!
Es ist g'rad, als täten sie wispern —
Ich weiß nicht, von was oder wie —
- II. Hirt: Und die Schafeln tuan a so wispern,
A so eppes weiß man doch nie!
(Refrain beide).
- II. Hirt: Und schau nur g'rad außi zum Fenster,
Am Himmel der glutige Schein!
Das seind etwa doch keine G'spenster?
Na, na, 's müssen Engelein sein!
- Chor der Engel: „Der Heiland ist geboren
Aus einer Jungfrau rein,
Ihr Hirten seid erkoren,
Des Wunders Zeugen zu sein!“

„Gott soll gepriesen werden
Im armen Jesuskind,
Und Friede den Menschen auf Erden
Die guten Willens sind!“

- I. Hirt: Ja nachher laß uns wandern
Nach Bethlehẽm in die Stadt!
II. Hirt: Ich lauf und sag's den andern,
Was sich begeben hat!

Chor der Hirten: Jetzt hab'n wir ihn nachher wohl
g'funden
Den Heiland in ein'm Stall,
In dünne Windeln bunden,
Und Armut überall!
O nimm doch uns're Gaben!
Schau, alles, was wir sein,
Und alles, was wir haben,
Christkindele, das g'hört dein!

Den Hirten.

Von euch, ihr Hirten, fordert man die Herde.
Fürchtet die Wölfe! Wo sie selten waren,
Bei solcher Kälte kreisen sie in Scharen;
Ihr Hirten betet, daß es Frühling werde!

Und haltet, Hirten, Zucht am eig'nen Herde!
Euch leit' die Sorge, wie die Schafe fahren.
Mutwillige Stößer, treibet sie zu Paaren,
Daß nicht der Bock euch vor dem Wolf gefährde!

Habt ihr nicht beides: Geißeln und die Hunde? ...
Seid, Hirten, zeitig wach und macht die Runde
Noch um die tiefe Mitternacht! Denn strenge
Ist euer Herr, entscheidend ist die Stunde.
Die Geißel, die ihr spart an blinder Menge,
Daß sie zulezt euch selber nicht bedränge!

Zu Frau Irmgarde's 50. Geburtstag.

(Unter das Bild Führich's „Marias Gang über das Gebirge“)

Als Maria über das Gebirge ging,
Zerstreutes Gewölk am Himmel hing.
Sie war versunken im Gebet,
Dacht' etwa auch an Elisabeth;
Doch wie sie nun tritt in den Buchwald ein,
Sieht sie vor sich vier Englein:
Eins tät' das Weihrauchfäßlein schwingen,
Die andern jubilieren und singen —
Ah, wunderfein und akkurat
Singen sie ihr das Magnifikat!
Maria, darüber ganz entzückt,
Ist sich selber und der Welt entrückt,
Merkt es kaum, wie auch ober ihr
Drei Engel schweben mit Rosenzier;
Die streuen die Blumen, die duftenden, süßen,
Auf ihr seliges Haupt und zu ihren Füßen.
(Da sieht man's, was eine Mutter wert,
Wie der Himmel selbst eine Mutter ehrt!)

Doch ihr Gespons bescheidenlich
Fünf Schritte dahinter hält er sich,
Traut sich mit ihr zu gehn nicht recht,
Tut eher so als wie ein Knecht,
Bückt sich nach den Röslein schön,
Läßt kein's davon verloren gehn.

* * *

Frau Irmgard, so geschieht's mir auch:
Dieweil da heut nach altem Brauch
Die Kinder deinen Geburtstag preisen,
Kann ich mich dein nicht würdig heißen.
Tu mich nur in der Stille freuen
Des Lobes, das dir andre streuen,
Tu deine Ehren treulich sammeln.
Denn freilich, was ich bin und hab',
Ist ein Geschenk von oben herab;
Doch des Himmels allerbeste Spende
Bist du! In deine gesegneten Hände
Ward mein Geschick gelegt; sie führten
Und hielten den Stürmenden; sie schürten
Die Flammen des Schönen in meiner Brust,
Erhalten mir die Schaffenslust,
Besorgt für Ruhe, Trost und Labe.
Ja, was ich vollbracht und geschaffen habe,
Was ich errungen und je erlitten,
Was ich gesungen und gestritten,
Die Arbeit und mein bißchen Ruhm,

Liebe Frau, es ist dein Eigentum.
Just wie es auf dem Bilde da
Sankt Joseph mit den Rosen geschah:
Dir war's vermeint, mir fiel es zu,
Mein Weib, mein Glück, mein Segen du!

Die Welt.

Kind, o Kind, in deinen Jahren
Hast du nicht die Welt erfahren.

Eine harte Herrin ist sie.
Nichts als Arbeit, Müh' und Sorgen,
Karge Kost so heut wie morgen,
Hohn statt Lohn —
Glücklich, wer der Welt entflohn.

Und sie möchte jeden fangen,
Zwingen ihn in ihrem Dienste;
Unentbehrlich, unumgänglich
Scheint sie manchem —
Doppelt glücklich, wer die Welt nicht braucht.

O die Welt! Du kennst nicht, Kind,
Ihre Laune, ihre Tücke,
Lauernd stets, wen sie bedrücke
Mit der Fessel —
Dreimal glücklich, wer die Welt nicht kennt.

Der Abt von Siecht

Inhalt.

	Seite
Auf Grundberg	7
Ein später Gast	10
Abt und Gast	15
Die Entdeckung	25
Nacht	31
Am Morgen	36
Abt und Konvent	44
Trübe Botschaft	55
Auf dem Sunnhof	61
Das Ende	67

Zuf Grundberg.

Nun, Frau'le, hat des Steigens Mühe sich
Gelohnt? Wie herrlich, sieh, der Blick ins Tal,
Der schönsten einer in das Unterinntal!
Lieblich und groß! . . . Und selber die Ruine,
Noch immer mutet sie gewaltig an.

Dies also ist, dies ragende Gemäuer,
Die Stammburg des Geschlechts, dem jener Jürg
Von Grundberg angehört, der „Leutefresser“,
Der „Landsknechtvater“, wie sie ihn benannten.
Ein Bild von Überkraft, doch deutsch=biderb!

Ich liebe mir ein echt Soldatenblut,
Wie manchen Wackersten erzog der Krieg!
Sieh nur, das Kloster dort uns gegenüber,
Wo mir ein Jahr der Kindheit rasch verrann,
Auch Kloster Siecht dankt seinen heutigen Bau
Soldat einem Kriegsmann. Denn zu Anfang stand
Dies weite Stift auf jenem Fels im Walde,
Der noch Georgenberg, die Wallfahrt, trägt;

Da hat ein Brand es — zum wievielten Male? —
Zerstört und jammernd frugen sich die Mönche,
Was endlich dieses Unglücks Mahnung sei,
Ob Gott denn ihren Untergang beschloffen?
Nur einer sprach: „Vielmehr zu Größerm hat
Er uns bestimmt! Fort aus des Waldes Öde,
Ziehn wir ins Thal, im Volk uns festzusetzen
Und guten Samen weiterhin zu breiten!“

Der also sprach, hieß Pater Cölestin;
Ein Zugereister, den man nicht so kannte.
Als reifer Mann betrat er wenig Jahre
Zuvor des Klosters Schwelle; bat demütig
Um Aufnahm' in den Orden, weigert' aber
Die Antwort über Herkunft, Stand und Namen.
Doch daß er Kriegsmann einst und Offizier,
Erriet man bald aus seiner ganzen Art
Und sonderlich im Jahre siebzehnhundert
Und drei, wo er den Landsturm angeführt
Und seinen und des Klosters Namen mit
In jener Siege Lorbeerkranz verflocht;
Da ward erkannt sein einstiger Beruf.

Nun ob des Ruhmes, den er sich erworben,
Und mehr ob seines unverzagten Wesens,
Das er zumal in jener neuen Not
Gezeigt, stellt' nach des Abtes Tod die Mehrheit
Ihn an die Spitze des Konvents. Und trefflich
Hat in der schweren, drängnisvollen Zeit
Sich der Soldat bewährt! Sein kühner Mut
Ward ihrer aller Stütze. Er begann

Den Bau im Tal mit tausend Hindernissen
Und führt' ihn fort und bracht' ihn bis dahin,
Wo du ihn heut, zwar unvollendet, siehst;
Durch ihn entstand, mit ihm erstarb das Werk.
„Der Oberst-Abt,“ so sagten sich die Leute,
„Der bracht's Zustand, kein anderer tut's ihm nach.“

Doch wer den Mann an seinem Wirken mißt
Nach außen, hat ihn halb noch kaum ermessen.
Sieh dieses Mönches segensreiches Walten
Und dann ihn selbst, den sturmgefällten Baum!
Nach außen stark, nach außen erzgewappnet,
Ward überlistet sein zu weiches Herz.

Komm, laß mich die Geschichte dir erzählen,
Wie ich sie da und dort gehört, gelesen,
Und sie ergänze nach dem eignen Sinn.
Just da ich dich beglückt am Arme halte,
Mag ich mich denken in des andern Not;
Denn der uns beten lehrte, hieß der Bitte
Um zeitlich Wohl anfügen unsrer Schuld
Und unsrer Schwäche offenes Geständnis.

Ein später Gast.

Nicht anders sah es damals aus als jetzt:
Hier unten Schwarz, der stille Ort, und Dörfer
Und Einzelhöfe rings; der breite Inn
Und an des Berges Lehne dort das Stift.

Und schier so weit gediehen war der Bau
Des Klosters, wie man heute ihn erblickt.
Mit bunten Fähnlein stolz bewimpelt standen
Die Baugerüste; inn' und außen regten
Sich hundert Hände; der Vollendung nahe
War schon des Gotteshauses reicher Bau,
Dem aller Künste Wettbemühen galt.
Doch eben ruht das Werk: zur Ruhe zwingt
Die Nacht. Und aus dem Chöre, der erleuchtet
Sich abhebt von des Baues düst'rer Masse,
Tönt Mönchsgebet gleichmäßig, ernst und fromm,
Indes der Föhn die Wolken eilend jagt
Und frevles Spiel mit junger Blüte treibt.

„Procul recedant somnia

Et noctium phantasmata:

Behüte, Herr, uns vor des Feindes Blendwerk
Und der verderbten Sinne Truggebilden,
So tönt ihr Beten in die wilde Nacht.
Dann da und dort erhellen sich die Fenster,
Verschwinden dann und Nacht und Schweigen rings.

Da schallt des Klosters Glocke, einmal, zweimal:
Zu ungewohnter Zeit erschien ein Gast.
Wer freut sich nicht, wenn ihm zu guter Stunde
Ein Gast erscheint, des Hauses Segen teilend,
Mitteilend sein, mitfühlend unser Glück
Und Leid? Doch dieses Gastes Kommen brachte
Unruhe in des Klosters stillen Frieden
Und durch das Tor, das ihm sich aufthat, schlich
Der Sorg' und Sünde stets bereites Paar.

Der Pförtner, schläfrig, kam herbeigetrottet:
„Wer draußen noch so spät?“ — „Ein alter Bruder
Vom Augustinerstift in Klosterneuburg;
Auf eine Nacht gönnt meinen Füßen Rast!“ —

Die Angeln knarrten; durch den engen Spalt
Trat Bruder Ortwin, reisemüd, verstaubt.
Die Lampe vors Gesicht hielt ihm der Pförtner
Und prüfte kurz. — „Nun wartet hier ein wenig!
Dem Pater Schaffner muß man's vorerst melden,
Den Knecht erst wecken, der ein Bett bereite.
So spät kommt selten, wer da Einlaß will.“
Er schloß und ging und ließ den Gast im Finstern.
Und Bruder Ortwin tastet' nach der Steinbank,
Der Rast bedürftig, an Geduld gewohnt.

Doch schon entschlummert lag der Pater Karol,
Den die geläufige Jung' und Lust am Neuen
Zum „Fremdenpater“ wohl geeignet hatten.
„Was gibt's? Was ist?“ — „Ein alter Klosterbruder
Will Herberg noch so spät.“ — „So weck' den Knecht!

Den Peter weck', den Schlingel! Nummer Zwanzig
Soll er bereiten!" — Jener sucht' den Knecht,
Indes der Schaffner brummend schritt zur Pforte.

Und also grüßt der schlafberaubte Mönch:
„Viel Rares kann das Kloster Euch nicht bieten
Zu solcher Stunde. Küch' und Keller sind
Geschlossen. Wenn vielleicht ein Schöpplein Wein
Und etwas Brot sich findet; kommt mit mir!"

Im schwach erhellten Refektorium
Legt seine Bürde ab der müde Gast
Und stillt den Durst an abgestand'nem Wein,
An trockenem Brote den erwachten Hunger;
Und übel würzt es ihm des Wirtes Unwill,
Der schweigend auf und nieder geht im Saal.

Da hört man Schritte draußen auf dem Gange;
Wer noch so spät? Wer hütet nicht die Zelle?
Doch strenge Ordnung hält der Oberst-Abt? .
Sieh da, zur Türe tritt herein e r s e l b s t!

Ehrfürchtig grüßt der Gast, verlegen drückt
Beiseit' sich Karol; denn des Abtes Blick
Trifft diesen streng, indes er jenem gnädig
Die Hand beut, also sprechend: „Gott zum Gruß!
Daß Ihr so spät noch unser Kloster sucht,
Habt doppelt Dank und doppelt schönen Willkomm!"

„O Herr, ich bin ein Bruder nur," spricht jener,
„Dom Augustinerstift zu Klosterneuburg;
Gen Neustift sendet mich des Propsts Geheiß.
Mein Name, wenn's beliebt, ist Frater Ortwin."

„Wie? Was? Ist's wahr? Der alte Ortwin
lebt noch?!

Ihr seid's? Der Held von Anno Dreiundachtzig?
Bei Gott, Ihr seid's! Ich kenn' Euch an der Schmarre
Ob Eurem Aug'! Her da zu mir! Euch muß
Ich anders grüßen!“ — Und mit Kuß begrüßt
Und stürmischer Umarmung ihn der Abt.

„Dem Manne“, sprach er dann zu Pater Karol,
„Hat selbst der Kaiser seine Gunst geschenkt
Und selbst der Türke den Respekt bezeigt
(Den er sich freilich mit dem Schwert verschafft);
Und Pater Karol! Pater Schaffner, Ihr?!
So waltet man des Amtes? Schlechten Wein
Und ledig Brot setzt man den Gästen vor?
Heißt das die Regel? Ohne Säumen jeßt,
Besorgt vom Besten uns, vom Magdalener!
Und weil das Feuer freilich schon erloschen,
So nehmt mit kaltem Imbiß denn vorlieb!“

Der Pater ging, zum Gast fuhr fort der Abt:
„Auch laßt uns nicht so in der Weite sitzen!
Das ist kein Platz zu wohligem Behagen.
Im Stuhl des Abtes ruht sich's besser aus
Und in der Nische dort!“ — Da holt er selbst,
Der hohe Herr und rüstig schöne Mann,
Den Sitz, den schweren, von der langen Tafel,
Stellt in die Ecke ihn, wo nebenan
Des Ofens schön getürmter Bau sich dehnt;
Und ob er zögert und verlegen stammelt,
Es muß der Alte sich dem Wirte fügen.

Noch setzt die Lampe der Prälat zurecht
Und rückt sich selbst den Stuhl an Ortwins Tisch.

Jetzt kam der Pförtner mit des Weines Fülle
Und reichen Schüsseln; hinter ihm der Schaffner.
Doch der verstimmt, mit zornesroten Wangen.
„Wenn Ihr“, sprach er zum Gast gewendet, barsch,
„An Eurem Lager keine Freude habt,
Mein ist die Schuld nicht!“ Und zum Abt darauf:
„Zum zweiten Mal jetzt trifft man unsern Peter
Am Gartenzaun bei seinem Schatz. So recht!
Nur zu! Ich sag’ es längst, so blüht die Ordnung
Im neuen Kloster! Und auf wen dann immer
Als auf den Schaffner fällt zuletzt die Schande?“

Doch sich beherrschend lächelte der Abt:
„Der Peter ist ein kreuzverliebter Narr.
Bestellt ihn morgen früh zu mir! Ich will’s
Mit ihm versuchen. Übrigens begehrt
Euch jetzt zu Bett; zu lange, scheint’s, entbehrt
Ihr schon des Schlafes! — Guter Ortwin, Ihr
Laßt mir die Ehre, Euer Wirt zu sein!“

Kurz grüßend wandte sich der Fremdenpater
Und ließ allein die beiden, Abt und Gast.

Abt und Gast.

Konnt' sich des Schaffners Zunge nicht bemeistern,
Sogar vor Fremden ihm den Troß zu bieten,
Den er ihm sonst, am Bau und im Konvent,
Wo es nur angeht, zeigt? . . .
An Schnurr- und Knebelbart griff sich der Abt
Und tiefer atmend, mit erzwung'nem Lächeln
Sprach er zum Gaste: „Draußen heult der Sturm,
Als hätt' der Frühling allen Neid entfesselt!“

„Ja, Gott sei Dank und Euer Gnaden Güte
Fürs Obdach! Heimisch fühlt man sich doch nirgends
Wie in des Klosters Frieden.“ — Drauf der Abt:
„Wohl, wenn die Fenster und die Türen schließen,
Was bei dem Neubau noch zu wünschen bleibt;
Sonst ist der Sturm mir lieber als der Zugwind . . .
Doch von was anderm! Euer Propst lebt wohl?
Er ist noch immer der gelehrte Mann?“

„Noch immer, Herr, und immer kerngesund
Troß seiner Achtzig.“

„'s ist der Arbeit Segen,
Daß sie die Kräfte frisch erhält. Ich hoff'
Ihn selbst demnächst zu seh'n; ich soll nach Wien.
Wer baut, braucht Geld und Kloster Siedt ist arm;
Das Volk hierum zwar gut, doch unvermögend.

Ich muß hinaß (so wollen es die Patres),
Um bei dem Kaiser und bei reichen Stiftern
Für unsern Bau ein Scherflein zu erspä'h'n.
Bis dahin seid Ihr wohl zurück? Wollt Ihr
Mir dann — denn Ihr versteht doch noch das Amt? —
Von Eurem Keller auch ein Tröpflein gönnen?"

„Herr! Einen Tropfen, wie er besser nie
Gewachsen in den Gärten Klosterneuburgs!
Doch schwerlich von des Magdaleners Güte;
Der Wein, Herr Abt! . . .“

„Das mein' ich auch, ist gut!
Drum tut Bescheid! . . . Ihr solltet bessern Zug
Gewohnt sein, Frater! . . . So ist's recht! — Kein
Wunder,
Wenn eine Büß'rin solche Tränen weint,
Daß sich die Himmel gerne ihr erschließen.
Verzeiht! Ich hab' des Weines Kraft noch selten
So voll gewürdigt wie gerade jetzt,
Wo neu erwachte Sorge mir beinah'
Die Freude raubte unsres Wiedersehens.“

„Zu gütig seid Ihr, Herr! Doch werdet Ihr's
Dem Alter nachseh'n, daß ich Euch nicht kenne —
Nicht recht mehr weiß, wo man sich schon begegnet . . .“

„Begegnet, ja, begegnet sind wir uns.
Doch habt Ihr damals meiner nicht gedacht;
Und wer mich damals kannte, Bruder, kennt
Mich heut' nicht wieder. Eine weite Kluft
Liegt zwischen Einst und Jetzt . . .“

Hier schweig der Abt
Und schweigend saß der Gast und jeder langte,
Das Schweigen sich zu kürzen, nach dem Glas.
Dann nahm der Wirt das Wort: „Nicht ein Besuch,
Soweit ich denk', hat mich gefreut wie Eurer.
Denn wißt, mein Freund (glaubt's jeder doch zu
wissen!),
Ein Kriegsmann war auch ich! Die Gäste sind
Dem Kloster rar, und nie kein Bruder Ortwin
Ist unter ihnen. — Was, mein Alter! 's war
Im Jahre Dreiundachtzig: Leopold
Kehrt' im Triumph ins freie Wien zurück
Und die Befreier drängten sich um ihn;
Da seid auch Ihr ihm (Ihr gezwungen nur)
Genah't, von Klosterneuburgs braven Bürgern
Dahergeführt: „Hier,“ riefen sie, „der Mann,
Der u n s gerettet!“

„Seht, Ihr war't dabei!
Seid Ihr, wenn diese Frage mir geziemt,
Aus jener Gegend?“

„Knabe war ich noch,
Doch bleibt das Bild mir immer unvergeßlich:
Die frische Narbe auf der Stirn, trugt Koller
Und Schwert Ihr überm Habit; alles Volk
Im Burghof drängte um den Mönch und flugs
Erhoben Euch vier kräft'ge Männerarme
Und braust' es los: „Divat der Klosterbruder!
Divat der Mönch, der wahre Gottesstreiter!“

Der Abt von Siecht

„Herr Abt, Herr Abt!“ fiel hier der Alte ein,
„Solch weltlich Zeug, sollt' man es nicht vergessen?“

„Laßt und behalten, was wir recht gemacht,
Es ist des Übels so genug! — Und seht,
Ein Beispiel seid Ihr damals mir geworden.“

„Ei, ei, ich hört's,“ erwidert Ortwin freudig,
„Was Ihr im Jahre Drei für Werk gemacht . . .“

„Nicht das,“ fiel ihm der Abt ins Wort. „Ich muß
Euch mehr erzählen. . . . hört! Ich bin das Kind,
Das einzige, von guten Wiener Bürgern.
Zum Geistlichen ward ich erzogen und
Besuchte schon die hohe Schul', als Wien
Belagert ward. Da trat ich, wie schier alle
Studenten damals, unter Waffen und —
Und fand Geschmack am Handwerk, mehr Geschmack bald
Als am Berufe, dem man mich geweiht.“

Einft kam ich stürmend heim, pflanzt' mit Muskete
Und Natagan mich vor der Mutter auf:
„Habt Ihr's gehört, vom Bruder Ortwin, Mutter?
Der ist der bess're Gottesstreiter jetzt
Im Heer, als in der Mönche Chor; ich' auch,
Ich will Soldat, ich mag kein Pfaffe werden!“
Entschieden war von da ab mein Beruf.“

Hier schwieg der Abt. Nachdenklich sprach der Alte:
„Doch seltsam ist's, wie oft der Mensch unwissend
Auf andre wirkt, zum Guten wie zum Bösen.
Doch wenn ein Ordensmann den Krieger machte,

Wer schuf Eu'r Gnaden dann zum Ordensmann?
Denn größer wahrlich ist das andre Werk!"

„Meint Ihr? Mich dünkt, es sind Soldat und Mönch,
Wo sie's doch ganz sind, nicht so weit verschieden;
Denn Opfermut ist ihrer beider Wesen.
Doch was Ihr fragt, ist mehr als jemand weiß . . .
Zwar mehr als einem ziemt die Frage Euch —
Und sei's, ich spreche! Füllt die Becher erst!
Und dann, mein Freund — dem F r e u n d e sei's vertraut,
Was oft das Herz des Einsamen beschwert:
B e w a h r t es treulich in verschwiegener Brust!"

Ein Händedruck erschloß des Abtes Mund
Und sein Geheimnis, das er stets bewahrt.

„Ich ward Soldat,“ begann er die Erzählung;
„Nach Namen fragt mich nicht, nicht nach dem meinen
Noch andern Namen! Unter Starhemberg
Bracht' ich's zum Fährich; kämpfte dann in Ungarn —
Das Wo berührt uns nicht: — wie ward ich Mönch?

Schon fast zu Ende war der Türkenkrieg;
Gebrochen, wie es schien, der Moslim Macht.
In unsern Händen allbereits die Mehrzahl
Der festen Plätze, deren einer mir
Oblag. Und an zwei Jahre saß ich dort —
Untätig fast; denn Schanz' und Gräben bessern,
Mannschaften drillen und den Krieg bereden,
Das war so Tag um Tag mein ganzes Tun.

Aus Langeweile nun, dem Einerlei
Des Tags zu Troß — zwar ja, auch Neigung war
Im Spiel — kurzum, da nahm ich mir ein Weib.
Sie war ein Waisenkind, war jung und schön;
Doch später erst erkannt' ich ihren Wert
Und fand mein Glück, das volle Glück hienieden...
Laßt mich es kürzen! — Gerne dacht' ich jezt
Des Friedens und schon winkte mir die Heimkehr;
Da brach der Krieg von neuem plötzlich aus,
Wie überflutet ward das Land vom Feind.

Die Schar der Meinen, der Verteidiger
Der kleinen Feste, zählte nicht Fünfhundert;
Zehntausend Türken lagerten ringsum.

Kam nicht Entsatz in aller Schnelle, war
Die Lage hoffnungslos; verloren auch
Im Krieg ein wichtiger Punkt. . . Ja und das Volk
Der Weiber, Kinder — die Bewohner alle
Des Städtleins, die ihr Leben nicht wie wir
Verkaufen konnten — diese Schmerzten mich;
Mein eigen Weib und Kind (das Töchterchen,
Das uns geschenkt ward) mit. Indes, da wir
Die Fährlichkeit der Lage kaum erwogen,
War schon entschieden unser aller Los.

Die erste Mine, die der Feind uns legte,
Riß Bresche; Barrikaden wehrten noch
Dem Strom, der fürder unaufhaltbar sich
Ergießen mußte in die Zitadelle.

Noch eine Nacht war uns vergönnt. Da hielten
Wir Rat — nicht wie wir lebten, wie wir stürben.
Kurzichtig, wie das Volk doch stets, begehrten
Sie Tod im offenen Felde; ich dagegen
Erfasste meine Pflicht: durst' ich die Feste,
Die für den Kaiser nicht zu halten war,
Dem Feind zur Wehr und Stütze überlassen?
Auf Trinji wies ich hin, der sein Kastell
Den Lüften, nicht den Türken übergab
Und sterbend selber Tausende begrub . . .
Und manche trugen sich zu Gleichem an.
Ich band sie mir durch Eidschwur zu Genossen.
Die andern aber, an vierhundert noch,
Mit allem Volk befahl ich meinem Fähnrich,
Ob eine Gunst des Augenblicks sie rette . . .

Der Tag brach an. Im Morgengrauen trennten
Wir uns; die Unbewehrten zogen still
Ans andre Thor; in ihre Mitte nahm sie
Die Schar des Fähnrichs — Reiter, die vielleicht
Den Weg sich bahnten durch des Feindes Lager
Und dann vielleicht zu Kaiserlichen stießen,
Wenn es gelang, ihn zeitig abzulenken.

Drum eh' sie zogen, bliesen wir zum Sturm,
Den Türken zu erwecken, anzulocken.
Sie rücken an im blutigen Morgenrot
Und wir hinein, das Handvoll in die Tausend';
Sie drängen vor, wir weichen, zieh'n uns näher
Der Zitadelle, halten auf der Brücke.
Die Feinde nach. Bald mußten sie die Burg
Erfüllen, um den Tod zu finden, des
Die Meinen schon vom Pulverturme harrten . . .

So war's geplant, ich selbst entschied dahin;
Nur meines Winks gewärtig hielten jene.
Und doch ich selber, sieh, nur ich allein
Entrann dem Tode, — der das Schwerste doch
Nicht ist! . . .

Ha, wenn ich denke, jene Nacht!
Die Leichenräuber machten sich ans Werk
Und einer stieß auf mich, der mich aus Gier
Nach reicherm Lohn mitschleppt' in seine Hütte,
Wo ich genas — ach ja, genas der Wunden! . . .
Ich fand mich wieder in der Welt, doch nicht
Mehr in die Welt — verzeiht, ich will's beenden:
Auf St. Georgenberg ward ich ein Mönch.“ —

Ergriffen sprach und wie verwirrt der Alte:
„Herr, grauenvoll ist eines Schlachtfelds Anblick;
Manch einen weiß ich, dem er alles Lachen
Verleidete . . . Herr, schrecklich ist der Krieg,
Ein Prediger, dem keiner widersteht!
Ich selber, glaubt mir, seit dem Türkenkriege,
Von da an erst bin ich ein Mönch gewesen.“

„Ihr meint, der Krieg?“ erwiderte der Abt.
„An seine Schrecken hatt' ich mich gewöhnt.
Nein, meines Glücks Verlust bewegte mich,
Und nicht der Menschheit Not! . . . Weil ich die Meinen
Im Tode wußte oder Sklaverei;
Und weil ich mehr verlor — laßt mich's beschließen! . . .

Als ich mich wiederfand, erwacht zum Leben
Auf jenes Bauers Stroh, war der Gedanke,
Der erste, der mich peinigte: „Verräter!
Was starbst du nicht, da du zu sterben schwurst!“ . . .

Zwar manches diente zur Entschuldigung:
Mein stürmisch Herz, des Augenblicks Verwirrung,
Der blinde Trieb zu leben und was mehr?
Viel sind des Schützen Reden, dem's mißlang:
Ein sicherer Schuß will einen ganzen Mann!

Auch sah ich damals nichts, was mir zu leben
Erlaubte, weil das Leben mir nichts bot.
Ich schien mir ehrlos, weil allein noch lebend.
Ich ging; ich wußte nicht wohin. Weit weg
Dem Heere! Weit von Wien! Fort von den Menschen!

Der Abt von Siecht

Unwissend, was ich wollte, kam ich so
Nach St. Georgenberg. Und auf dem Fels
In Waldes Öde fand ich wieder mich.
Hier fand, wie ich des Landes flüchtig, Rathold,
Der edle Ritter, der dies Stift gegründet,
Die Ruhe einst, die ihm die Welt versagt.
Hier ward ich Mönch und blieb ich unentdeckt.
Man glaubt mich tot, ich danke Gott dafür;
Tot ist mein e i n e s Ich und bleib' es immer,
E i n a n d r e s lebt als Priester und als Abt.“

Die Entdeckung.

„Was ist dir, Alter? Tränen in den Augen? . . .
Ich danke dir. Doch lassen wir Vergang'nes!
Laß mir die Zukunft, mir die schöne Stunde
Der Gegenwart! Denn manches heut das Kloster
(Wenn es auch manchem Wunsche widersagt);
Es überhebt uns der gemeinen Sorge,
Des Lebens Notdurft, die am meisten drückt.
Und halb ein Oberst ist so ein Prälat!
Dazu der Bau, ein schönes Schaffensfeld
Auf Jahre! . . . He, das Glas ist leer, mein Bruder!“ . . .

Sieh doch, der Alte schweigt und rührt sich nicht!
Mit stierem Auge saß er längst so da,
Die Lippe zittert . . . „Alter, rede doch!“
Sprach jetzt zu ihm, mitleidig fast, der Abt.

„O Herr, o Herr! Ihr seid's, kein and'rer ist's!“ —
Der Abt betroffen: „Wie? du willst mich kennen?“ . . .

„O, daß ich Euch nicht allsogleich erkannt!
Ihr seid's — kein Zweifel ist, Ihr seid der Bomb!“

Und jener rasch: „Das war, nicht bin ich's mehr!
Kein Wort mehr, Alter! Selber las ich mich
Für tot; „in Heldenehren“, wie es hieß,
„Für seinen Kaiser ging er in den Tod.“
Kein Wort mehr, Ortwin, wenn du mich doch liebst!“

Laß bei den Schatten i h n , o laß ihn ruh'n!
Auch dir gilt er für tot. Hier schwör' es mir:
Du sahst ihn nicht, man sprach dir nicht von ihm!"...

Ortwin gelobt's mit Wort und Hand, ein zweites
Und drittes Mal. — Aufatmend sprach der Abt:
„So darf ich meiner Zunge doch verzeih'n;
Denn nichts verbrach sie . . . Wahrlich einer Sorge
Hat mich dein Schwur entlastet, Bruder Ortwin!
Bei aller Vorsicht, sieh, ich war zu kühn! . . .“

„O nicht aus Euern Reden kann' ich Euch!
Nie kann' ich Euch, wär' mir nicht mehr bekannt
Als Euch! ... Herr, sag' ich es? Muß ich's ver-
schweigen? . . .
Herr, eine Botschaft hab' ich, froh und traurig,
Sie bringt Euch Freude und verlangt Entsagen . . .“

„Wie das?“ versetzte heit'rer der Prälat.
„Was soll's? ... Nun jeho sprich! Noch starb der
Kriegsmann
Nicht ganz in mir, der auch dem Tode stand;
Und was bedeutet einem Mönch wie mir
Die Welt! ... Ortwin, ich fürcht', ein schlechter Krieger
Und halber Mönch nur wird mir so mißtrauen!“

„Ihr wollt es, Herr, so sei's! Schwer fällt die Bot-
schaft . . .
Doch da Ihr's wollt, in Gottes Namen, Herr! —
Der Propst zu St. Stephan (Ihr kennt ihn schwerlich)
Ist ein Kunde unsres Klosterweins;

Nicht selten führt mich das Geschäft zu ihm.
Vorigen Jahres, am Michäli-Tage,
Sagt' er, der immer gütig ist, zu mir:
„Ortwin, Ihr kommt mir eben recht; ein Werk
Der Nächstenliebe wartet Euer. Seid Ihr
Im Kriegsamte nicht bekannt?“ — Ich sagte Ja,
Denn mancher hohe Herr erwies mir einst
Viel Ehr': ich dürfte, wie sie sagten, stets
Auf ihre Freundschaft zählen. — Also trug
Der gute Propst mir sein Ersuchen vor:
Es sei ihm eine Wittib wohl bekannt,
Die fromm und dürftig, der Belohnung harre,
So man der Kriegstat ihres Mannes schulde . . .
Ich übernahm's, sie zu empfehlen; Herr,
Ich suchte sie auf, ich selbst betrat die Schwelle
Der Frau“ — —

„Du stockst?“ Es lächelte der Abt,
Dem immer noch der Feind im Sinne lag
Und neue Stürme vor den Augen flammten.
„'s hat doch die Wittib dir's nicht angetan?“

„Die Wittib, Herr — Ihr dürft sie so nicht nennen,
Da ihr Gemahl noch lebt — Herr, Ihr noch lebt“ — —

„Was, alter Graukopf! Narr! Was faselst du!
Vom Tode ist mein selig Weib erstanden!“

„Vom Tode nicht, doch schier aus todesgleichem
Gefängnis ist sie wirklich heimgekehrt.“

„Ist sie?“ — Starr vor Entsetzen war der Abt,
Mit beiden Händen griff er sich ans Haupt
Und schwieg und hielt den Atem lang an sich.

Dann hastig fuhr er nach des Alten Hand
Und herrscht' ihn an unsteten Blickes: „Hör', du!
Kein eitles Spiel sollst du mir treiben! Sprich —
Ha, sprichst du wahr . . . o weh, was tatst du mir!“

„Herr, Euch verwirrt die Kunde; dacht' ich's wohl.
Doch keine Lüge kommt von Ortwins Lippen.
Seht, Herr, den Fall, so wie Ihr ihn erzählt,
Wußt' ich bereits; ich selber trug ihn vor.
Denn, daß die Festung in die Luft gesprengt,
Das eben bracht' ihr jene Gabe ein,
Die sie nun jährlich aller Not enthebt.
Und Eurem Helden sinne dankt sie selbst
Ihr Leben. Mögt Ihr's hören? . . . Wenige nur,
Die Vordersten von jener Schar, die Ihr
Dort weggeschickt, erreichten unser Heer;
Schier alle andern starben durch das Schwert.
Auch Weib und Kind, bis endlich dem Gemehel
Der Pascha halt gebot. Da ward ihm Eure
Gemahlin vorgeführt; und er in Hinsicht
Des rechten Heldenmuts, den Ihr gezeigt,
(Er hielt Euch tot mit jenen in der Feste)
Bestimmte sie für seine Lieblingsfrau
Zur Sklavin.“

„Sklavin — Irma!“ schrie der Abt
Mit einem Mal; aus beiden Augen quoll
Der Tränen Strom, er hielt nicht mehr an sich.

So sammelt sich in eines Gletschers Mulde,
Von Eis umschlossen, ungeahnt der See,

Der plötzlich eines Tags die Dämme sprengt
Und wild verheerend sich ergießt ins Thal;
Man fragt woher und keiner denkt daran:
So sah erstaunt der alte Klosterbruder
Und schier erschreckt des Abtes lauten Schmerz.

„Nun jammert nicht zu sehr! Hört nur zu Ende!
Man hielt sie gut, die Herrin war ihr gut,
Und samt dem Kinde ward sie wohl versorgt.“

Mit meinem Kinde! . . . Sag, o lebt es noch?“

„Ei, will es meinen, Herr, wie gut die lebt!
Zur schönsten Jungfer ist sie aufgeblüht,
Und mancher Bürgerssohn späht schon nach ihr;
Doch sittig-streng ist immer ihre Art.“

„O Else, Kind! — O Laß mich weiter hören!“

„Nun seht, es ging noch gut. Des Paschas Weib
War selber Christin einst; doch früh den Eltern
Geraubt und von gar felt'ner Schönheit, ward
Der Antrag ihr, des Paschas Weib zu werden,
Wenn sie den Christenglauben abgetan.
Doch das ist schlimmer, als ein Mensch bedenkt,
Und tausendmal bestraft' sie das Gewissen,
Von böser Schwermut ward sie oft gedrückt.

Drum auch zu Eurer Frau sprach sie davon.
Und als sie früh zum Sterben kam, die Arme,
Bekannte sie aufs neu' den Christenglauben
Und öffnet' sich, weil ihr der Priester fehlte,
Reumütig Eurem Weib. Dann hieß sie noch

Den Pascha, ihren Herrn, ans Lager treten
Und trug ihm auf als ihre letzte Bitte:
Daß er die Freundin in die Heimat sende;
Und starb. Der Pascha hielt sein Wort; er fügt's,
Daß Eure Frauen der Gesandtschaft sich
Anschlossen, die vom Sultan ging nach Wien.

Nun wißt Ihr alles, Herr! Und wißt, versorgt
Sind beide in des alten Propstes Obhut;
Ein frommer Mann, Herr, und getreuer Freund,
Der ihnen Vater und Berater ist.“

Der Bruder schwieg und auch der Abt blieb stumm;
Das Schweigen vor dem Sturm, wenn dräuend hängt
Und bleiern schwer am Himmel das Gewölk.
Kein Wort des Trostes mocht' der Alte finden
Und keine Frage sprang ihm rettend bei.

„Laßt's uns beschließen, Euer Gnaden! Müde
Schon bin ich; soll auch mit dem Früh'sten morgen
Von hinnen.“ — Schweigend griff der Abt zur Lampe,
Den Gast geleitend zur bestellten Kammer.

Dort standen sie. Und jener bat verlegen;

„Eh' Ihr denn weiter zieht, Ihr wollt mir doch
Ein Wort noch gönnen? . . . Hat's so große Eile,
In aller Frühe kommt zu mir! Ihr kommt?“ —

„Das will ich, Euer Gnaden, freilich wohl!“
Und „gute Nacht!“ — „Gut' Nacht!“ —

„Lebt wohl!“ — Sie schieden.

Nacht.

Wie oft ich denken muß an Freidanks Worte:
„Auf Erden sei, wenn man's nun recht erwägt,
Das beste Ding ein treugesinntes Weib.“
Nicht von sich selbst gedeiht, noch in der Glut
Der Leidenschaften reißt dies zarte Glück:
Im Grunde gleichen Himmelsstrebens nur
Und gleicher Erden Sorge schlägt es Wurzel
Und Selbstvergessen zeitigt seine Blüte;
Denn Liebeglück ist Leben in dem andern.

Darum wie einer, der sein Bestes mißt —
Sieh, wie der Mann, aus künstlicher Betäubung
Erwacht, die Rechte mißt, die man ihm ab-
Getrennt: heiß pocht das Blut der Wunde, und
Er fühlt die Hand, er greift nach dem Phantom —
So wußte sich, so fühlte sich der Abt.

Auf seiner Stube war er angelangt,
Am Arbeitstische sank er in den Stuhl.
Er sah um sich: war er allein? — O ja,
Allein! Kein Herz, dem er sich anvertraute,
Kein Herz um ihn, das seine Not geteilt!
Und wem er alle Liebe ganz geschenkt,
Sein Weib und Kind, wie weit, wie weit von ihm!

Die Namen rief er; an den hohen Wänden
Verklang es widerhallend: „Irma! Elslein!“ —
Es war der Stein nur, der ihm Antwort gab.

Und gleich dem Irrbild in der Wüste stieg
Vor ihm herauf Erinne' rung seines Glücks:
Des schönen Weibes unvergeßne Süße —
Des Kindes Bild! Sein gold'nes Lockenhaupt,
Sein erstes Callen: Pa, pa=pa, Papa! . . .

O wie er seines Glückes sich gefreut,
Wenn sie zu Dritt in jener Linde Schatten,
Die vor dem Kommandantenhause stand,
Wenn sie der Mittagsruhe hier gepflegt.
(Noch weht ihn an der Blüten süßer Duft!)
In Blumen spielt' mit ihm das holde Kind;
Die Mutter sorglich wehrt' die Biene ab,
Die nach dem Wängelchen gelüftig schien,
Rotkehlchen sang ein heimlich Wiegenlied.
„O ist's nicht schön auf Erden?“ sprach er einst;
„Wohl ist es schön, Gott hüte unser Glück!“

Gott tat es nicht! Gleich einem Traum zerrann's,
Gleich jenem Baum zerfiel, zerstob sein Glück;
Und nimmer wieder, nimmer kehrt es wieder! . . .

Wie Wetterleuchten fuhr's ihm über's Aug':
„Ward ich zum Mönch, ich wußt' nicht, was ich tat;
Ich ließ die Welt, die mir nichts bot; ich ließ
Nicht meine Welt, die mir — verblieben ist! . . .“

Und Widerstreit durchtobt' des Mannes Herz.
„Verschenkte wer den abgenutzten Schrank,
Der im vergeß'nen Fache Gold enthielt:
Siel nicht das Gold dem Geber wieder zu?“

„Wen“, sprach's dagegen, „willst du Geber nennen?
Was gabst du Gott, das du von ihm nicht hast?“

„Die Freiheit gab ich ihm, ich schwur Verzicht;
Und da ich's tat, ich wußt' nicht, was ich tat!“

„Doch wußte Gott nicht, was er je hundert tut?
Und sah die Stunde der Versuchung nicht,
Die deines Opfers wahren Wert erprobt? . . .
Als du des Tempels Heiligtum betratest,
Da ließeß du, ‚die dir nichts bot‘, die Welt?
Und nicht ein Opfer brachtest du dem Herrn? . . .
Die Krone seiner Würden, eine Krone
Von Dornen, trägt das priesterliche Haupt:
Des hehrsten Standes sind der Pflichten schwerste!
O brich die Treue nicht, die du geschworen,
Nicht ihm die Treue, der sie stündlich dir
Erzeigt in Licht und Odem, die du trinkst,
In jedem Schläge, der dein Herz bewegt! . . .“

Und warnend taucht' ein ander Bild ihm auf:
Er hoch zu Roß am Tor der Zitadelle,
Vor ihm der Feind und hinter ihm die Mannen,
Dem Schwur getreu, den selber er geschworen;
Doch unten Weib und Kind; und drüben bricht
Ein Türkenhaufe aus dem Tor der Stadt
Auf jene los, er sieht sie im Gefecht

Und — hält nicht Stand und reißt das Roß zurück,
Und dann ein Satz und hinter ihm ein Fluch:
„Verräter! Denk des Schwurs!“ . . .

Auf sprang der Abt,
Der Ekel vor ihm selber faßt' ihn an
Und Ekel an der Menschheit. „Gabst du uns“,
So schalt er seinen Gott, „die Pflicht des Kampfes,
So gib uns W a f f e n auch!“ — Wohl mahnt es ihn:
„Es sei dir Wehr und Waffe das G e b e t“;
Er hört es nicht. Wie wenn der Föhn in Wolken
Die Bergeslehnen hüllt und drüber hin
Die eine peitschend nach der andern jagt,
So war sein Sinn umdüstert, schoß der eine
Gedanke nach dem andern hin:

„Ha, wenn ich Pflichten schwur, so ward das Recht
Des andern nicht verwirkt; unlöslich ist
Der Ehe Band: i h r R e c h t, i h r R e c h t besteht!
Und wenn sie's fordert, wer verweigert's ihr? . . .
Den N a c h w e i s braucht es nur, um dich zu R e c h t
Der Pflichten, der Gelübde zu entbinden;
Nur dein Geheimnis einzig ist der Preis! . . .

Und dein Geheimnis also, gib es preis! . . .
Ha, scharr ihn aus, den Bemb, aus seinem Grabe,
Zeig ihn der Welt, die ihn mit Trinni nennt, —
Wie kleidet ihn das Mäntelchen der Schmach?
Nur an den Pranger erst mit ihm, dem Bemb,
Dann dir, dann dir, was du begehrest, Herz! . . .“

Und wie Verbrecher an der Kette rütteln,
So schüttelt die geballte Faust der Mönch.
„Wer hielte stand in meiner Lage, wer?
Die Mönche, die man gotterleuchtet nennt,
Der neuen Lehre mutige Verfechter,
Sie hatten nicht, sie suchten sich ein Weib!
Und mich verbände dieser Formen Starre! . . .

O ihr, die ihr die Regel schreibt, ihr kanntet
Die Liebe nicht! . . . Doch nein, kein Ärgernis!
Mich hat, so heißt's, ein rascher Tod ereilt.
Nur aus dem Lande erst, dann bin ich frei!
Der Alte schwört; ihm ist der Mund verschlossen,
Dann mit den Meinen fort, die Welt ist weit! . . .“

Die Welt wie weit! — Ins Fenster trat der Abt.
Dort sieh, der Inn, ein glitzernd Silberband,
Der seine Wogen still zum Meere wälzt;
Denn — seiner Tropfen jeder muß zum Meer . . .
Und von des Tales nächtiger Enge hebt
Sein Blick sich aufwärts zu der höhern Welt:
Tiefblauer Himmel von des Südwind's Wehen,
Wie glänzt der Sterne dichtgesäte Schar
In Sphären, die sich unermesslich dehnen!
Und jedes Sternlein eine Welt für sich!
So Millionen Welten, Milliarden!
Und in der Welten Mittelpunkte — Gott! . . .

Erschreckt, betäubt von dem Gedanken sank
Das stolze Haupt und starrte vor sich hin; —
Vor sich hinaus, wo in des Windes Spiele
Im Garten sich die junge Pappel wiegt
Und aus dem Teiche tönt der Unken Ruf . . .

Am Morgen.

Wohl, keines Menschen Freundin ist die Nacht.
Wie grüßt die Morgenstunde, grüßt sie laut
Der Schaffensfrohe und der Lebensmüde!
Den Gottesblick im ersten Sonnenstrahl,
Der Kranke fühlt ihn und der Wandersmann,
Wer in die Welt und der zu Grabe pilgert.

Auch Bruder Ortwin sah vergnügten Blicks
Den heitern Ost, der guten Tag verhieß,
Und schnürt' sein Ränzlein, griff zum Reifestab.
Nachdenklich stund er dann; erst muß er noch,
Bevor er zieht, zum Abt. Kein lieber Gang.
Doch rasch geschluckt, was bitter ist zu kauen!
Und kräftig klopft er an des Abtes Tür',
Ein-, zweimal . . . hörch, im Zimmer wird Geräusch;
Des Alten Pochen hat den Abt geweckt.

Dor Müde endlich war er eingeschlummert
In seinem Stuhl und träumte schweren Traum.
Nun er gestört die Augen öffnet, scheint
Das volle Morgenlicht ihm ins Gesicht;
Und dies und andres ist ihm ungewohnt.
Wie sieht das Muttergottesbild ihn heut'
So süß und streng, so herzbewegend an:
„Ich bin die Mutter aller schönen Liebe“ . . .

Da plötzlich ist er wach, der Traum dahin!
Er schnellst empor — es klopft zum dritten Male.

Er öffnet selbst. „O Frater! Ihr? — Herein!“
„Noch einmal ich! Nur Euer Gnaden danken
Für alle Güte; Gott vergelt' es Euch!
Und so Ihr etwas zu bestellen hättet — —“

Der Abt geleitet schweigend ihn zum Tisch
Und läßt ihn stehen; riegelt drauf die Thür,
Geht schweren Schrittes schweigend auf und ab
Und stellt sich vor ihn hin: „Mein Bruder Ortwin!
Gar eignen Kasus habt Ihr gestern abends
Mit mir verhandelt — da der Wein aus mir
Gesprochen: wollt Ihr nach des Alters Art
Die Dinge weitermelden?“

„Euer Gnaden —
Was denkt Ihr doch! Ich hab's gelobt, zu schweigen.“

„Ihr habt's gelobt, und wollt es also halten!
Nun vor dem Kruzifixe hebt die Finger
Und sprecht mir nach: Ich schwöre — sprecht mir's nach!
Ihr wollt doch halten, was Ihr mir gelobt? —
Bei Gott, dem Ewigen, ich will verschweigen,
Was gestern mir des Abtes Mund vertraut;
Nicht will ich je, durch Worte oder Mienen
Derraten, daß sein eh'lich Weib noch lebt;
Nicht will ich seinem Weib es offenbaren,
Daß noch ihr Gatte lebt und wer er ist.
Dies schwör' ich hier, so Gott mir helfe! Amen.“

Der Alte sprach es Wort für Wort ihm nach
Und schwur; doch ängstlich angemutet ob
Des Abtes düsterm, unruhvollem Wesen,
hielt er den Atem oft an sich und stockte.
Drauf kehrt sich der Prälat von ihm und schweigt.

So soll er gehn? Und keine Frage hätte
Er mehr an ihn? Er kommt wohl selbst hinab? . . .
Doch nein — die Frage, ob er ihm demnächst
Im Klosterkeller dienen dürfe, trat
Auf Ortwins Lippen und er wagt' sie nicht. —

„Leb' Euer Gnaden wohl!“ — „Lebt wohl! Lebt wohl!“
Bis vor die Tür geleitet' ihn der Abt.
„Lebt wohl!“ — „Ja, Gott behüte Euer Gnaden!“ . . .

Den Gang entlang sah der Prälat ihm nach,
Dann wandt' er sich verstörten Blicks ins Zimmer.

Sieh, da stand Peter neben ihm! Der Knecht,
Den Pater Karol so verklagt. Den Hut
In beiden Händen, gar betrübt und kläglich,
Sah er zum Abt empor. — „Du hier? . . . Ei, ich
Bestellte dich!“ — Sie traten ins Gemach.

Dort saß der Abt und schwieg, versunken bald
In tiefes Sinnen. — „Herr!“ begann der Knecht,
„Ich komme meinethalben nicht zu Euch,
Es ist nun, wie es ist: die Armen sind
Zum Dulden auf der Welt. Doch eines bitt' ich —
Und nicht als Gnad', als Recht erbitt' ich dies:
Das Mädchen, Herr, hat keine Schuld; laßt sie
Darum an ihrem Ruf nicht leiden, Herr!“

Erst schüchtern-frei, dann bitter sagt' er dies.
Aufmerksam ward der Abt: „Was gibt's? was ist? . . .“
Und sah ihn scharf, fast wie erzürnend an.

„Ihr wißt nicht, Herr? Der Pater Schaffner hat
Mich Knall und Fall, wie einen Dieb, entlassen.“

„Wie das? Ich hatt' dich doch zu mir bestellt?“ . . .
„Das weiß ich nicht. Der Bruder Pfortner gestern
Sah mich am Gartenzaun bei Mariann'.
Sie kam von Schwaz, von meiner kranken Base
Zurück, ich stand am Zaun; und nicht ein halbes,
Kein Vierteltündchen sprachen wir zusammen.“

Der Schaffner hörte nicht, er schalt mich nur,
Ich weiß nicht, dies und das, und hieß mich dann
Das Bett für einen späten Gast bereiten.
,Und morgen früh', so sprach er, ,packst du dich!
Denn hier schaff' ich, nicht der Prälat, der immer
Die Dinge gehen läßt; auf wen denn sonst
Als auf den Schaffner fällt zuletzt die Schande?'
So steht es, Herr . . . Ich wußt' es ja wohl längst,
Die Ehe ist kein Sakrament für Arme."

Der gute Bursche! Just noch hatte er
Geträumt von eignem Hausstand. Denn er war
Geschickt und brav, vom Abte stets bevorzugt;
Da nun vom Meierhof im Pustertal
Der Pächter eben kinderlos gestorben,
Wagt' er zu bitten um den Pacht; die Base
In Schwaz, die wollte sich für ihn verbürgen.
Und gnädig nahm der Abt die Bitte auf,
Nur das Kapitel wollt' er noch befragen.
So schien den Liebenden die Zukunft sicher;
Sie sprachen schon vom Tag der nahen Hochzeit,
Besorgten für den Hausstand dies und das —
Und jetzt ihr Glück so über Nacht vernichtet!

Doch sich besinnend sagte der Prälat:
,Genug, genug. Hier ist kein Mittel, Peter!
Was Pater Karol über dich verfügt,
Geschieht: Du bleibst entlassen. Doch den Pacht,
Um den du batest, den verleihe' dir ich;
Und zu Jakobi bist du auf dem Sunnhof."

,Herr," stammelte der Peter, ,ist's Euch Ernst?"
Und vor Erstaunen schier betäubt, ergriff

Er des Prälaten Hand, sank auf ein Knie
Und küßt' sie stürmisch; „Marianne auch
Bedankt sich, Herr!“ . . .

Wie träumend sah der Abt
Auf ihn. „Seid glücklich,“ sprach er und nichts mehr
Und hob sich rasch vom Sitz und trat ins Fenster;
Denn eine Träne schlich sich ihm ins Auge.

Dann scheinbar ruhig, wandt' er sich zum Knecht:
„Du magst indessen Dienste tun bei mir;
Längst eines Kammerdieners hatt' ich Not.
Richt' dir das Stüblein gegenüber ein!
Und geh' hinab jetzt in die Sakristei:
Mir sei nicht wohl; ich habe Chor und Messe
Versäumt und muß notwendig jetzt zum Bau.“ —

So gingen beide. Und des Abtes harrte
Viel Arbeit bei dem Bau. Es kam der Tischler,
Der die Bestellung mißverstanden, sich
Erklärend; kam der Meister Spängler, dem
Noch lange nicht das Kupfer reichen will;
Dann der Parlier, der längst den Abt erwartet,
Und tausend Fragen und vor allen e i n e
Ihm stellt: „'s ist Samstag heut'; Herr, haben wir
Noch Geld? Die Maurer geben keine Frist“ . . .

So ward der Abt in Sorgen bald verstrickt.
Doch wenn ihm sonst nichts überdrüssig war,
Kein Ding zu schwierig, keines zu gering
Und nur der Mut ihm mit der Arbeit wuchs,
Wirr schien ihm alles heut' und schwer und lästig.

Doch unser Ortwin unterdessen war
Schon bald in Domp. Die Morgenlüfte wehten
Und schmeichelten ihm alle Sorgen weg;
Er hört der Lerchen Sang, des Hirten Jauchzen,
Er sieht die Meisen in den Zweiglein bauen —
Und mehr und mehr, sowie er fürbaß schreitet,
Hat ihn des Frühlings Zauberart umstrickt.
Da räuspert er und singt aus frischer Kehle
Dies Lied:

Ade, nun Stadt und Garnison,
Ich muß dich lassen,
Im Morgenrot ich zieh' davon,
Ade die finstern Gassen!

Ade, hinaus ins weite Feld
Mit lautem Singen!
Zu guter Stund ein Reim bestellt,
Der muß mir wohl gelingen.

In Lüften hoch zwei Lerchelein,
Die tun's mich lehren,
Die singen laut und singen fein:
„Dir, dir, Herr, dir zu Ehren.“

Dazu ein' Wachtel schlagen tät,
Die Grillen geigen
Und nach dem Ton und Takte geht,
Ich seh's, der Mücken Reigen.

Nu Landsknecht frumm, hab' frischen Mut,
Laß dir's nit wehren
Und sing' damit als frisch und gut:
„Laus Deo! Gott die Ehren!“

Abt und Konvent.

Erstarkt an Kräften war der junge Lenz.
In der Erholung nach dem Mittagstische
Sah man die Mönche schon im Garten wandeln,
Zu zwei und drei, auch stehen wohl in Gruppen,
Des alten Spruchs gedenk: „Post mensam stabis,
Seu passus mille“ . . . Nur des Klosters Prior
Mit zweien Knaben heilig frohen Mutes,
Wie sie van Dyck und Tizian gemalt,
Saß in der Laube, ihr Novizenmeister;
Ein Greis, dem die Erfahrung nicht die Liebe
Und nicht den hoffensfrohen Sinn geraubt.

„Ihr guten Fratres,“ sprach er, auf den Bau
Hinweisend, „was bedünkt nun Euch dazu?
Ist's da wohl eine Lust, dem Herrn zu dienen?
Wenn einmal Kirche, Chor und Bibliothek,
Das ganze Kloster fertig, wenn im Garten
Die jungen Bäumchen groß gewachsen und
Die Lauben, die der Herr Prälat gepflanzt,
Schön kühlen Schatten geben — zwar da wird
Noch manches Jahr vergehn und manchen Graukopf
Wird's mit sich abberufen von der Zeit;
Doch Ihr erlebt's, — dann wird dem Kloster man
Den Vorrang, mein' ich, selbst vor Stams und Wilten

Einräumen; denn so frei und sonnig liegen
Die beiden nicht. Und gar die Aussicht hier
Ins Oberland und fernste Unterinntal!

Seht, das verstanden unsre Alten auch!
Die dachten auch nicht nach Georgenberg
Das Stift zu bauen in die Waldeswildnis;
Das kam nur so durch wundersame Fügung.
Kennt ihr die Chronika vom Klosterbau?
Ei, Ihr seid jung! In Euren Jahren hatt' ich's
Doch schon gelesen und gehört. Nun merket!

Der fromme Rathold, unsres Klosters Gründer,
War heimgekehrt von seinen Pilgerfahrten,
Von Rom, Jerusalem und Campostella;
Und mit sich heim bracht' er das Gnadenbild,
Die Pietà, die wir noch heut' verehren.
(Das sind nun mehr als acht Jahrhunderte.)
Und viel Genossen schlossen sich ihm an,
Die seines Wandels Ruf herbeigezogen.
Doch fehlt' die Kirche, fehlte die Behausung
Und man beschloß den Bau des Klosters. Hier
Im Tal (man kennt den Platz nicht mehr genau,
Er hieß, das weiß man, „Auf der Burg“) hier unten
Im Tale also schritten sie zum Bau.
Die Mönche selber legten Hand ans Werk
Und Zimmerleute kamen beigereist,
Weil Ratholds Brüder, fromme Rittersleute
Zu Aiblingen, mit Gelde reichlich halfen.

Das fing nun trefflich an; nur übereinst
Schnitt sich ein Zimmermann am kleinen Finger
Und morgen hieb sich einer in das Knie
Und gleich darauf ins Handgelenk ein dritter.
Und das so fort an jedem Tag daselbe.
Die Zimmerleute, lustige wie heut,
Beachten's nicht; sie lachen nur. „Heut mir
Und morgen dir“, das war ihr lustiger Trost;
Doch gab's kein Spinnweb mehr in allen Ecken,
Soviel bedurft' man deren für die Wunden.

Nun war ein Büblein da, das abends immer
Die Spän' und Scheiten seiner Mutter brachte;
Auch die vom dicken Blut der Zimmerleut'
Gefogen — was nur abfällt, trägt es heim,
Zu Häuflein hinters Haus. Jetzt was geschieht?

An einem Morgen, da mein Junge eben
Das Holz zur Frühsupp' holte, sieht er, wie zwei
Schneeweiße Tauben an den Spänen nisteln.
Duck' dich, denkt's Büblein und belugt die Vögel.
Die treiben's ruhig, dir nichts, mir nichts weiter;
Und kramen aber just die blutigen Späne
Heraus, erfassen deren, was sie können,
Mit Fang und Schnabel und — reißaus damit
Gen Stans, dann oben über in den Wald!

Nun war die Neugier los. Am nächsten Tage
In aller Früh ist's Büblein im Versteck.
Und richtig wieder kommt das Taubenpaar
Und wieder nur mit blutigen Spänen fliegt
Es nach derselben Richtung hin wie gestern.

Jetzt gilt's! Jetzt fort! Die Tauben was sie treiben,
Wohin sie sind, das muß der Junge wissen.
Und läuft nach Stans und klettert hurtig weiter,
Den Bach entlang, stets tiefer in die Schlucht,
Bis er hoch oben überm schaurigen Fels
Die Täublein flattern sieht. Auf weitem Umweg
Erklimmt er auch den Fels und hofft das Nest
Der Vögel, wohl mit Jungen gar, zu finden.
(Ihr wißt, was das für Vogelnarren ist!)
Doch seht, was fand er?"

„— Nidum Benedicti,"
Siel hier des Paters Karol Stimme ein,
Der sich den Sitzenden von rückwärts nähert'.

„Ja, nidum Benedicti," lacht' der Prior,
„Mit schwarzer Brut," und küftete das Käppchen.
„Erlaubt nur doch, daß ich's beschließe! — Also,
Was unser Büblein auf dem Felsen fand?
Nach alter Sage war's des Klosters Grundriß,
Wie es nachher sich dort erhob. Denn freilich,
Als Rathold und die Mönche selbst das Wunder
Mit Augen sahen: wie die Tauben all'
Die blutigen Späne schnurgerade gelegt
Zum schönsten Plane, draus man Kirch' und Chor
Und Schlaf- und Speisesaal entnahm (und auch
Wohl schon ein Plätzchen für Novizen!), da
Begriffen sie das Mißgeschick der Leute,
Erkannten sie, was Gott von ihnen wollte,
Und bauten droben auf Georgenberg.
Kein Zimmermann hat sich fortan geschädigt.

Daraus die Lehre, meine Fratres: wenn
Der Herr uns trifft mit eines Leidens Schärfe,
Ein Fingerzeig dann, daß wir höher bauen!“ —

Hier endigte der Prior, und vergnügt,
Mit hellen Blicken dankten die Novizlein.
Doch Pater Karol zog die Stirne kraus
In Runzeln: „'s ist für allemal ein Zeichen,
Daß unser Stift ins Tal nicht her gehört!
Merkt auf, wir werden bei dem Neubau auch
Uns ‚schneiden‘, fürcht‘ ich, und dazu ‚verbluten‘.“

Lieb war's dem Prior, daß die Glocke eben
Zur Arbeit rief; denn übel paßt' die Rede
Zu seiner Schüler heiterm Seelenfrieden.
Sie stunden auf. Die Fratres schweigend traten
Pflichtefrig vor; doch Jung' und Alte harrten
Des Abtes, dem der Vortritt stets gebührt.

Ehrfürchtig zogen sie die Sammetkämpfein
Und durch die Reihen schritt er stumm hindurch.
Den Nacken ungebeugt, den Blick gesenkt,
Gedankenschwer, den Mund von Schmerz umspielt.

So schreitet nach verlornen Schlacht der Oberst,
Dem man das Pferd erschossen unterm Leibe,
Einher, wenn nun bei Nacht durch öde Straßen
Einzieht die Truppe, klanglos, dumpf, die sie
Erst sieggewiß mit lautem Spiel verließ;
Nichts ahnend schläft die treue Bürgerschaft,
Bis sie des Unglücks Kunde rauh erweckt.

So ging der Abt; ihm folgte der Konvent.

Der Pater Karol hielt den Prior an:
„Nur auf ein Wort!“ — Ungerne, zögernd folgt
Dem Drängenden der Greis; und wieder hin
Zur Laube lenken sie den Schritt.

„Habt Ihr“,

Beginnt der Schaffner, „nun doch selbst einmal
Des Abts Gebaren wider mich bemerkt?
Nur ja kein Aug' und keinen Gruß für mich!
Zwar meinethalb — doch schön ist das Exempel,
Wenn so der Abt dem Haß die Zügel läßt!
Und was ich erst verbrach! Vor nun drei Wochen
Kommt jener Laienbruder nachts zu uns;
Ich tat ihm, was sich ziemt; der Abt — zum Trotz
Natürlich gegen mich, nicht ihm zuliebe
(Das heißt, wenn da nicht ein Geheimnis steckt!) —
Empfängt ihn mit Umarmungen und Kuß!
Drauf, als ich jenen Schlingel fortgeschickt,
Den Peter, der sein Kammerdiener jetzt
(Und auch noch stolzer Bräutigam seit neu'stem),
Gab meinem Anseh'n er den letzten Stoß.
So her und her — ich mag daran nicht denken,
Um meinethalben hielt ich Euch nicht auf:
Zur Sache! — Zwar zur Sache sprach ich schon;
Denn was des Pudels Kern, ich sag' es frei:
Wir gehn zugrunde, Kloster und Konvent.
Wir gehen, sag' ich erst, moralisch abwärts
Und das beweiset eben das Gesagte;

Dann aber physice, mein Pater Prior!
Seit dreien Wochen, was geschieht am Bau?
Die Maurer schlendern — niemand treibt sie an;
Die Zimmerleute wissen nicht Bescheid;
Die Spengler, Glaser, Schlosser, jeder tut,
Was ihm beliebt und unterläßt noch mehr;
Natürlich, wo die Oberleitung fehlt!
Wann säh' man ihn nur noch einmal am Bau? . . ."

„Das freilich, leider!“ sprach betrübt der Prior.
„Der Herr Prälat ist nicht mehr, der er war.“
„Nun sagt Ihr's selbst! Er ist nicht mehr der alte,
Nicht mehr zu kennen, unser rühriger Abt!
Statt wie vordem von Früh bis in die Nacht
Am Bauplatz, sperrt er sich ins Zimmer, trifft
Man ihn im Büchersaal. Kanonisch Recht,
Eh'-Hinderniß' und =Trennung und dergleichen
Kapitel las er jüngst, als man ihn holte.
Und ein Zitat, das er sich angemerkt,
Betrif den Fall, hört! — des beweihten Mönches:
,Sehr zu mißraten sei dem Weibe, sehr,
(Die Stelle war — von ihm doch? — unterstrichen)
,Daß sie den Mann, der einst ihr angehört
Und sich dem Herren weihte ohn' ihr Wissen,
Daß sie den Mann noch zur Gemeinschaft ford're.'
Was dünkt Euch, der Soldat wird zum Scholaster?
Wie, oder wär' der Kasus aktuell? . . ."

Unruh' verriet der Prior; Karol schloß:
„Uns droht der Bankerott, wir gehn zugrunde.

Denn nun das Schlimmste noch: die Schulden wachsen,
Die Arbeitsleute drängen mehr und mehr
Und in der Kasse nicht ein roter Heller.
Die tausend Taler, die die Gräfin just noch
Gespendet, sind dahin — man fragt, wohin? —
Seither (es fehlt der Segen!) unterblieben
Die Schenkungen, die Sammlung unterbleibt;
Die Reise, die er einst nach Wien, zum Kaiser
Geplant, sie unterbleibt. Kurz, gebt mir Unrecht:
Seit jenem Abend vor drei Wochen — sei's nun
Post oder propter hoc — ist alles anders;
Und so wie's ist, kann's länger nicht mehr bleiben.“

Der Kläger schwieg und horcht'. Bedächtig ernst
Entgegnet' ihm der Prior: „Pater Karol!
Als Freund des Abtes habt Ihr nicht gesprochen,
Auch nicht so fast als Euer eigener Freund.
Doch was den Bau betrifft, so ist es wahr:
Der Herr Prälat, auf dessen Schultern immer
Die ganze Sorge ruhte, scheint gedrückt.
Ich hab's umsonst versucht, ihn aufzurichten;
Er blieb verschlossen. Das ist seine Sache.
Am besten dünkt mir, besser wohl als murren,
In Bälde das Kapitel zu berufen —“

„Das eben, das ist mein Gedanke,“ fiel
Sofort begütiget der Schaffner ein.
„Um ihm einmal den Standpunkt klarzulegen
Und ihn nach Wien, zum Kaiser dann zu schicken —“

„Ihr wolltet sagen,“ besserte der Prior,
„Um ihm zunächst den schuldigen Respekt
Und unsern Dank zu zollen; freilich auch,
Um über neue Quellen und die Tilgung
Der Schulden uns gemeinsam zu beraten. —
Ich will mich mit dem Vater Abt besprechen
Betreffs der Einberufung des Kapitels;
Bis dahin laßt die Sorge Euer Haupt
Nicht bleichen, Pater Karol, da sie manchem
Doch näher liegt! — Laudetur Jesus Christus!“

Als kurz darauf der ruhig-weise Prior
Dem Abte riet, aus nahegeleg'nen Gründen
Die Mönche zum Kapitel zu versammeln,
Da nahm er's rasch, mit heller Lache auf:
„O, das Kapitel! Drängt man mich nach Wien? . . .
Nun, wie's beliebt! Und morgen oder wann?“ —
„Mein gnädiger Herr, vor drei, vier Tagen ist's
Nicht möglich, die Auswärtigen zu versammeln . . .“
„Ei, Ihr habt recht. Dann heut die Boten senden!“

Und so geschah's. Nach Stans und Achental,
Nach Terfens und Georgenberg erging
Die Botschaft und die Patres alle, die
Ein Amt der Seelsorg' dort versehen, eilten
Zur anberaumten Stunde in das Stift.
Mit ihnen sammelt' sich die größ're Zahl,
Die in dem Kloster sesshaft. Stattlich war
Die Sitzung, still und würdig zu Beginn.

Doch ward man deutlich zweier Strömungen
Gewahr: die eine von Vertrau'n zum Abt,
Die andere von Kleinmut teils und Argwohn;
Denn viele hatte Pater Karols Stimmung
Schon angesteckt. Zwar hielt es leicht, das Schifflein,
Das eingesandet, wieder flott zu machen,
Wenn fester Mut den Steuermann beseelt':
Doch der das Steuer führt', saß starr und stumm.

War's trotziger Eigensinn? War's Gleichmut das?
„Ad audiendum verbum bin ich hier;
So denn beschließt!“ Das war des Abtes Rede.

Und drauf geschah ein Hin- und Widersprechen,
Nutzlos und heftig, sinnverwirrend — eben
Wie wenn in ausgeborgtem Nachen bunte
Gesellschaft treibt: jedweder paßt das Ruder,
Man rückt nicht vor, ein Stärk'rer plötzlich schlägt
Die Flut und zwingt das Schiff, der Gegenmann
Reißt's rasch an sich, Geschrei entsteht und Angst
Und tanzend schwankt das übervolle Schiff.

In der Verwirrung ist es jedem leicht
Den Tüchtigen zu spielen: Pater Karol
Verschaffte seinem Wort Gehör; was er
Im Grund bezweckte, ward zuletzt Beschluß:
Nach Osterreich, zum Kaiser soll der Abt
Und er indessen führ' des Baues Leitung.

Zwar finstern Blicks, doch scheinbar unbekümmert
Erhob sich der Prälat: „Ihr habt gesprochen.
Die Stimme des Kapitels ist Befehl;
Ich muß gehorchen. Morgen reiß' ich ab.“ —

Und rasch zur Reise traf er Vorbereitung.
Bis Kuffstein fahre ihn der eigne Wagen,
Von dort sei leicht Gelegenheit zu Schiff;
Er wolle sparsam, ohne Ansehn reisen.

Des andern Tags zu Mittag kurzer Abschied —
Und so verließ Abt Cölestin das Stift.

Trübe Botschaft.

Den Kammerdiener nahm der Abt mit sich,
Den Peter; doch in Kuffstein schon, wo sich
Ein Schiff zur Weiterreise fand bis Passau,
Entließ er ihn: er habe sein nicht not
Und reise sicherer sogar allein.

„Auch denk du jetzt an dich! Zeit wird es bald,
Im Sunnhof einzustehn. Bei guter Wittrung
Ist's übern Tauern nach dem Pustertal
Ein naher Weg. Versieh den Hof ja gut
Und lebe wohl!“ —

So kurz, so unerwartet
War dieser Abschied, daß der Peter kaum
Zu Worte kam, der übervoll doch war
Des alt' und neuen Danks und hellen Jubels.

Sie trennten sich; zu Schiffe ging der Abt
Und Peter wandte frohgemut den Fuß.

Sein Ziel, in zweien Tagen war's erreicht;
Und wenig Wochen g'nügten für den Sunnhof
Zur ersten Arbeit, die dem Mann gehört,
Eh' Frauenhand die schön're Ordnung schafft.
Schon zu Jakobi eilt' er wieder heim;
Durchs Zillertal hinab ins Unterinntal,
Nach Schwaz zur Base und zur Braut nach Siecht.

Hier war der Abt noch nicht zurückgekehrt,
Und freundlich übernahm's der gute Prior,
Die Glücklichen zu trau'n. Mehr Patres nahmen
An ihrem Feste teil und freuten sich
Des schönen Paares. Karol freilich nicht;
Ihn sah man nicht und niemand mißte ihn.

Als sie schon lange auf dem Sunnhof saßen,
Sprach Peter einst: „Was meinst du, Marianne,
Ob's ihn verdroß, daß er so widerwillig
Zu unserm Glück den ersten Anstoß gab?
Denkst du es noch, wie ich nach jener Nacht
(Da, als er mich entließ) in aller Frühe
Dich auf dem Felde suchte? Wie ich dir
Erzählte, was gescheh'n, und dein und mein
Erträumtes Glück so gar vernichtet schien?
Da weinten wir wohl bitterlich zusammen;
Doch noch am selben Tag kam alles anders!“

„Wir sollten doch,“ versetzte Marianna,
„Wenn wir bei unserm Abendrosenkranz
Des Abtes denken, auch den Schaffner nicht
Vergessen.“ — Fromm einträchtig lebten beide,
Und rechter Lieb' genossen sie am Sunnhof. —

Schon war geheimst des Kornes erste Saat,
Mit raschen Schritten nahte sich der Herbst.
Um Galli, wo der Pachtzins fällig wurde,
Ging Peter pünktlich abermal nach Siecht.

Es war zum erstenmal seit ihrer Hochzeit,
Daß er auf Tage sie verließ; wie ängstlich
Erharrte Marianna seine Rückkunft!
Und als er endlich wieder heimgekehrt,
Wie flog sie ihm den Rain hinab entgegen,
Wie hat die Trennung seinen Wert erhöht!

Doch Kummer stand ihm auf der Stirne. „Rede!
Was gibt's? Ist uns der Pacht gekündet, sprich!“
„Der Pacht? Nein, nein, was anderes — der Pacht
Ist uns bestätigt, vom Kapitel selbst; —
Ein schweres Unglück hat das Stift getroffen.“

Und wie sie kaum die Bank am Haus erreicht
Und er den Schweiß getrocknet von der Stirne,
Begann er so: „Wenn nicht die Zeichen trügen,
(Zwar soll man immer erst das schlimmste glauben,
Wenn alle Hoffnung gänzlich uns benommen!)
Jedoch, so scheint es leider, Marianne:
Der Herr Prälat ist immer nicht zurück,
Der gute Herr — man gibt ihn gar verloren!

Als ich ins Stift kaum eingetreten war,
Nahm mich der Prior auf sein Zimmer, hieß
Den Pater Karol kommen und verhörte
Vor ihm mich kreuz und quer: was mir bekannt sei
Vom Abt? Ich, ganz erstaunt, erzählte alles:
Wie wir nach Kuffstein fuhren, wie er dort
Die Kutsche heimwärts schickte und mich dann
Entließ; und was er damals sagte, Wort
Für Wort, genau. Mehr wußt' ich nicht.

Doch nun
Erzählten sie den Hergang: Achtzehn Wochen
Nach seiner Abfahrt war kein Brief von ihm
Und keine Post gekommen. Voller Unruh'
Beschoß man, einen Boten nachzusenden,
Den Pfortner, der in seinem Leben viel
Herumgekommen, Weg' und Orte kennt.

Seit vierzehn Tagen nun ist der zurück.
Er war in Wien gewesen. Bei den Schotten,
Wo der Prälat den Abstieg nehmen sollte,
Bei Hofe — nirgends wußte man von ihm;
In vielen Klöstern frug er an und niemand
Hatt' eine Spur vom Abt. In Klosterneuburg
Den alten Frater sucht' er, welcher damals
Im Stifte übernachtet; dem wohl schien es
Besonders nah' zu gehn, doch schwur er, nichts
Dem Abt zu wissen; dies nur seht' er bei:
Dem Stifte sei er sicherlich verloren.

Und leider scheint es so; denn unser Pfortner,
Auf seiner Rückfahrt, hielt in Passau, wo
Die letzte Spur er traf, noch einmal Umfrag'
Und hörte jetzt: ein Fischer habe eben
Um jene Zeit ein geistlich Kleid am Strom
Gefunden. War es seines? — Ja, es war's!
Der Prior zeigte mir's; ein neuer Rock,
Ich kannt' ihn ganz genau. O Marianne,
Ich hab' das Weinen nicht zurückgehalten.
Denn was man sagen und erdenken mag —

(Stets gibt es solche, die das Ärgste lieber
Als das vermeinen, was am nächsten liegt!)
Mir steht es fest: der gute Abt ist tot! . . .

Die Stimmung denke, die im Kloster herrscht!
Die Sorg' um ihn, der Zweifel, der sie quält,
Und all der Unberuf'nen böse Rede!
Abgängig ist ein Teil an Geld und Kleinod,
Nicht mehr gewiß, als er zur Reise brauchte,
Doch dies zumeist gibt ihren Zungen Stoff.

Am übelsten, schier zum Erbarmen fährt
Der Schaffner jetzt. Schon bald, nachdem der Bau
In seine Leitung übergang, bekam er
Durch seinen Ungehum den Überdruß.
Die Arbeit, die erst vorwärts ging, jetzt stockt sie.
Nun heißt es öfter: an des Abts Verschwinden
Trägt niemand so wie Pater Karol Schuld;
Manch einer spricht es offen aus: es habe
Sein Neid allein ihn aus dem Stift getrieben . . .

Nie sah ich so den stolzen Pater Karol.
Zum Abschied reicht' er mir die Hand und meinte:
„Es weiß der Bauer nicht, wie gut er's hat;
Gut ist's, zu stehen unter dem Gehorsam.“
Und gab mir gar noch einen Gruß für dich.“ —

Solch trübe Botschaft brachte Peter heim,
Als er im Herbst zurück vom Stifte kam.
Und wie die Frucht das nächstemal gereift

Der Abt von Siecht

Und wie er abermal nach Jahresfrist
Um Galli seinen Zins nach Siecht getragen,
Bracht' er nicht bess're Post, noch neue heim.
Verschollen war, verschollen blieb der Abt;
Nicht lebend, noch als Leiche fand man ihn.

Der Bischof, der von Brigen, bis auf weit'res
Bestellt' dem Kloster einen Vorgesetzten.
Unfertig blieb der Bau, kaum eingedacht;
Verlassen schauten traurig die Gerüste —
Wahrzeichen, hieß es, des verwaisten Stiftes.

Auf dem Sunnhof.

Wie nach der Totenfeier Licht um Lichtlein
Erlischt; der Katafalk, entkleidet, steht
Als Schemen da, die schwarzen Tücher fallen,
Mit neuen Blumen schmückt sich der Altar
Und leis' entschwebt des Weihrauchs letzter Duft:
So schwindet rasch der Toten Angedenken.

O sprich von Leben in der Nachwelt nicht!
Wie, wenn mich überdauerte mein Name,
Weil Gott mir gab, ein bleibend Werk zu schaffen:
Bin ich es dann, dem ihre Rede gilt?
Nicht ich, sie selbst, die Lebenden nur leben,
Mein Werk ist ihres und mein Name ihrer.

So geb' uns Gott, uns beiden, Hebes Weib,
Der Freunde viele, wie Abt Cölestin
Sie auf dem Sunnhof fand! Die unsrer Seelen
Gedenken mit Gebet: „Herr, schenke ihnen
Die ewige Ruhe und das ewige Licht
Laß ihnen leuchten, laß sie ruhn im Frieden!“
Ist dies Gebet der Freundeswünsche bester,
So sprich' es immer, wer des Toten Freund! —

Noch einmal auf den Sunnhof führ' ich dich;
Zu Ende mählich neigt sich meine Mär'
Und durch den Freund im Lodenrock, den wackern,
Erfährst du den Beschluß. Auch weiß ich wohl,
Du folgst mir gerne, wo ich dir ein Bild
Des Friedens zeige, das der Großstadt fern
(Von ihrem Lärm und Staub und jenen tausend
Miasmen fern!) auf unsern Bergen blüht.
Mein teures Weib, wann wird uns selbst dies Glück,
Wann die Erfüllung unsres liebsten Wunsches? —

Still, friedsam lebte Peter mit den Seinen.
Des Hauses Wohlstand in der Jahre Lauf
— Denn ein Jahrzehnt ist seitdem verflossen —
Hat sich gerundet. Blühende Kinder schenkt'
Ihm Marianna; fleißig ging der Ält'ste
Nun schon aufs Feld, und Hilfe mancherlei
Durfst' sich die Mutter von den Mädchen bald
Versch'n. Das ist der Eltern rechte Lust,
Wenn zu dem eignen Schaffen und Beruf
Die Kinder zeitlich sich geschickt erweisen!

Sonnabend ist's. Die Feierstunde hat
Heut früh geschlagen. An die Tränke treibt
Jung-Peterchen mit hellem Ruf das Vieh,
Was jetzt im Sommer noch im Stalle steht;
Behäbig schlürft er aus dem Brunn. Gedulden
Muß sich das blonde Schwesterchen, das eben
Die leere Kanne von der Bleiche brachte.
Der Vater rastet auf der Bank; zur Mutter,
Die sich indes zu ihm gesetzt, beginnt er:

„Du gönnst dir ewig keine Ruh', als ob
Nie keine Sonne für dein Tuch mehr käme!
Sieh mir die schönen Tiere doch, die braune
Besonders, die wir selber groß gezogen!
Ein solches Kind wird man so leicht nicht treffen.“

Und spricht noch mehr, wie sie doch allweg stets
Viel Glück gehabt und wie sie Gott in Gnaden
Vor schwerem Unfall immer noch behütet;
Da tönt die Abendglocke aus dem Walde,
Dom Felsen her, wo der Einsiedel waltet,
Und betend stehen Eltern und die Kinder,
Anbetend das Geheimnis der Erlösung,
Das einzig uns des Daseins Rätsel löst.
Welch schönes Bild im Sommerabendschein,
Der goldig milde Berg und Tal verklärt!

Als das Gebet beendet, sprach der Vater:
„Was hat der Alte heut? Sieh's euch nicht auf?
Die Glocke, gegen End', klang mir nicht recht . . .
Hört ihr? Nun klenkt es wieder so! Still, hört!“
Und deutlich klang in abgerissnen Tönen
Stoßweise jetzt des Eremiten Glöcklein.

Die Mutter rief: „Das ist das Hungerzeichen!
Ihr werdet sehn, er hat nichts mehr zu leben!“ —
„Unmöglich wär' es nicht,“ versetzte Peter.
„Nun, Junge, rasch, nimm Milch und Brot — rasch,
Mutter,
Richt's ihm zusammen! — Lauf hinauf, was fehle!
Die Kühe laß, die will ich selbst besorgen.“

Die Mutter eilte, und den Knaben sah
Man bald zuhöchst der Wiese hinterm Haus.

Als Marianna drauf zurückgekehrt,
Der Knecht auch kam neugierig jezt herbei,
Sprach Peter: „Glaublich däucht es mir zwar nicht,
Daß unser Klausner einmal nicht mehr Brot
In Vorrat hätte; denn von allen Seiten,
Weither versorgen ihn die Leute ja;
Doch das ist freilich, daß er wenig nimmt.“
„Nichts nimmt er schier,“ versetzte Marianna;
„Wenn wo ein heiliger im Land, ist's der!“
Und alle priesen seines Lebens Strenge.

Nicht jeder hatt' es, der da oben hauste,
Mit Reu' und Buße allzu streng genommen;
Doch voll Verehrung hing das Volk am Greise,
Der, vor zwei Jahren bald, aus Brigen kam.
Man sprach von der Kasteiung seines Alters
Und lobte seiner Reden milden Ernst;
Nie sah man ihn des Weges als zur Kirche,
Nie über eine Schwelle trat sein Fuß
Und ehrerbietig mied man seine Klausel.

Ward wo die unberuf'ne Frage laut,
Wofür er büße, wick man lieber aus
Und wiederholte wohl die alte Sage
Von jenem Ritter, der die Siedelei
Begründet: Lang in sündige Minne war
Sein Herz verstrickt, bis plötzlich ihm die Dame,
An der er hing, ein rascher Tod entriß;
Da schwur er Reu' und Buße lebenslang.

Und hielt den Schwur; ja, Buße doppelt schwer
Nahm er auf sich: um sein' und ihre Schuld,
Für sein und ihr, ach, der Verstorbnen Heil.
Dafür am Ende ward ihm die Erleuchtung:
Wie Gott, der voraussieht, in Anbetracht
So wahrer Buße auch dem Weibe einst,
Im Tode noch, mit seiner Gnade half;
Sie beide nun vereint die Gottesliebe.

In solchen Reden auch saß man am Sunnhof,
Als schnellen Laufs der Knabe wieder kam:
„O Vater, kommt! Geschwind! Der Klausner stirbt!
Ich fand ihn bei der Glocke hingefunken,
Er will den Geistlichen und, Vater, Euch!“

Gesagt erwidert' Peter: „Selber geh' ich
Ins Dorf hinab schnell um den Pfarrer. Du“
(Er wandte sich zum Knecht) „erweist ihm
Wohl auch noch deine Treue. Geh' hinauf,
Man kann den Sterbenden allein nicht lassen!
Den Balsam, Mutter, Kerze und was sonst,
Richt her geschwind! Dann geht zu Bette ihr!“

Und Peter eilte, seinem Nebenmenschen
Den letzten Dienst und besten zu bestellen:
Den Priester, der des Lebens Rechnung schließt
Und Zehrung spendet für die letzte Reise.

Von einem Schlagfluß ward beim Aveläuten
Der Klausner überrascht. Man fand ihn, wenig
Betäubt, gelähmt auf einer Seite. Wie er

Auf seinem Schragen lag und etwas Stärkung
Erhielt, erkannt' er, froh erstaunt, den Pfarrer;
Und mehr und mehr bei völligem Bewußtsein
Nahm er des Glaubens letzten Trost entgegen.

Als sich der Priester drauf entfernt, betrat
Die Zelle Peter. Und der Kranke faßte
Ihn fest ins Auge; langsam dann und deutlich,
Zwar mit gebrochener Stimme, sagt' er dies:
„Ich hab' dir mehr zu sagen, Peter!... Morgen,
Wenn Gott das Leben läßt; — wenn nicht, besorg'
Mein Grab und diesen Brief nach Brigen. Selbst
Dem Bischof übergib ihn! . . . 's ist um mich
Und um das Stift . . . ich bin der Abt von Siecht!“

Das Ende.

Vor Staunen starr, in Sinnen wie verloren
Stand Peter. Wanken fühlt' er seine Kniee
Und griff zum Schemel und gestützt das Haupt
Bald in die eine, bald die andre Hand,
Starrt' er am Fuß des Bettes vor sich hin.

Geschlossnen Auges lag der Kranke da,
Ein leichter Schlummer schien ihn zu umfassen.
Nur manchmal ein Stöhnen oder Seufzer,
Zuweilen eine Wendung seines Haupt's,
Dann wieder Ruhe. Draußen schlief der Knecht.
Der Peter wacht' die lange, schwüle Nacht.

Das ist der Abt! Das ist der Abt von Siecht! . . .
Von neuem stets erwog er den Gedanken
Und immer ihn zu denken unvermögend.
Dies kahle Haupt, das so gebietend saß —
Dies tote Auge, das so kühn geblickt —
Und dieser Mund, vom Eis des Bartes ganz
Umwuchert, Wang' und Stirne leichenhaft —
Dies ist sein Abt, dies ist der Abt von Siecht! . . .

Lang war und schwül und aufgereggt die Nacht.
Am Morgen schien der Kranke zu erwachen.
Er sah um sich: „Mir ist es merklich besser.

Geh' zu den Deinen heim! Geh heim, 's ist Sonntag!"

„Ja, wenn Ihr meint; ich komme mittags wieder,
Der Knecht inzwischen bleibt Euch zur Bedienung.“

Sort schlummerte der Greis und Peter ging;
Ihm tat es not der frischen Morgenluft,
Die Kräfte alle waren ihm erschöpft.

Zu Mittag, als er wieder anwärts stieg,
Lag heiße Schwüle auf den Matten; drunten
Im Tale bläulich-grauer Dunst; von fern
Ein dumpfes Grollen kündete Gewitter.

Den Knecht entließ er. Völlig wach und ruhig,
Ein wenig aufgerichtet lag der Kranke
Und streckt' ihm grüßend seinen Arm entgegen.
Und Peter faßt' die Hand und hielt sie fest;
Die dürre Hand, die einst der Ring geschmückt,
Die mächtig einst und segensreich gebot,
Die teure Hand, die ihm sein Glück erschlossen —
Laut schluchzend sank der Treue in das Knie.
„So sehen wir uns wieder,“ sprach der Greis;
„Nun, weine nicht! Bald ist's vorüber, bald!"

Als er beruhigt schien, begann der Abt:
„Um was ich gestern bat, versag mir nicht!
Dem Bischof selber übergib den Brief
Und füg' hinzu: im letzten Atemzuge
Hab' ich gedankt für seiner Nachsicht Strenge.

Den Brief zunächst bestimmt' ich für die Brüder
In Siecht; er meldet meinen Tod. Nun kann
Die Wahl des neuen Abtes doch erfolgen.

Sei er ein besserer als ich! Der Brief
Erzählt, was ich verbrach — o du warst mit,
Du auch ein Zeuge meines Frevels, Peter!“ . . .

Einhielt der Abt. Die Föhren draußen ächzten,
Die Lärchen knarrten in der Windsbraut Wehn;
Ganz nahe stand des Wetters Ungestüm.

„Die Stämme fallen, die im Kerne krank.
Ich diente nicht in Wahrheit vor dem Herrn;
Gelegen kam mir jene Fahrt nach Wien.
Leicht tauscht' ich mein Gewand und trat als Kaufmann
Vor Weib und Kind, die mich für tot beweint . . .

Ja, Weib und Kind! Ich hatte sie für tot
Gehalten, da ich in den Orden trat;
Drauf sandte Gott, um meines Opfers Wert
Zu prüfen, mir die Kunde, daß sie lebten.
Hart war die Prüfung: nenn' sie nicht zu hart;
Was einer ist, der Kriegsmann und der Mönch,
Er zeigt es vor dem Feinde, anders nicht . . .

Horch! Ist das Sturm? Er will den Wald entwurzeln!
O soll der Hochwald nicht im Sturme dauern? . . .
Ich hab' zu spät gelernt, des Lebens Kampf
Zu führen! Einst Soldat, hielt ich im Feld
Die rechte Treue nicht — nicht voll und ganz;
Dann brach ich sie dem Herren, meinem Gott . . .

Wie tief ich sank! Zum Dieb, zum Räuber ward ich
Am Klostergut! Was ich erraffen konnte
An Gott geweihter Habe, nahm ich mit!

Und ward der Tat nicht froh und fühlte doppelt
Des Daseins Not! Da war ich denn zu Wien
Und durfte nicht verraten, wer ich war,
Und wagte nicht zu sagen, wer ich sei —
Verstellung all und Lüge mein Gebaren!

Und wer vergißt, was er verhehlen muß?
Ach jede Lüge mahnte mich der Pflicht,
Der ich entflohen, jeder Tropfen Glücks,
Den ich genoß, erschien wie neuer Frevel!

Ich mußte fort von Wien, Entdeckung drohte;
Fort mit den Meinen, unter falschem Namen
Zog ich in fremdes Land, nach Steiermark.
Die letzten Mittel waren aufgebraucht —
Schulmeister ward ich in dem armen Bergdorf
Und lebte kärglich, kaum das Leben fristend.

Doch nicht der Hunger, nicht die grimme Not
Hat dieses Lebens Mark verzehrt! Seit ich
Dem Bischof reuig meine Schuld bekannt,
Seit ich hier oben lebe, Buße ühend,
Wie voll genügte mir das harte Brot! . . .“

Der Kranke schwieg. Ein Stöhnen nur entrang
Sich seiner Brust und mit der Rechten fuhr
Er zitternd nach dem Haupte. — Draußen tobt'
Des Sturmes blindes Wüten; Blitz um Blitz
Und raschen Donners langgezognes Hallen.

„Die Schuld! Die Schuld! Und nicht bekennen
dürfen! . . .

„Wenn du Barabbas warst, der Herr verzeiht!
O, was es sei, mir löse das Geheimnis!“

Ja, hätt' ich sagen dürfen: Straßenräuber!
Doch Gottesräuber hieß mich das Gewissen.
Und Scheu vor mir erfaßte sie, die Gute;
Wie Edelweiß, das in den Höhen keimt,
Nicht blühen mag in einer Niedrung Duft,
So sah ich sie hinschwinden Tag um Tag
Und die ich liebte, hieß den Tod willkommen.

Dann, nach der Mutter Tod, ins Kloster trat
Die Tochter, sühnend wohl des Vaters Schuld,
Die ahnungschwer ihr reines Herz beklomm . . .
O waret ihr's, ihr Guten, die den Strahl
Der Gnade mir erfleht, so stehet bittend,
Daß Gott uns eine — Gott in seiner Liebe!“

Mit matter Stimme wimmerte der Kranke.
Die Stürme schwiegen, ab und zu nur noch
Ein kurzer Blitz, ein grelles Wetterleuchten
Und fern verhallt des Donners letztes Rollen.

Was ist dem Abt? Die Rechte fuhr ans Herz,
Die Lippen beben — näher horcht der Freund.
Was spricht er noch? . . . „Ihr Wetter, preist den Herrn!
Der Blitz den Herrn . . . Ihr Donner, preist den Herrn! . . .
Und dein Erbarmen, Herr . . . es preiset dich“ . . .
Dann stille steht der Mund und atemlos
Und stille steht des Abtes müdes Herz.

Verzogen ist der Wolken schwüle Nacht.
Die Vöglein rüstig schütteln ihr Gefieder
Und durch die Türe, die der Sturm erbrochen,
Zur Klausen dringt der volle Sonnenschein.

Was ist dir? Deine Hand von Tränen feucht?
Komm, es ist spät! Von drüben tönt der Mönche
Gebet: „Procul recedant somnia
Et noctium phantasmata“ — wie weiland;
Komm, laß uns gehen, Schatten wirft die Nacht!



Aus dem Totenbuche der Pfarre Anras im Pustertale:

1731. „14. Xbris. Reverendissimus prænobilis ac graciosus Dominus Dominus Antonius Josephus Behm, olim præpositus infulatus Cælestinus vocitatus in monte S. Georgii prope Schwazium, Ordinis S. P. Benedicti, postea, nescio qua de causa, a monasterio transfuga, sed mediante et maximopere adjuvante Summo diœcesis Brixinensis pastore zelosissimo Celsissimo ac Reverendissimo Casparo Ignazio*, dño dño Clementissimo, episcopo Brixinensi atque S. R. I. principe etc. etc. redux (Deo maximae sint laudes!) huc in Anras missus, ut hic in oculto ac quasi in solitudine pœnitentiam agere valeat, quam etiam fecit; et quidem pœnitentiã amarissimã peccata sua, per totam vitam perpetrata, expiavit, idque per integrum annum et quid ultra solummodo hic loci summa cum ædificatione omnium in nostra parochia degentium; quo dicto tempore elapso pie in Domino obiit et in cœmeterio ad S. Stephanum proxime muro ecclesiæ, non procul a janua majori seu principali sepultus est, benedicente me Mattheo Egger, pro tempore loci parcho.“

* Kaspar Ignaz Graf von Königl, Fürstbischof von Brixen 1702–1747.

Aus dem Totenbuche der Pfarre Anras (übersetzt):

1731. 14. Dezember. „Der Hochwürdigste, Hochwohlgeborene und Gnädige Herr, Herr Anton Joseph Behm, einst infulirter Prälat mit Namen Cölestin auf dem St. Georgsberge bei Schwaz, aus dem Orden des hl. Vaters Benedikt, nachher, ich weiß nicht, aus welcher Ursache, aus dem Kloster flüchtig, aber durch Vermittlung und mächtigste Unterstützung des obersten und eifrigsten Hirten der Diözese Brixen, des Erhabensten, Hochwürdigsten und Mildreichsten Herrn, Herrn Kaspar Ignaz, Bischofes von Brixen und Fürsten des Heiligen Römischen Reiches zc. zc. wieder zurückgekehrt (wofür Gott der größte Dank gesagt sei!) und hieher nach Anras geschickt, damit er hier im Verborgenen und gleichsam in Einsamkeit Buße tun könne, wie er sie auch wirklich getan hat. Und zwar hat er durch die schmerzlichste Buße alle Sünden, die er während seines Lebens begangen, gesühnt und dies durch ein ganzes Jahr und etwas darüber ausschließlich an diesem Orte, zur höchsten Erbauung aller, die in unserer Pfarre leben. Nach Verlauf besagter Zeit starb er gottselig im Herrn und wurde im Friedhofe zum hl. Stephan, ganz nahe an der Kirchenmauer, nicht weit vom großen oder Haupt-Kirchentore begraben, wobei ich, Mattheus Egger, gegenwärtiger Ortspfarrer, ihn einsegnete.“

Um Pulver und Blei.

Der Abend ist so mild und freundlich, bleiben
Wir lieber hier auf der Altane, sieht
Und hört und stört uns niemand — heißt das,
Wenn's unserm kleinen Kobold so gefällig . . .

Und also die Geschichte, die ich euch
Erzählen wollte von den zwei Tyrolern,
Die Anno neun zum Kaiser führen um Pulver
Und Blei und dann die schwere Heimkehr hatten.¹⁾
— Das Spielen, Kinder, laßt! Von Männerarbeit
Erzähl ich euch. Ihr Buben gar, merkt auf!
Daß, wenn euch einer fragt: Was kostete
Der Ruhm der Väter? Daß ihr dann Bescheid wißt!



I.

Don Ischl führt die Straße durch das Trauntal
Nach Laufen und Goisern, ostwärts dann nach Aussee.
Damals, im Jahre neun, war ein geringer
Verkehr, und gar im Lenz, kurz nach Georgi,
Wo auf den Bergen überall noch Schnee liegt,
Fährt wohl auch heute niemand zum Vergnügen.
Lastwagen sah man kommen ihrer drei,
Nicht hoch, doch schwer geladen, daß die Rosse
Selbst auf dem ebenen Weg zu ziehen hatten.
Und sieh, vor Laufen, nicht zweihundert Schritte
Vom Wirtshaus mehr entfernt, da halten sie!
Der Fuhrmann hat zurückgesehen und
„Jetzt ist er's“, rief er seinen Knechten zu;
„Jetzt, Mander, reden wir!“ Da wandten sich
Die Knechte ebenfalls. Was war's? Ein Kütschlein
Kam ihnen nach. Es wird der Herr sein, dem
Die Fracht gehört . . .

Die Kutsche hält, und draus
Entsteigt, gekleidet in Tyroler Tracht,
Wie sie die bessern Bürger damals trugen,
Ein untersechter Mann, so Mitte dreißig,
Kraftvolle Züge, rechte Adleraugen —
Wär ein Tyroler da, der müßt ihn kennen: —
Der Josef Straub, der Kronenwirt von Hall!

„Je nun, was gibt's?“ fragt er erstaunt die Fuhrleut.
Und da sie schweigend sich einander ansehen,
Beginnt nun er: „Ich weiß nicht, was das ist,
Von Hüter immer keine Spur noch! Gestern
Am Abend wollt er uns in Ischl treffen —
Es könnt ihm doch am Ende was passiert sein . . .“
Und sorgend sah er drein. Jetzt wagt's der Fuhrmann:
„Ho ja, der wird sich halt was Bessers wissen,
Als so mit Euch zu ziehn die Kreuz und Quer.“
Der Sprecher lugt' nach seinen Knechten aus,
Die näher traten. „Ist's nit so, hm, Naz?
Wir haben's g'sagt, der Kamerad vom Herrn,
Das ist der G'scheiter', ja, der kommt nit mehr.“ —
„Ah,“ sagt' der Naz, „der ist ihm g'scheit genug,
Die Tölpel sind grad wir, ha, oder nit?“
Jetzt hat der Fuhrmann Vorspann. „Wahr ist's, 's selb!
Ein Narr müßt einer sein, ein platter Narr!
Bis Goisern fahr ich noch und weiter nit.
Dort keh'r'n wir um, Mander, dort keh'r'n wir um!“
Und alle vier, die Knechte und der Fuhrmann,
Bekräftigten's: Kehrt wird gemacht in Goisern!
Sind keine Narren, kehren heim nach Lambach!

Da war, ich meine, dem Tyroler übler
Zumut als man ihm ansah. Schweigend maß er
Den Sprecher erst von Kopf zu Fuß und sagt' dann:
„In Goisern also wird ein andrer Fuhrmann
Zu finden sein, der Wagen mir und Knechte
Und sieben Pferde stellt!“ — „Das weiß ich nicht.“ —
„Das weiß denn aber ich“, fuhr jener fort;

„In Gaisern und in Aufsee, weit und breit,
Ist jetzt kein Fuhrwerk, wie ich's brauch zu haben.
Und ich, ich sitze da, wo ihr mich abseht —
Ihr Schurken!“

Ho, das saß! „Was, sagt Ihr, sind wir?
Ha, was? Sagt's noch einmal!“ ... Der Fuhrmann schrie:
„Hab ich mein Wort nit redlich g'halten? Nach
Tyrol war's ausg'macht, wißt Ihr, über Salzburg!“

Entgegnet' der Tyroler: „Über Salzburg
War nicht gesagt. In unserem Vertrag
Heißt's: nach Tyrol.“ — „Versteht sich, über Salzburg.“ —
„Das war nicht möglich, weil uns die Franzosen
Den Weg verlegt. Ihr habt in Döcklabruck
Doch selber beige stimmt, daß wir nun über
Den Attersee nach Ischl fuhren.“ — „Freilich,
Und nachher übern Mondsee gegen Salzburg!“ —
„Wenn Salzburg aber schon vom Feind besetzt ist!
Habt Ihr's in Ischl nicht gehört? Es ist
Kein Weg mehr ins Tyrol als über's Ennstal!“ —
„Ja gar noch etwa über die Türkei!
Ich mach' Euch nit den Narren, sucht ein' andern!
Da schaut nur meine Gäul an! Gestern über
Den Weißenbacher Wald, mein Lebtag hab ich
Kein solches G'frett nit g'habt! Die Schinderei!
Die Rösser fall'n mir ja vom Fleisch, und wir,
Wir halten's auch nit aus, ich tu's nit mehr!“

Nach kurzer Weile sagte jetzt der Straub:
„Bald an den besten Leuten wird man irre.
Der Postmeister von Lambach auch, der Stöger,

Ich werd's ihm sagen, hat mich auch betrogen." —
„Ho na, das ist ein Ehrenmann, der Stöger." —
„Ich hielt ihn auch dafür. Euch aber kennt er,
(Ihr lebt ja sozusagen nur von ihm)
Euch muß er kennen; und er sagt: auf Euch
Wär ein Verlaß!" — „Jetzt, Herr, das laß ich mir
Nicht bieten!" stieß der Fuhrmann drohend aus.
Da reckt' sich der Tyroler, schob die Hände
In seinen Gurt. „Ich meinte nur. Man redet
Wie man's versteht, und wie man eins erzogen.
Bei uns im Land Tyrol, wenn wer sein Wort gibt,
Dann hält er's auch." — Darauf der Fuhrmann trotzig:
„Ja, Pfifferling! Z'grund richten wird sich niemand."

Straub sah ihn an und änderte den Ton.
„Zugrunde richten, Freund? Nun laßt mich reden!"
Da war ein Meilenstein, er setzte sich.
„Ich wolle Euch zugrunde richten, meint Ihr?
Kann ich das wollen? Just das Gegenteil.
Ich brauch Euch: geht's Euch übel, fahr ich selber
Am schlimmsten; Euer Vorteil ist der meine."
Jetzt hält er inne. Drüben rauscht die Traun,
Die weiß und grünen Wellen hüpfen plaudernd
Von Stein zu Stein, und Märlein sinnt der Schlaue.
„Wir wollen's friedlich scheiden", sagt er dann.
„Ihr wißt nicht eigentlich, wie's um mich steht" . . .
(In Wahrheit kannten sie kaum seinen Namen;
Sie sprachen kurzweg nur von ihm als Herrn,
Und sein Genosse hieß der andre Herr.)
„Ich bin, damit Ihr's wißt, ein Handelsmann

Und muß den Vorteil nützen, wie sich's gibt.
In Linz und Wels hab ich die Ware, die Ihr
In Kisten da und Fässern führt, erstanden.
Ich will's Euch sagen: Kupfer, Glött und Schwefel,
Auch etwas Silber. (Just des Schwefels wegen
Mahnt ich zur Vorsicht immer mit den Pfeifen.)
Ich konnte billig kaufen, heutzutage
Braucht jeder Geld, und hab den Handel mit
Dem Glockengießer in Wiltau abgeschlossen.
Noch vierzehn Tage bleibt er mir im Wort.
Den Schwefel brauch ich für die Pulvermühle
In Fieberbrunn, auch bis dorthin . . . Mein halbes
Vermögen legt' ich an. Es wird sich lohnen.
Denn, daß ich's sage, der Profit ist gut.
Und gern vergönn ich andern einen Anteil;
Ja, stellen will ich Euch, wie nie kein Fuhrmann
Gestellt ward. Hört nur! Bringt mich nach Tyrol,
Sei's nun auf diesem oder jenem Weg,
Und wär's in vierzehn Tagen erst: pro Tag
Bekommt Ihr wie bisher die dreißig Gulden,
Außer der Zehrung, für die Pferde; sollt
Ein Pferd Euch umstehn, so ersetz ich's Euch.
Und weiter, jetzt gebt acht! Als Trinkgeld geb ich
Den Knechten jedem zwanzig Golddukatn,
Euch, Fuhrmann, fünfzig. Kaiserlicher zahlt
Kein Kaiser!"

Machten da die Knechte Augen!
Sie nickten ihrem Herren zu und dieser,
Verdußt, ungläubig, wiederholte sich
Halblaut das Anbot: jeder von ihnen zwanzig,

Er selber fünfzig Golddukatn Trinkgeld —
„Ja, wenn das so ist, wenn Ihr's schriftlich gebt“ — —

Da zog der Straub den Beutel, zahlte gleich
Den Knechten allen blanke zehn Dukaten,
Dem Fuhrmann zwanzig auf die Hand „als Angelb“.
„Was ich versprach, könnt ihr zu viert bezeugen.
Nehmt mich beim Wort und meine ganze Ware
Zum Pfand!“ Und alle gaben sich zufrieden,
Mit Wort und Handschlag ward der Pakt gesichert.

Die Knechte griffen wieder zu den Peitschen
Und Straub befahl: „In Goisern haltet Mittag.
Dort stellen wir beim Bären. Selber komm ich
Bald nach. Ich wart nur meinen Kompagnon
Hier ab.“ — Jetzt blieb der Straub zurück und gab sich
An seinem Roß zu schaffen. Als die Wagen
Ihm aus den Augen waren, macht er kehrt
Und fuhr zurück gen Ischl. —

Gemächlich trabt' das Köhlein seinen Weg,
Die schwere Last des Kummers trug der Mann.
Ihr wißt nun schon, das war nicht einer, der
So bald den Mut verlor, dem leicht die Dinge
Über den Kopf gewachsen wären; doch
Zu viel lag jetzt auf ihm. Was hatten nur
Die letzten Tage ihm gebracht! Gefahr
Und Angst und Not — ihr werdet's hören.
Zulezt die Fahrt im Weißenbacher Wald
Und eben erst den Ärger mit dem Fuhrmann.
Nun war er kaum die eine Sorge los,
Drückt' um so schwerer ihn die andre um

Den Huter, den Huter, der sich gestern früh
In Weissenbach von ihm getrennt. Ob ihm
Ein Unfall zugestoßen? Gott im Himmel,
Wenn das noch! Wenn er ihn entbehren müßte! . . .
Ob er zu weit sich vorgewagt? Das sah'
Ihm gleich . . . Denn wenn er ja statt gestern abends
Auch heute morgens erst nach Ischl kam,
Erhielt er doch den Brief, der ihm besagt,
Daß Straub vorausgereist: was kommt er nicht?
Er konnt doch ein Gefährte nehmen! . . . Oder —
Vielleicht, daß er inzwischen eine Botschaft
Nach Ischl sandte . . . Wohl, das könnte sein! . . .
Das Roß bekam die Peitsche, schnellen Laufs
Ging's weiter gegen Wildenstein.

Da sieh,
Dort an der Straßenbiegung ein Gefährte.
Ist's seines wohl? Straub, ihn versuchend, jauchzt.
Und horch, ein langgezogner Juchzer
Tönt ihm entgegen — Gott sei Dank, er ist's!

Rasch aus den Wagen springen beide. Huter,
Ein hochgewachsner Mann und ein Gesicht
Wie Milch und Blut, bezahlte seinen Kutscher,
Straub wendete und vorwärts gings nach Goisern.
„Ja jetzt Größ Gott! Größ Gott! Weil du nur da bist!
Was hab ich Angst gehabt um dich! Erzähle
Jetzt, wie's dir ging! Daß die Franzosen schon
In Salzburg eingerückt sind, wissen wir.
In Ischl hat's der Kommissär erzählt.
Da mußt' ich mich entschließen, über Aussee

Ins Ennstal abzubiegen.“ — „Ja“, sprach Huter,
„Es bleibt uns jetzt nichts übrig als der Umweg.
Ich will dir alles sagen, was ich sah
Und was man mir berichtet. Aber, Freund,
Jetzt bin ich müd; die halbe Nacht gegangen,
Und nichts gefrühstückt noch.“ —

„In Goisern“,

Vertröstet Straub, „dort warten uns die Fuhrleut.
Dann hörst du auch, wie's mir ergangen ist
Im Weissenbacher Wald. Wir haben immer
Doch Glück im Unglück — geht's so weiter, Freund,
Wir werden unser Ziel schon noch erreichen,
Mir ist nicht bang! Heut müssen wir bis Aussee.
Dort rasten wir beim Herren von Lenoble,
Dem Bergdirektor, weißt, der früher einmal
In Hall war und in unserm Hause wohnte.
Ein rechter Ehrenmann, ein Emigrant.
Und seine Frau die Freundin meiner Rosa.
Die wird dir Augen machen, wenn sie mich
Auf einmal sieht! Gib acht, da sind wir herzlich
Willkommen. Und Lenoble ist der Mann,
Der uns auf alle Weise vorwärts hilft,
Ein kluger Mann, dem dürfen wir vertrauen.

II.

In Goisern hielt man Raft. Da gab es Vorspann,
Und zeitlich früh am Abend kam der Zug
In Aussee an, wo sie beim Hirschen stellten.
Als nun die Wagen dort versichert, die Pferde
An ihrer Krippe waren und die Fuhrleut
Ans Nachtmahl gingen, sprach der Straub zu Huter:
„So Freund, jezt denken wir an uns, jezt komm!“

Leicht war das Haus erfragt, wo jener Herr von
Lenoble wohnt', am Pläze, nah der Herberg.
Am Weg dahin sprach Straub: „Du hör, gib acht!
Du stellst dich, wer du bist, der Herrschaft vor
Und sagst, du hättest einen Gruß zu melden
Dem Haller Straub. Mich laß nur so mitlaufen!“

Man zog die Glocke. Prächtig war das Haus,
Das alte Kammeramt, noch aus den Tagen
Des Kaisers Max, ein Bau, daß heute uns
Der Neid beschleicht auf solche Vornehmheit.

Die Jungfer öffnete. Straub kannte sie
Wie gut, die brave Kathi; doch er duckte
Sich so, daß sie ihn weiter nicht beachtet.
Der Huter fragt', ob wohl die Herrschaft noch
Zu sprechen sei; sie wären zwei Tyroler.
„O wär nicht aus, Tyroler!“ war die Antwort:

„Ja, für Tyroler ist die Herrschaft allm*
zu sprechen“. Und das Mädchen lief die Stiege,
Die hell beleuchtet war, hinan, kam wieder
Und öffnete sperrangelweit die Tür
Des schöngewölbten Zimmers. — „Nur herein,
Herein!“ klang es von drinnen, und die beiden
Betraten jetzt die Nebenküche, Straub
Zwei Schritte immer hinter seinem Freund,
Halb sich versteckend, mit gesenktem Kopf.

Dort vor der Lampe saß Herr von Lenoble
Und legt' das Buch, in dem er erst gelesen,
Beiseit, indes sich seine Frau im Lehnstuhl
Vorbeugte, in der Hand die Häkelarbeit.
Der Herr erhob sich grüßend, trat ein wenig
Auf Huter zu. Der sagte: „Gnädiger Herr!
Wir hätten einen Gruß hier zu entrichten
Dem Herren Straub, dem Kronenwirt in Hall.
Ich bin der Josef Huter, Zimmermeister
Von Hötting.“ — „Ei, der Deputierte Huter!
O das ist recht, das freut mich, Euch einmal
Zu sehn! Gehört hab ich von Euch schon öfter.“
Dann hieß die Dame ihn willkommen. „Und
Wie geht's dem Straub' und seiner guten Frau?
Das freut mich sehr, von ihnen was zu hören.“
Lenoble sagte: „Nehmt doch Platz! Wer ist
Der andre dann?“ Er deutete auf Straub,
Der sich im Schatten hielt. „Mein Kamerad,

* allm = allemal, immer.

Ein Haller.“ — „Was nicht gar, ein Haller!“ sprach Die Dame; „ja, die Haller muß ich kennen!“ Und nahm den Schirm nun von der Lampe, sah Ihm ins Gesicht — ein Ruf des Staunens und Der Freude! „Ja, wie ist mir denn! Ist's wirklich? Ja, Mann, ja sieh doch her! Der Straub, der Schlingel! Wie er sich eingeschmuggelt da bei uns!“

Und lautes Lachen, helle Freude strömte Aus jedem Mund. Man setzte sich, die Gäste Am Kanapee, und tausend Fragen hatte Die Frau schon auf den Lippen, als ihr Herr Sie unterbrach: „Du, denk jetzt deiner Pflicht Als Hausfrau! Denn natürlich bleiben heut Die Herren hier bei uns! Vor allem aber Ein Glas Tyroler zum Willkomm!“ Die Dame zog an der Glocke und das Mädchen kam, Die Kathi, die nun auch den Herren Straub, Den wohlbekanntten, hocherfreut begrüzte. Bald stand der Willkommtrunk, Tyroler Roter, In schöngeschliffner Flasche auf dem Tisch.

Und als die Gläser nun gefüllt, erhob sich Gemessen und schier feierlich der Hausherr, Ein rechter Edelmann, schon nah den Sechzig, Dem wohl die Arbeit und das bittere Leid, Doch auch sein Gottvertrauen jenen Zug Stillter Gelassenheit in das Gesicht grub. „Von Herzen“, sprach er, „heiß ich euch willkommen! Ihr wißt nicht, wie wir hängen an Tyrol, Wo ich durch meine Frau die zweite Heimat Gefunden; ein Tyroler ist mir Landsmann.

Und gar nun Ihr, Herr Straub, Landsmann und Freund!
Ein lieberer Besuch konnt uns nicht kommen!
Und was euch immer hergeführt, euch beide —
Es wird, so fürcht ich, nicht die Kurzweil sein —
Seid herzlich uns gegrüßt! Grüß Gott! Grüß Gott!“

Da klangen die Gläser recht wie Feierabend=
Geläut, und heimlich bei dem Willkommgruß
Sah man das Aug des alten Herrn sich feuchten.
Die Dame sprach: „Wir sind in Aussee hier
Noch immer nicht so ganz daheim. Tyroler
Gibt's ja hier unten keine!“ Und dann kam sie
Auf Hall zu reden, fragt' nach der Familie
Des Kronenwirts, vor allem nach Frau Rosa,
Dem kleinen Annerl und den Kindern allen,
Bis neuerdings sie der Gemahl ermahnt';
Da meinte sie: „Ich muß schon gehn, sonst werdet
Ihr hungern da bei uns bis Mitternacht.
Die Kathi kann's, so brav sie ist, allein
Nicht fertig bringen. Aber nun erzählt
Nicht alles, was ihr wißt! Das Allerbeste,
Das müßt ihr sparen bis nach Tisch, daß ich
Dann auch mithören kann!“ . . . Und schalkhaft knigend,
Freude in jedem Zug, verließ die Dame
Das Zimmer. — „Findet Ihr sie“, sprach der Wirt,
„Gealtert seit den Jahren, die wir jetzt
In Aussee sind?“ — „Sie ist die Jugend selber,“
Erwidert' Straub. Und zu der Gattin Lob
Lächelt' der Herr.

„Jetzt aber, meine Freunde,
Erzählt, was euch hieher geführt! Und wie

Die Reise euch vonstatten ging. Ihr seid
Schon lang am Weg, und das in diesen Zeiten! . . .

Da nahm der Straub das Wort: „O gnädiger Herr“ —
„Nennt mich nicht so! Ihr heißt mich Euern Freund!“ —
„Ja, mein verehrter Freund, wie vieles hat sich
Ereignet — denn ausgreifen muß ich jetzt —
Seit Ihr Tyrol verlißt, seitdem wir bayrisch,
Wie viel ist über uns gekommen! Manches
Habt Ihr gewiß gelesen und gehört.
Wie dieser König, der an unserm Wesen
Kein Jota zu ändern feierlich versprochen,
Mißleitet wohl von bösen Räten, uns
Gedrückt, nicht bloß mit argen Steuern, mit
Aushebung von Soldaten, mit der Tilgung
Sogar des Namens unsrer Heimat, mit
Verordnungen, die nichts bezweckten als
Das Volk zu drangsalieren, nein, vorab mit
Angriffen auf das Heiligste! So daß
Wir nicht mehr beten durften, wie wir wollten,
Daß unsre Priester eingekerkert wurden
Oder vertrieben, Klöster aufgehoben,
Kirchen gesperrt. Und dann bei alledem
Der stete Hohn, womit uns die Beamten
Verfolgten, alles, was uns lieb und heilig,
Verekelten! Herr, wenn ein armes Volk,
Das frommgesinnt, endlich in Gottes Namen
Sich fügen wollte in sein hartes Los,
Und dann gereizt, verspottet wird, dann, Herr,
Nimmt die Geduld, die größte, ein Ende . . .

Wir rieten hin und her und sagten uns:
Freiwillig nicht, gezwungen hat der Kaiser
Uns abgetreten, und der neue König
Hält uns sein Wort nicht: sind wir da verbunden,
Treue zu halten dem, der uns sie bricht?
Wenn Östreich, unser angestammter Herr,
Uns zu den Waffen ruft, wir sind bereit!

Und sandten Deputierte dann nach Wien,
Den Andrä Hofer an der Spitze, der
Als „Sandwirt“ weit bekannt ist; diese brachten
Uns die ersehnte Botschaft: Östreich nimmt
Demnächst den Kampf mit Frankreich auf und seinen
Trabanten, und — es rechnet auf Tyrol.

Als diese Freudenkunde uns ins Ohr
Geflüstert ward, trug man sie flüsternd weiter,
Daß ja kein unberufnes Ohr es hörte.
In jedem Tal war ein Vertrauensmann,
Der seine Eingeweihten um sich hatte
Und Anstalt traf zu unserer Befreiung.
Und vor drei Wochen nun brachen wir los,
Nahmen die Bayern fest, die Garnisonen,
Die rings im Lande lagen, lieferten
Den Bayern und Franzosen, die vom Brenner
Herangerückt, das Treffen am Berg Isel —
In wenig Tagen war das Land befreit.
Den Jubel, Herr, hättet Ihr hören sollen,
Als man den Bayerlöwen abgeschossen,
An seiner Statt den Doppeladler setzte“ —

Lenoble unterbrach: „Ich hab mit euch —
Die Wände dieser Stube hörten es —

Mit euch gejubelt! Aber fahrt nun fort!“

„Und heute also sind wir glücklich wieder
Bei Österreich. Und wo und was wir sind,
Was wir errungen mit dem Schwert, gedenken
Wir zu behaupten! Erst der Anfang ist's,
Das wissen wir, des Kriegs, und harten Zeiten
Gehn wir entgegen. Unsre Pässe sind,
So gut es ging, besetzt; die Schützen ein-
Geübt, für Waffen ist gesorgt — nur eines:
Pulver und Blei, das mangelt uns. Das haben
Wir jetzt von Österreich erbeten; Hüter
Und ich, wir beide wurden von den Ständen
Zum Kaiser abgesandt nach Ebelsberg.
Geradenwegs vom Kaiser kommen wir.“

„Dem Kaiser ihr? Ihr zwei, ihr wart beim Kaiser?“ —
„Nicht etwa einmal nur, dreimal empfing uns
Der gute Herr! An seinem Tische durften
Wir speisen, und aufs erste Wort erhielten
Wir, was wir wollten, ja noch mehr: viel Pulver
Und Blei und Geld. Das führen wir mit uns.“ —

„Jetzt aber hört, die Audienz beim Kaiser,
Das müßt ihr uns erzählen haargenau
Nach Tisch, wenn meine Frau dabei ist! Sonst
Krieg ich die Schelte, daß ich ihr das Beste
Vorwegnahm. Jezzo sagt mir nur vor allem,
Wie brachtet ihr in diesen Zeiten, wo,
Wie's heißt, der Feind schon eingedrungen, euern
Transport hieher? Von Ebelsberg nach Aufsee!
Und dann wohin geht euere Reise weiter?“

„O Herr, verehrter Freund! Das war ein Stück Arbeit, wie sie so bald nicht glückt. Von Glück, Wahrhaftig, oder besser vom Schutz Gottes Müssen wir beide reden. Doch ich will Die Dinge der Reihe nach erzählen; huter, Ergänze du mich, wenn ich was vergesse!

In Aussee ist, beim Hirschen drüben, unser Transport jetzt eingestellt: drei schwere Wagen Mit Säßen und mit Kisten. Unserm Fuhrmann Und seinen Knechten hab ich weisgemacht, Es wäre Schwefel, Glött und Glockenspeise, Die ich als Handelsmann in Innsbruck gut Verkaufen kann. In Wahrheit aber sind es Bei fünfzig Zentner Scheibenpulver, dann Musketenpulver zwanzig Zentner, Blei An dreizehn Zentner; hunderttausend Gulden In Zwanzigern und endlich zwanzigtausend Dukaten, die ich in der Kutsche führe. Das ist die Schützengabe, die der Kaiser Zu unserm großen Schießen uns gespendet. Wenn jetzt nur wir das schöne Best an Ort Und Stelle bringen“ . . .

„Kann mir's denken, daß ihr Bisher schon Sorg und Arbeit ausgestanden“ —

„Ja, Herr, Gefahr und Sorg und Arbeit reichlich! Bis Wels ging's ja noch gut. Wir nächstigten Beim Turner. Doch voll Unruh war die Stadt. Wer fliehen konnte, rüstete zur Flucht. Denn schleunig retirierte nach den Schlachten

Don Regensburg und Eckmühl unser Heer.
Der Feind, nachdrängend, rückte schon bei Passau
Und Braunau vor; von Schärding leuchteten
Die Flammen bis herab nach Wels. Da wollte
Der Fuhrmann uns nicht weiterfahren, weil
Der Rückzug unsrer Truppen alle Straßen
Aufs engste angefüllt und in entgegen-
Gesezter Richtung vorzudringen schier
Unmöglich schien. Ich wandte mich an zwei,
An drei Generale um ein Schutzgeleit.
Statt dessen drangen sie in mich, wir sollten
Nur schleunigst abwärts ziehen, Wien zu; Salzburg
Wird sicherlich vom Feinde bald besetzt sein.
Da hat der Huter den Bescheid gewußt“ —

„Nun ja, das ist doch klar, wir dürfen die
Tyroler nicht im Stiche lassen; ohne Pulver
Und Blei gibt's keinen Krieg. Und also vorwärts!“ —

„Ich stimmte bei. Mit vielem Geld vermochten
Wir endlich unsern Fuhrmann, wieder ein-
Zuspannen, steckten schwarz und gelbe Fähnlein
An unsere Wagen auf und zogen weiter.
Daß Gott erbarm, war das nun eine Fahrt!
Oft viertelstundenlang und länger standen
Die Wagen eingekeilt in dem Gedräng
Der Truppen, der Fouragewagen und
Kanonen, zwischen den Verwundeten
Und Kranken. O ganz schrecklich, Herr, entsezlich!
Und alles Flehen, Fluchen und Befehlen
Half nichts. Wir mußten einsehen, daß wir so

Geradenwegs unmöglich weiter könnten.
Vielleicht gelang es, über Ischl und
Den Wolfgangsee" —

Lenoble unterbrach:

„Verzeiht! Ich hab die Karte hier zur Hand;
Es folgt sich leichter.“ Und er holte sich
Ein Kartenwerk vom Büchersthrank. „Nun weiter!
Von Ischl also wolltet ihr nach Salzburg“ —

„Nach Salzburg freilich, weil wir hofften, doch
Noch früher hinzukommen als der Feind. —
Ich fuhr voraus bis Lambach; denn hier wußt
Ich einen braven Patrioten, den
Postmeister Stöger. Dem vertraut ich mich.
Auf seinen Rat versucht ich's noch einmal
Mit einem Obersten. Der machte gar
Nun Miene, uns gewaltsam festzuhalten.
Der Stöger aber bracht mir einen neuen
Fuhrmann, mit dem ich abschloß (—mußt ihn zwar
Erst heut mit schweren Opfern neuerdings
Verpflichten!), und gab uns seinen eignen Knecht,
Der uns auf vielen Feld- und Seitenwegen
Glücklich nach Schwanenstadt und weiter führte.

In Schwanenstadt besorgte uns ein Vetter,
Der alte Neuhausbräu, sogleich drei Pferde
Als Vorspann, daß wir schleunigst weiter kämen;
Denn morgen können die Franzosen hier sein.
So eilig hatten wir's nach Döcklabruck,
Daß wir das Mittagessen stehen ließen.
Auch sandt ich jetzt Kundschafter aus, die uns
Berichten sollten, ob von Döcklabruck

Die Fahrt zum Attersee zu wagen sei.
Denn andernfalls — was blieb uns übrig? — hätten
Wir unsre Fracht in Kellern oder Scheunen,
Wenn's sein muß in der Erde irgendwo
Versteckt. — Nun, bis zum Attersee, da ging's.
Wir zwei in unserm Kütschlein waren rasch
Vorangefahren, Huter stieg sogleich
In Schörfling auf den Kirchturm, um da aus-
Zuspähn, ich unterdessen suchte eiligst
Den Pfleger auf. Er nennt sich Muttergleich
Und hat an uns getan, so wie's sein Name
Erwarten ließ. Herr, wenn wir den nicht hätten!

In fliegender Eile hatt ich ihm berichtet
Wer, was, wohin. Er schenkte mir Vertrauen.
Und alsogleich entbot er seine beiden
Waldmeister, ließ durch sie die Schiffe zur
Ladstätte fahren, ließ die Knechte ringsum
Entbieten, daß sie uns verladen halfen.
Jetzt meldete der Huter, daß die Fuhrleut
Im Anzug wären, und zugleich erschien der
Kundschafter, den ich gestern ausgesandt
Von Schwanenstadt: In drei, vier Stunden können
Die Feinde hier sein! Und er hatte kaum
Noch ausgesprochen, kommt ein Bote vom
Neuhauser keuchend: Die Franzosen haben
Schon Wind bekommen, durch Verrat, von unserm
Transport; es seien Reiter ausgeschildt,
Uns abzufangen. Herr, da galt es! Aber
Mit hundert Händen, die nur einem Kopf
Gehorchen, geht was vorwärts. Eine Stunde,

Und unsre ganze Fracht mit Roß und Wagen
War auf den Schiffen! Und was sonst an Fahrzeug
Am Lande lag, ward alles weggerudert
Vom Ufer. Unsre Knechte stießen ab,
Die ganze Flotte gab uns das Geleit.
Herr, wie wir damals aufgeatmet haben!
Vom Ufer grüßte uns der wackre Pfleger,
Als wär's Sankt Nikolaus, der Wundersmann!
In meinem Leben nie vergeß ich sein.
Denn wißt, kaum eine Viertelstunde später,
Es läutet just den Angelus, da hören
Wir schon von Kammer her Trompetenschall,
Da waren die Chasseurs schon eingerückt!

Was meinst du, Hüter, wie's dem Pfleger etwa
Erging? Ob sie's erfahren, wer die Beute
Zulezt vom Munde ihnen weggeschnappt? . . .
Nun auf dem See, da waren wir geborgen,
Denn nachzusehen fanden sie kein Schiff.
Zudem verbarg die Nacht uns, daß sie auch
Die Richtung nicht erspähten, die wir nahmen.
In Weißenbach verließen wir die Schiffe
Um Mitternacht."

„Da werdet ihr dann wohl
Geraftet haben!“, meinte jetzt Lenoble;
„Nach solchem Tagwerk! Solchem Abenteuer!“ —

„Ja,“ sagte Hüter, „ich hab' freilich gleich
Das Bett gesucht. Dem Straub blieb noch was andres
Zu tun. Erzähle nur!“

Und Straub fuhr fort:
„Der Hüter sollt in aller Frühe auf

Den Schafberg, um zu sehen, ob die Straße
Nach Salzburg wohl passierbar wäre und
Die Stellung der Franzosen überhaupt
Erkunden. Aber mir lag freilich noch
Was andres ob. Von Kammer jene beiden
Waldmeister hatten uns hieher begleitet;
Sie wußten nicht so recht, wohin ich wollte
(Weil's immer räthlich ist, mit seinen Plänen
Zurückzuhalten). Wie ich die nun bitte,
Mir morgen auch noch beizustehen durch
Den Weissenbacher Wald nach Ischl, da
Erklärten sie, das wäre ganz unmöglich!
Solang die Welt steht, sei kein Frachtenwagen
Von solcher Schwere je da durchgekommen.
Das Sträßchen nur im Winter, nur für Schlitten
Zu brauchen, jetzt im Frühjahr völlig grundlos,
Die Brücken auch zu schwach, kurzum, unmöglich.
Da sagt ich denn: So muß man's möglich machen;
Wieviel's hier Leute gäbe? — Leute g'nug;
Holzknechte, wenn ich wolle, leicht zweihundert.
Wohlan, so schafft sie mir bis morgen zeitlich!

Und zeitlich frühe (huter war schon fort)
Steh'n die Zweihundert da mit Ärten, Schaufeln
Und allem Handwerkszeug. Ich hieß sie nun
Zunächst die Wege und die Brücken sichern
(Holz jeder Art lag ja im Wald bereit),
Dann Streu und Äste in die Gruben tun,
Mit einem Wort, die Wege fahrbar machen.
Sogleich und willig traten sie ans Werk.

Zu Anfang ging nun alles gut, bis wir

Nach Mittag zu der Kreidemühle kamen.
Da ward es schlimm. Der Weg bergab, bergauf,
Durch kleine Schluchten, über wilde Bäche,
Oft meint' ich schon, es müßten unsre Wagen
In Trümmer gehn, die Pferde sich ersallen.
Zu schaffen gab es da, ich hätte mich
Verdoppeln mögen, üb'rall sollt ich sein!
Von früher Jugend auf hab ich mich ja
Am Fuhrwerk umgetan, bin Jahr für Jahr
Über den Brenner hin und her mit Salz
Und Wein — ich hab's gelernt, mit Frachtenfuhrwerk
Und Pferden umzugehn, bei Regengüssen
Und ungeheurem Schnee und sonst in mancher
Gefährdung; doch im Weißenbacher Wald
Die Fahrt war schlimmer, als ich's je erlebt.
In Ischl wie wir endlich waren — nicht
Drei Stunden braucht man sonst, wir brauchten zehn! —
Da sah es dann wohl böse aus mit Menschen
Und Vieh! Alles zu Tod erschöpft. Und dann —
Kein Hüter da! Er wollte von dem Schafberg
(Dem recht gefährlichen und noch dazu
Nutzlosen Gang; denn daß der Feind bereits
In Salzburg sei, das wußt man schon in Ischl),
Am Abend wollte er zurück sein, uns
In Ischl erwarten. Und kein Hüter da!
Erst heute morgens fanden wir uns wieder.
Das sag ich schon: die härteste Arbeit läßt
Sich tragen und die Not, die böseste
Gesellin aber ist die Angst. Jetzt, Gott
Sei Dank, sind bis auf weitres wir im Trocknen!“

Da lächelte der edle Wirt: „Verzeiht!
So ganz von Eurer Rede eingenommen,
Vergaß ich meiner Pflicht.“ Und sorglich füllt' er
Die Gläser seinen Gästen. „Freunde,“ fuhr er
Nachdenklich fort, „die Stände von Tyrol,
Die haben sich die Richtigen gefunden.
Von Tausenden wird das nicht einer leisten
An Umsicht, Mut und Fähigkeit wie ihr!
Mög eure Weiterfahrt so glücklich sein,
Und ihr vorab tatkräftige Freunde finden,
So wie bisher!“

„Ja, Herr, in solchen Tagen
Erfährt man's erst, wie sehr die Menschen auf
Einander angewiesen sind, und lernt
Den Wert der Treue schätzen! Was man uns
Getan, war freilich wohl für Österreich.
Und recht erbaut hat mich der Opfermut,
Den wir in Lambach und in Schwänenstadt
Und dann in Kammer trafen.“ — „Wohl,“ erwidert'
Lenoble, „die Leute hier sind gut. Die Liebe
Zum Kaiser wurzelt fest in ihren Herzen.
Das ist, und das allein bald unsre Rettung.“

III.

Jetzt ging die Türe auf, herein trat lächelnd
Die edle Hausfrau: „Herren, jetzt zu Tisch!
Ihr werdet einen schönen Hunger haben!“
„Ja, Hunger, Gnädige!“ verriet sich Huter.
Und alle lachten. — „Nun, dann hab ich's wohl
Getroffen; wißt, Tyroler Knödel kriegt ihr!“

Man trat ins Speisezimmer, das in Blau
Und Gelb gemalt war und geschmückt mit weißen
Gardinen. Blendend weiß der Tisch gedeckt,
Armleuchter drauf von blankem Silber. Flaschen
Mit Rot- und Weißwein funkelten, einladend
Aus voller Schüssel duftete die Speise.
Die Kathi stand, ein weißes Häubchen auf
Dem Kopf, die schönste Schürze umgetan,
Bereit, die lieben Gäste zu bedienen.

Als man das stille Tischgebet verrichtet,
Traten in Tätigkeit die beiden Frauen.
Da gab es Knödel denn, nicht allzu große,
Gesprenkelt mit geselchtem Fleisch und Speck,
Zwei jedem auf den Teller; denn, erklärt
Die Hausfrau, einem so allein ist Zeitlang.
Zur Suppe aß man sie, die weitern dann
Zum Sauerkraut, das mit geselchten Rippchen

Belegt war. Und dazwischen scherzt' die Wirtin,
Da sie den Huter so bei Appetit sah:
„Gelt, dem Tyroler geht nichts über Knödel?“ —
„Ah freilich, Gnädige, daselb muß wahr sein.
Ich weiß es jetzt doch, wie der Kaiser ißt,
Und das, das sag ich schon, ich halt's mit euch!“

Da sieh, so oft der junge Zimmermeister
Das Wort nahm, schmunzelte der Hausherr und
Die Dame sah ihm lachend in das frische,
Treuherzige Gesicht! „Begierig bin ich
Auf eure Audienz“, sprach jetzt der Wirt;
„Die beiden waren, denk dir nur, beim Kaiser!
Und speisten gar bei ihm! Sie haben das
Noch nicht erzählt; da müßest du dabei sein.“ —
„Ja, erst nur einmal essen!“ mahnt' die Hausfrau,
„Die beiden Dinge kann der bravste Mund
Zugleich nicht leisten. — Kathi, jetzt den Braten!“ —
„Ja, was denn noch!“ — „Was noch? Die Kathi hat
Noch eine Mehlspeiß' machen wollen, um
Als Köchin doch zu glänzen. Dann ist's fertig.“

Und jetzt erschien der Braten: junges Rehwild,
Ein Schlegel, eingebeizt, mit Speck durchzogen,
Am Spieß gebraten, in der braunen Tunke
Von Rahm, Kräpfchen dazu aus Butterteig
Und Preiselbeeren von der nahen Alpe.

„An Wild ist“, sprach der Wirt, „bei uns kein Mangel.
Die Gegend hier hat schöne Jagdgebiete.
Seid ihr wohl auch von der Hubertuszunft?“

„Ich nur gelegentlich“, erwidert' Straub;
„Der Huter war, besonders also ledig,

Am Scheibenstand gefürchtet wie als Jäger.
Und ist es noch.“ Herr von Lenoble meinte:
„Tyrol hat wenig Wild, weil jeder Bube
Mit seiner Flinte läuft. Doch hat's sein Gutes;
Da ihr die Jagd nicht spart nur für die Reichern,
Hat sich das Volk' zum Krieg herangebildet.
Denn mit der Büchse wißt ihr umzugeh'n
Von Jugend auf. Erst geht's auf Rab' und Eichhorn,
Dann später auf den Spielhahn und den Gemsbock.
Da braucht's schon Übung und es übt sich jeder
Am Scheibenstand; so gibt's die sichern Schützen,
Die jetzt der Schrecken eurer Feinde sind.“ —
„Daselb ist wahr,“ bekräftigte der Huter,
„Im Schießen sind wir über.“

Kathi brachte
Das Meisterstück von ihrer Kochkunst: gelbes
Simonikoch. Und wenn denn auch dergleichen
Nicht eben nach der Herren Munde ist,
Der Kathi mußte man die Ehre antun.
Und Lobes viel, das dem Tyroler sonst
Nicht sehr geläufig ist, ward ihr gespendet.

„Nun aber, Freunde,“ nahm die Edelbame
Das Wort, „erzählt uns von des Kaisers Tafel!
Die wird halt ja wohl anders sein als so
Ein bürgerlicher Tisch! Nur unsern roten
Traminer sollt ihr nicht verschmähn! Herr Huter,
Auf Euer Wohl! Auf Eures auch, Herr Straub!
Grüßt mir nur ja Frau Rosa recht von Herzen
Und alle lieben Kinderchen“. . . . Da fiel

Sogleich der Wirt ins Wort: „Freunde, fürwahr,
Um das beneid ich euch, daß ihr den Kaiser
Gesprochen habt; sagt uns, wie sieht er aus?“

Da sprach der Hüter: „Gnädiger Herr und Frau!
Ja, wenn ich das jetzt sagen soll — ich hab halt,
Ich kann nit helfen, ich hab' reren* müssen.
Er ist ja wie ein Vater . . .“ Wieder ward,
Indem er's sagte, ihm das Auge feucht.

„Ihr seid bald vorgekommen?“

„'s selb wohl, g'schwind.

Er hat sein Hauptquartier von Linz verlegt g'habt
Nach Ebelsberg. Dort haben wir uns dem
Armeeminister, Grafen Zichy, vorg'stellt.
Und der, sowie er hört, die Deputierten
Dom Land Tyrol, aufg'sprungen ist er — ja
Das muß er Seiner Majestät gleich melden.
Sein bald drauf sind wir auch schon vor ihm g'standen.
Nu, und der Kaiser, wirklich wahr, ich sag's,
Wie's ist, schier angegriffen hat's ihn selber.
Z'erst hab'n wir alle drei nichts reden können,
Gelt, Straub? Und nachher fangt er gähling an
(Er redt nur grad so wienerisch gemütlich):
O meine lieben Tyroler, hat er g'sagt,
Ihr wohl, ihr habt's mir große Freud g'macht, nie
Vergessen werd ich's euch, ganz g'wiß nit. Leute,
Viel mehr habt's g'leistet, viel mehr, als man g'meint hätt!
Und nachher aber, wie er fragt nach unserm

* weinen.

Begehr, da hat der Straub ihm alles g'sagt:
Wir hätten halt kein Pulver und kein Blei
Und können so nit Krieg führ'n ohne das.
Da hat er g'lacht: Die andern bitten anders;
Ihr wollt grad was zum Schießen, ihr Tyroler!
Das kriegt ihr wohl. Ich werd schon machen, und
Nit z'wenig. Aber noch was g'hört zum Krieg,
Das weiß ich besser: Geld g'hört auch dazu.
Ja, sagt der Straub, das hätten wir wohl auch
Noch bitten wollen. Und der Kaiser: Freilich,
Ich werd schon machen. Nachher, meine Lieben,
Müßt's mir erzählen all's, wie's g'wesen ist
Am Iselberg und was der Hofer macht
Und überhaupt, wie's steht im Land Tyrol.
Jetzt ist kein' Zeit. Meine Minister warten
Schon lang. Zum Mittagessen kommt's! Dann reden
Wir weiter. Kommt's nur so, wie's seid's! B'hüt Gott!
B'hüt Gott! hab ich dann auch g'sagt, und die Hand
Hat er mir druckt, als wär'n wir alte Freund." —

„Ich selber“, sprach jetzt Straub, „war ganz gerührt.
Er ist halt doch der Kaiser und schon so viel
Ein guter, lieber Herr! Bei aller Würd
Und Hoheit so gemütlich. — Nachher, wie's
Beim Mittagessen g'wesen ist, erzähl!“

Und Huter fuhr nun fort: „Ja, was für Leut
Da g'essen sind! Minister, Generäl
Und Fürsten! Uniformen schon und Orden,
Daß ei'm die Augen hätten weh tun mögen.“

Wir zwei in unserem Tyroler G'wandl
Sind wohl halt ganz der Niemand g'wesen. Aber
Auf einmal, weißt, hat uns der Kaiser zug'winkt —
Da hab'n sie g'schaut, und mäuselstill ist alles!
Tyroler! sagt der Kaiser laut und hebt
Sein Glas und trinkt uns zu. Der Tausend, jetzt
Sind wir auf einmal oben! Zug'winkt hat
Man uns, zug'lachelet und g'wispert, weißt,
Man hat schon völlig nimmer essen können.

Und nachher, nach der Tafel, laßt der Kaiser
Uns holen, grad so in ein kleineres Zimmerl.
Da hat'r uns sitzen g'macht, und haben wir ihm
Erzählen müssen g'wiß ein' Stund vom Krieg;
Bald hat der eine, bald der andre g'redt,
Grad allm wieder hat der Kaiser g'fragt.
Z'lezt sagt er: unsere Wünsche sei'n erfüllt.
Und vor wir fortgehn, woll' er uns noch sehen.
Der Kammerdiener hat wen gemeldet g'habt,
Ich weiß nit, wen, sonst hätt' er uns, ich mein',
Noch länger g'halten."

„Nachher sag das auch noch,“
Derselbe Straub, „wie sie uns g'huldigt haben
Mit Kompliment' und Schmeichelei'n! Sind das
Doch Leut! Grad erst, wenn ein' der Kaiser anschaut,
Bedeut' man was.“

„Ist Menschenbrauch“, erwidert'
Lenoble; „doch haben die Tyroler eins
Doraus: Ihr steht im Rufe als ein tapfres
Und kernig frommes Volk; was eure Väter
Aus sich gemacht, genießen jetzt die Söhne.“

Dann fuhr der Hüter fort: „Das muß ich auch noch
Erzählen, wie der Kaiser uns entlassen.
In aller Früh stehn die drei Wagen und
Das Kütschl vor dem Wirtshaus, all's in Ordnung.
Grad den Empfang bestätigen hat's g'heißen.
Und nachher sind wir eini vor den Kaiser.
Jetzt aber, da hat's bö's ausg'schaut! Es muß
Grad erst ein' Unglücksbotschaft kommen sein.
Denn G'sichter hab'n sie g'macht, die Herren, ganz
Verzweifelte! Ein' hab' ich sagen hören:
Ach, Östreich und der Kontinent verloren!
Ein anderer gar hat den Erzherzog Karl
Verscholten! . . . Der Kaiser hat sich g'faßt gezeigt.
Tyroler, hat er g'sagt, seid's jetzt zufrieden?
Und wie wir beide halt viel tausendmal
Vergelt's Gott sagen, hat er g'meint: Das Danken
Sei jetzt an ihm. Ja, sagt's nur den Tyrolern,
Für ihre Treu und ihren Heldenmut,
Sagt ihnen meinen kaiserlichen Dank!
Und macht so weiter! Wehrt euch eurer Feinde!
Es sind die Feinde Österreichs und Deutschlands.
Wißt, unsre Sache ist auch die der Deutschen
Und unser Widerstand die letzte Stütze
Zur Rettung Deutschlands. So, behüt euch Gott!“

„Herr, aber wißt,“ nahm jetzt der Straub das Wort,
„Was wir am selben Tage dann in Linz
Erfahren, hat uns neuen Mut gemacht.
Ihr hättet's sehen sollen! Tausende
Umringten uns: Vivat Tyrol! Vivat!“

In einem fort. Auf offner Straße hat
Man uns gefeiert. Einer gar, ein Sachse,
Wie der geredet hat! Was dieses Bergvolk
Getan, das müßten alle Deutschen tun;
Und ganz Europa wird die Kreidenfeuer,
Die aufgeflammt auf den Tyroler Bergen,
Begrüßen als der Freiheit Morgenrot.
Nein, wahrlich, jetzt ist's Ernst! Jetzt gilt's! Wenn solche
Gesinnung in den Völkern lebt, da kann
Kein Feind, und wär's der mächtigste, sich halten.“

„Gott geb' es!“ flüsterte die Dame und
Lenoble sprach: „Ich glaub es selber, daß
Die Flut, die alles jetzt verheert, gestaut wird . . .
Wär's nicht zerrissen seit Jahrhunderten
Und klein geworden im Parteigezänk,
Nie hätte Deutschland sich von Frankreich so
Beherrschen lassen, daß es jeder Mode,
Die an der Seine ausgeheckt wird, jedem
System, das für Paris erdacht ist, huldigt.
Haben die Deutschen es nicht miterlebt,
Wohin zuletzt die Orgien führen, die
Man dort gefeiert hat auf den Ruinen
Der alten Ordnung? Doch zur Freiheit nicht?
Zur Gleichheit und zur Bruderliebe nicht?
Und dennoch, seht, dem Söldling, dem Tyrannen,
Dem die Franzosen jetzt, die Jakobiner,
Wie keinem gottgesalbten König dienen,
Beugen ihr fürstlich Haupt auch deutsche Herrscher,
Begierig, Königskronen, Herzogsmäntel

Aus seinen blutigen Händen zu empfangen!
Freunde, die Schmach wird enden, weil sie größer
Nicht werden kann, und enden wird sie, wißt
Ihr wie? Von dort, wo noch die Quellen fließen,
Die man in Frankreich abgegraben und
Verschüttet hat; von dorthier, wo der Glaube
Noch lebt, die Wurzel jener alten Ordnung,
Die sich auf Gott und Recht und Sitte aufbaut,
Von dorthier, ja: von Spanien und Tyrol.

Ihr wißt es nicht und könnt es schwer ermessen,
Wie glücklich ihr in eurem Glauben seid.

O, „die der Herr sich selber überlassen“,
Ich kenne sie! Kein Tier kann so entarten,
So übertierisch grausam werden wie
Ein gottlos, zuchtentbundnes Volk! Tyroler,
Ihr habt noch Zucht und Glauben euch gerettet,
Ihr werdet Östreich retten und Europa!“

Doch jezo nahm im eingetretnen Schweigen
Die Edelfrau das Wort: „Wie oft wir an
Tyrol zurückgedacht! Ans liebe Städtchen
Im weiten, schönen Inntal! An den Friedhof
Wohl auch, wo zwei von unsern Kindern ruhen!
An all die treuen Menschen, die wir dort
In Glück und Unglück immerdar gefunden!
Am öftesten, Herr Straub, an Euer Haus,
Wo wir die sonnigsten von unsern Tagen
Verlebt! Und an Frau Rosa, Eure gute
Gemahlin, die ich schon in Schönberg, als sie
Mit ihren Schwestern dort zusammenlebte,

Wie oft mit meinen Eltern noch besuchte!
Es waren brave, tüchtige Mädchen alle,
Und werden jetzt wohl auch schon alle gut
Versorgt sein.“ Dann begann ein emsig Fragen
Nach jeder und nach jeglicher bekannten
Familie in Hall — es währte lang,
Der guten Dame Neugier zu befried'gen.

Als man die Uhr zog, ging's auf Mitternacht.
„Oho, jetzt gehn wir aber“, meinte Huter.
Und alle gingen, um des Schlafes und
Der Ruh zu pflegen; Arbeit, schwere Müh
Und Sorge harrten ihrer.

IV.

Am andern Morgen, da es Sonntag war,
Ging man zur Messe; und der Straub sogleich dann
Zum Hirschen, nach dem Fuhrmann und den Wagen
Zu sehn, die sich zur Abfahrt rüsten sollten
Noch für den Vormittag. Im Kammeramt,
Als sie zum Frühstück gingen, sagte Straub:
„Du, jetzt verhalten wir uns nicht! Zum Reden
War gestern Zeit.“ — Lenoble hielt sie nicht.
Empfehlungsbriefe hatte er für sie
Bereit: für Schladming einen und für Radstadt
Den anderen. „Vielleicht, daß sie euch nützen;
Könnt ich nur mehr tun!“

Kurz und herzlich war
Der Abschied. Grüße trug die Dame ihnen
Noch auf; die gute Kathi überkam
Das Heimweh . . . Kurz abbrechend sprach der Hausherr:
„Macht euch gefaßt: in solchen Zeiten sind
Enttäuschungen die Regel. Aus dem Pinzgau,
Da könnt ihr, wenn Paß Thurn nicht rätlich wäre,
Über die Gerlos nach Tyrol. Und falls auch
Der Weg ins Pinzgau nicht mehr offen, habt ihr
Den Ausweg noch über den Tauern. Zwar
Der Umweg ist da groß, und ob der Berg
Jetzt schon passierbar ist — wir hatten neulich

Erst wieder großen Schnee — doch wer nicht wagt,
Gewinnt nicht; im Anfangen liegt die Kühnheit.
Geld habt ihr, spart nicht mit dem Gelde! Pulver
Und Blei ist heutzutag das bessere Heiltum.
Und das bedenkt: in eueren Händen liegt
Das Wohl und Weh Tyrols! Nun fahrt mit Gott!“

Die Wagen hatten Vorspann; ohne Beschwerde
Kam man vom Flußgebiet der Traun in Ennstal
Bis Untergröbming an dem einen Tag.
Hier blieben sie zu Nacht. „Denn“, meinte Straub,
„Durchs Pongau dann und Pinzgau soll es rasch gehn.
Zwar brauchen wir gut Glück; weißt, jezt im Frühjahr
Ist auch dem Wetter nie zu trau'n.“ — Sie hatten
Heut einen schönen Tag, meist gingen beide
Zu Fuß und sprachen eifrig von der Lage
Des Landes. Huter hatte unterwegs
Erfahren, daß der wichtigste der Pässe,
Paß Strub, noch immer mangelhaft besetzt sei,
Mit wenig Mannschaft, wenigem Geschütz.
Das sei ein böses Versehen vom Militär.
„Tyrol und Pinzgau, beide stehen offen
Nach dieser Seite. Wirst du sehen, das rächt sich!
Der Feind, kann sein, ist noch vor uns im Land.“

Straub tröstete: „Ich bin nur froh, daß alles
Im Lande einig ist! In Innsbruck höchstens
Und Bozen gibt es manche Zweifelhafte
Und Schlechte gar; man wird sie niederhalten.
Und recht ein Glück ist's, daß die Geistlichkeit,
Wie sie herausgewachsen aus dem Volk,

Auch mit dem Volke fühlt. Ja fühlt und handelt.
Denk nur ans Stöffele, an Haspinger,
An die Kuraten von Straß und Achental!
Auf die ist ein Verlaß! Und daß doch endlich
Der Bischof nicht dawider ist, seitdem er
Den Kaiser ganz auf unsrer Seite weiß
Und nun auch sieht, daß wir uns doch behaupten!“

Am Abend, als sie noch im Hinterstübchen
Beisammen saßen, war von Weib und Kind
Die Rede: die in tausend Ängsten jezt
Ihrer gedenken werden, sie, weiß Gott,
Wohl gar gefangen glaubten. Huter meinte:
„Mir ist nicht bang, wir werden heim schon finden!
Der Schwab hat ein Rezept für solche Fälle,
Und das, wirst sehen, hilft auch uns: — Nit lugg Iô!“*

In aller Frühe brachen sie von Gröbming
Nach Schladming auf. Dort fragten sie um Vorspann.
Da war kein Pferd im ganzen Ort zu haben,
Weil tags zuvor vom Generalkommando
In Radstadt Pferd und Ochs und jedes Zugtier
Fürs Militär beschlagnahmt worden war.
„Da haben wir's! Sie retirieren schon!“
Sprach Huter. „Offenbar von Salzburg her.
Wir kommen ins Gedräng wie hinter Wels.
Und ohne Vorspann! Straub, was ist zu tun?“
Straub wußte Rat. Lenoble hatte sie
Dem Eisenschmelz-Direktor hier empfohlen.

* Nicht locker lassen.

Sogleich begab man sich zu ihm. Der Herr Direktor aber machte finstre Miene.

„Vorspann? Sechspferde? Heut? Unmöglich!... Wenn nicht Mein Freund euch gar so warm empfiehlt — ich könnte Und dürfte überhaupt nichts tun. Nur weil Lenoble in die Verantwortung sich teilt, Mein'twegen, sollt ihr Pferde haben vom Ärar! Bis Wagrein. Morgen früh. Heut ist's Unmöglich.“

Morgen früh! Noch war's nicht zehn Uhr, Und diesen ganzen langen, schönen Tag Sollten sie müßig sitzen da in Schladming! Den Knechten war es recht, die Pferde fühlten Sich wohl dabei, der Fuhrmann piff ein Liedel; Straub aber knirschte: „Feuer leckt am Haus, Und statt zu löschen, sollen wir uns wärmen!“ — „Kreuzjapperlot,“ fluchte der Hüter, „daß Die Herren in der Uniform uns doch Immer in einem fort den Radschuh eintun! Wir hätten just am Chasteler leicht genug!“²⁾

Zu Ende endlich in Verdruß und Ärger Ging doch auch dieser Tag, der erste Mai. Am zweiten früh war Vorspann da, sie kamen Nach Radstadt. „Und jetzt gehn wir“, sagte Straub, „Zum General!“ — Es war Graf Jellachich, Der, da er München erst verloren und sich In Salzburg nicht behaupten konnte, nun Den Rückzug seiner Truppen selber führte. Bescheiden brachte Straub die Frage vor,

Ob wohl der Weg ins Pinzgau offen sei.
„Wer kann das sagen? Jetzt“ . . . war der Bescheid.
Da platzte Huter los: „Was hat man nicht
Den Struber Paß besetzt!“ Der Graf verbiß
Den Ärger: „Wenn ihr denn ins Pinzgau wollt,
Seht zu! Vielleicht ist's euch noch etwa möglich . . .
Dann steht die Wahl euch frei: ihr könnt sowohl
Über Paß Thurn ins Leukental als durch
Die Gerlos nach Tyrol. Viel Glück zur Fahrt!“

„Jetzt wissen wir's, was wir zuvor gewußt“,
Sagt' Straub und ließ anspannen gegen Wagrein.
„Zwar mach ich mich gefaßt, wir werden dort
Aufs neue Anstand haben mit der Vorspann.“

In Wagrein sah man schon viel Militär
(Von einem Zugtier keine Rede!) und
Der Hausknecht wollte wissen, eine ganze
Brigade komme nach. Von Offizieren,
An die sich Straub gewandt, war nichts heraus
Zu kriegen. „Du, das Ding gefällt mir nicht!
Das Pinzgau, wirst du sehn, ist preisgegeben.“ —
„So laß doch aber,“ sagte Huter zornig,
„Laß die Gamaschen doch in Ruh!“ — Der Straub
Besann sich. „Wissen muß man's endlich!“ . . .

Im Wirtshaus, in der bessern Stube saßen
Drei Offiziere. Die Tyroler traten
Hinzu; Straub fragte höflich, ob sie Platz
Hier nehmen dürften? O ja, hieß es;
Woher sie kämen und wohin sie wollten?

Da stieß der Hüter nun fast wild heraus:
„Tyroler sind wir, von Tyrol her kommen
Wir, wieder eini woll'n wir ins Tyrol!“
Das war kein Ton zu einem freundlichen
Gespräch. Der Hauptmann sagte kurz und barsch:
„Wir haben nicht nach euch geschickt und hindern
Euch nicht, wohin ihr wollt zu gehn!“ — Jetzt nahm
Der Straub das Wort: „Verzeihung, Herrn! Es war
Nicht so gemeint, wir sind wahrhaftig übel
Daran — es ist schon zum Geduldverlieren.“
Und dann erzählt' er offen, was der Zweck
Von ihrer Fahrt, und daß sie jetzt, nach so viel
Beschwernissen, nicht einmal wüßten, ob
Der Weg ins Pinzgau noch passierbar wär.
Man mög um Gottes willen sie beraten.
„Wir sind“, so schloß er, „ehrliche Tyroler,
Der Hüter da hat den Beweis geliefert.“

Und lächelnd sahen jetzt die Offiziere
Die beiden an. Der Hauptmann sagte: „Die
Tyroler sind schon recht, man muß sie halt
Nur kennen. Aber, Freunde, was ihr vorhabt,
Durchs Pinzgau mit dem schweren Fuhrwerk nach
Tyrol zu ziehen — das, das ist undenkbar.
Denn unter uns: Das Pinzgau ist geräumt
Und selbstverständlich hinter uns die Brücken
Zerstört“. — „Die Brücken?“ rief der Straub, „die Brücken?“
Und sah den Hüter an mit stierem Blick.
„Ja,“ fuhr der Hauptmann fort, „auch ohne das,
Wie jetzt die Dinge stehn, einen Transport
Von Pulver, Blei und Geld durchs Pinzgau leiten,

Das wär, verzeiht, geradezu ein Wahnsinn.“ —
„Ein Aberwitz“, bekräftigte ein Leutnant.
„Des Galgens würdig“, sekundiert' der andre.

Die zwei Tyroler sahen wie verstört
Darein. Die ganze Stube stand verkehrt
Vor ihnen; bis der Hauptmann wieder anfang:
„Das einzig Rätliche: ihr schließt euch an.
Wir ziehn durchs Enns- und Murtal; ihr könnt weiter
Nach Wien und, wenn ihr wollt, nach Ungarn. Nur
Entschließt euch rasch! Wir brechen jetzt sogleich
Nach Radstadt auf.“ — „Nein,“ sagte Straub, „das nicht!
Habt Dank, ihr Herren! Euer Weg ist nicht
Der unsre“, zog den Hüter mit sich fort
Und draußen stiegen beide in die Kutsche.
Sie wendeten; es ging zurück nach Radstadt.

Wortlos, in sich gekehrt ein jeder, fuhren
Sie eine Weile. Endlich sprach der Straub:
„Nun ist's, wie's ist! Lenoble hat es wohl
Vorausgesehn. . . . Jetzt aber, Hüter, sag mir:
Wollen wir noch bestehn auf unserm Vorsatz?
Sag, wie du's denkst!“ — Erschrocken fuhr der Hüter
Zurück: „Jetzt weiß ich nicht — soll denn Tyrol
Verloren gehn durch uns, durch dich und mich?“ —
„Je nun, von Radstadt, Freund, über den Tauern³⁾
Wird's ein gewagtes Spiel. Der Einsatz ist —
Das Leben“ . . . Hüter drauf: „Das Leben haben
Wir auch am Jselberg gewagt. Und ist
Napoleon nicht im Schnee noch übern Bernhard?“

Da sahen beide schweigend sich ins Auge —
Ein Händedruck, kein Wort mehr ward verloren.

Die Straße hatte sich inzwischen schon
Mit Militär gefüllt, das auswärts drängte.
Die Frachtenwagen, die von Schladming ab-
gegangen, konnten schwer voran; erst kurz
Vor Reitdorf endlich kamen sie zum Vorschein.
„Jetzt heißt es klug sein“, sagte Straub; „red du
Mir jetzt nur nicht darein!“ — Er stieg vom Wagen,
Trat mit dem Fuhrmann abseits. „Kommt Ihr endlich?“
Begann er sachte; doch der Fuhrmann hitzig:
„Probiert es Ihr! Fahrt Ihr in so eim Trubel!
Ausstellen alleweil, bald rechts, bald links,
Und nachher stockt's und kommt frisch gar nit weiter!
Ein Teufelsg'lumpert das! Ich wollet eher
Den steilsten Büchel aufi als so zwischen
Dem Militär!“ — „Ja, ja, das wird schon sein“,
Begütigt' Straub. „Hab's wohl vor Lambach selber
Erfahren. Wenn's nur morgen nicht am End
Noch ärger wird, sobald das Hauptkorps nachkommt.“ . . .
„O je, was wird das werden!“ seufzt' der Fuhrmann. —
„Was meinst du,“ sagte Straub, „wär's etwa besser,
Wir fahren jetzt einmal zurück nach Radstadt
Und warten's ab, bis daß der ganze Trubel
Vorbei ist? . . .“ Freilich ja, das wär das Best!
Rasten die Roß und wir, und hab'n wir später
Nit so ein G'frett!“ — Da fuhr der Straub nun fein
Bedächtig fort: „Halt überhaupt ins Pinzgau —
Die Offiziere, die ich ausgeholt,

Sagen, der Weg ist so viel schlecht und jeht
So gar kein' rechte Sicherheit. . . . Weißt, fällt
Mir ein, ein kürzrer Weg wär schon, wohl nicht
Nach Innsbruck kürzer, aber nach Tyrol.

Und Euch wär's gleich — Ihr fahrt ja so nicht weiter
Als bis zur Grenze. . . . „Aber“, sagt' der Fuhrmann,
„Das wär mir freilich recht! Wie müßt man nachher
Da fahren?“ — „Nu, von Radstadt, hör ich, über
Den Tauern. . . . Vorspann sei da leicht zu kriegen.“ —
„Ho, übern Tauern! Teigl, übern Tauern!
Da bin ich aber gar nie g'fahren, ich . . .“
„Es soll so arg nit sein. In Radstadt vom
Postmeister würd man's ja erfahren. Redet
Mit ihm! Und allensfalls fahr ich voraus,
Kundschaften, wie der Weg ist. . . .“ „Ja, von mir aus!
Ich bin wohl froh, wenn wir nur endlich in
Tyrol sind.“ — „Also gut, dann bleibt's dabei!
Wir machen kehrt, fahren zurück nach Radstadt.“

„Ja füttern halt noch z'erst, sonst halten's uns
Die Ross' nit aus.“

In Reitdorf war das Gasthaus
Voll Militär; bis da gefüttert war,
Brach schon die Nacht herein. Straub fuhr mit Huter
Voran und freute sich, daß sie doch endlich,
Vorläufig wenigstens, vom Fuhrmann nichts
Zu fürchten hatten. „Sind wir erst einmal
Am Tauern, dann, dann muß er mit! Dafür
Will ich schon sorgen. Weißt, wir haben den
Empfehlungsbrief Lenobles. . . . Eilen heißt es,
Um die verlorne Zeit jeht einzubringen,

Daß nicht der Feind noch vor uns in Tyrol ist!“

Ja, aber eilen in der Nacht und wo
Die Straße noch mit Fuhrwerk aller Art
Besetzt war und Verwirrung überall
Und Stockungen in einem fort! Es ging
Auf Mitternacht, bis sie nach Radstadt kamen.

„Wo ist der Wirt?“ war hier die erste Frage.
„Grad eben schlafen gegangen,“ sagt der Hausknecht.
„Hier ist ein Brief für ihn. Da nimm, es eilt!“ —
„Ja, hört's nit, wenn er schläft!“... „Dann weck ihn auf!
Ja, sei so gut! Ich muß ihn schleunig haben.“
Straub gab nicht nach. Der Hausknecht endlich weckte
Den Herrn. Simon Reithammer war sein Name,
Ein tüchtiger Mann und braver Patriot.
Als er den Brief Lenobles kaum gelesen,
Ließ er die Fremden auf sein Zimmer bitten.
„Tyroler, was ich tun kann, das geschieht,“
Begrüßt' er sie. Straub faßte rasch ein Zutraun
Und sagt' ihm alles, was sie mit sich führten,
Daß sie durchs Pinzgau nicht mehr könnten und
Den einen Weg nur hätten übern Tauern.

„Ja, Herren,“ war die Antwort, „übern Tauern,
Das ist nun bald gesagt, da liegt denn aber
Noch Schnee in ungeheuren Massen! Was
Ich weiß, ist längst kein Fuhrwerk mehr gegangen.“
Ob denn nicht Leute auf dem Tauern wären? —
Das schon; zum Holzen braucht es welche und
Die Bauern selber hätten jetzt noch Zeit;

„Doch so viel Leute, daß damit in Kürze
Was ausgerichtet wär, das kostet Geld!“ . . .
Und wie's dann mit der Vorspann stände? — Pferde
Sind nicht zu haben, aber Ochsen freilich
Genug. — „Dann wagen wir's,“ sprach Straub. „Ihr müßt
So gut sein, uns sogleich nach Untertauern
Zu fahren!“ — „Jetzt? Um ein Uhr in der Nacht?“ —
„Um zwei Uhr sagen wir. Die Fuhrleut mit
Den Wagen, die bald kommen werden, bleiben
Indes bei Euch hier. Bis in wenig Stunden,
Gewiß am Vormittag noch, kriegt Ihr Botschaft.
Dann sprecht mir aber auf den Fuhrmann ein!
Es werde sich schon machen lassen, Leute
Und Vorspann seien droben, während hier
Das Militär die Pferde requiriert
Und jeden Tag der Kummel ärger werde;
Ihr habt auch schwer für seine Pferde Platz“. . .
„Daselb könnt etwa morgen auch wohl wahr sein.“ —
„Ja, seht um Gottes willen, daß der Fuhrmann
Uns sicher nachkommt, wenn ich Botschaft sende!
Und das sogleich, noch diesen Vormittag!
Und habt die Güte, Vorspann zu besorgen!
Bezahlt wird alles, pünktlich und genau.“

„Von wegen dem! Wo sich's um so was handelt!“
Sprach jener. „Selber geh ich jetzt und will
Den besten Gaul, der noch im Stall steht, füttern,
Und euch den Lois, den Postknecht, wecken. (Das ist
Ein braver Bursch, ihr könnt euch drauf verlassen!)
Ihr eßt inzwischen was und trinkt ein' Glühwein,

Die Köchin wird's bald haben. Denn zu morgens
Wird's, fürcht ich, da hinauf recht bitter kalt.
Ihr seid auch gar nicht vorgesehen! Decken
Und Fußjack brauch't's." — Reißhammer tat sich um,
In einer kurzen Stunde stand der Wagen
Bereit. Und wohl versorgt, von besten Wünschen
Des Wirts begleitet, schieden die Tyroler.

„Das mit dem Fuhrmann,“ rief er ihnen nach,
„Das überlaßt nur mir!“ — „Vergelt's Euch Gott,
Was Ihr getan an uns und noch tun werdet!“
Dann gings hinein in die stockfinstre Nacht.

Ein eifiger Wind blies ihnen grad entgegen
Vom Tauern her. Sie hüllten sich in Decken,
Huter begann zu schlafen. Hätt der Straub
Nur auch den Schlaf gefunden! Schwere Sorgen
Beängsten ihn, je länger um so mehr.
Er kennt den Tauern schon vom Hörensagen:
Ein Fuhrmann aus dem Pustertale hat ihm
(Es war beim Nagele in Gries) erzählt,
Wie er im Frühjahr da hinüberfuhr
Und schier zugrunde ging; ex voto ließ er
Ein Täfelchen zur Muttergottes auf
Der Waldraß malen, das ihn von der Lahne*
Schon fast verschüttet zeigt und neben ihm
Ein totes Pferd. . . . Ach ja, wenn endlich nur
Der Weg zu öffnen ist! Wenn er die Bauern
Nur endlich dazu bringt! Denn was wird sonst
Aus ihrer Sendung und — was aus Tyrol! . . .

* Lawine.

Wie hoffnungslos erschien ihm jetzt die Lage —
Nacht rings um ihn . . . Im Osten endlich zeigt sich
Ein Streifen Licht und dort aus dem Gewölk
Heraus ein Stern — der Morgenstern!

Das Bild der Gottesmutter schwebt ihm vor,
Der an der Serlospiße viel verehrten,
Der schmerzreichen Trösterin in Not.
Und hörch, von weitem klingt die Aueglocke —
„Ist's Untertauern, das?“ — „Ja, Untertauern,“
Erwidert' Lois; „noch eine halbe Stunde,
Dann sind wir dort.“

Als sie ans Dörflein kamen,
Der Kirche nah, da läutet's abermals.
„Heut Bauernfei'rtag, Kreuzerfindung,“ sagte
Der Postknecht, „da ist Frühmeß schon um fünf.
Ein Pater wird heroben sein von Radstadt.“

Straub weckte seinen Freund. „Wir sind schon da,
In Untertauern sind wir! . . . Hör, ich möcht
Nur in die Kirche sehn; sorg du dafür
Im Wirtshaus, daß wir bald ein Frühstück haben!
Ich komme nach.“ — Und Straub verließ den Wagen,
Betrat die Kirche, um Erleuchtung sich
Zu holen, Kraft und Trost in dieser Lage,
Die ihm die schwerste dächte seines Lebens.

V.

Der Postknecht band das Pferd vom Wagen los
 Und deckt' es zu und führt' es nach dem Stalle.
 Kein Hausknecht da? . . . Niemand im Wirtshaus schien
 Noch wach zu sein; doch stand die Türe offen.
 Hüter trat in den finstern Gang, rief Hollah!
 Da hört' er ein Geräusch und tastete
 Sich weiter. In der Küche brannte Feuer.
 Am Herde dort saß jemand — eine Dirn,
 Den Rücken gegen ihn gewandt, verträumt,
 Und flocht ihr Haar. . . . Hüter trat fester auf.
 „Ho, guten Morgen! Um ein Frühstück täten
 Wir bitten. Dauert's lang?“ — Da schrak sie auf
 Und sprang vom Herd und schrie: „Jesus, Maria!
 Was ist jetzt das! Ja bist kein Geist, bist's wirklich?“
 „Die Stine,“ sagt' der Hüter drauf und trat
 Zurück. — „Ja mein, er kennt mich wirklich noch!“
 Sie sprang herzu, als wollt sie ihn umhalsen.
 Der Hüter streng: „Jetzt mach dich einmal fertig!“
 Da dreht' sie sich und brachte ihre Tücher
 In Ordnung. „Aber sag, wie kommst jetzt du
 Daher? Na, das ist gut, das hätt ich mir
 Nicht träumen lassen! Heut bleibst aber da!
 Tußt übernachten, gelt? Weißt, heut wird's lustig,
 Auf d' Nacht gibt's Tanz! . . . Ah, du mein lieber Josef!“

Der Hüter setzte sich abseits. „Du, Stine!
Ich hab mir deinetwegen just nichts vor-
Zuworfen — grad nur daß du's weißt: ich bin
Verheirat't jetzt.“ — „O Jegerl! . . . Ja, ihr Männer,
Ihr habt es leicht.“ . . . Dann lacht sie auf und wispert:
„Und heut' einmal schon gar den allerliebsten!“ . . .

„Jetzt“, sagt' der Hüter trocken, „mach einmal
Ein Frühstück! Mein Kam'rad und ich, wir sind
Heut schon von Radstadt her und brauchen was.“ —

„Ein' Kameraden hast? . . . G'schwind kriegt's ein
Frühstück,

Kaffee, ein' guten, na, den allerbesten!“
Sie nahm die Mühle jetzt zur Hand und rieb
Die Bohnen, stellte Wasser zwischendrein
Ans Feuer, sprang zur Kammer um die Milch,
Von der sie sorglich dann den Rahm abschöpfte,
Und redet' und erzählt' in einem fort,
Und sah ihn wieder an und streift' ihm wieder
Den Arm und war halt völlig aus dem Häuschen.

Er hatte sie in Innsbruck wohl gekannt,
Die Stine. Beim Röhl in der Au, wo er
Als Junggesell sein Essen nahm, da war
Sie Kellnerin und hatte sich in ihn
Verliebt — ein dralles Ding, gutmütig sonst,
Nur allzu frei und allzu leicht; es fiel
Dem jungen Zimmermann nicht ein, sie ernst
Zu nehmen. — „Ja und jetzt“, plauderte
Sie fort, „bin ich halt auch noch Kellnerin,
Gar daherunten! Weißt, daheim ist's schöner;

Grad d' Leut sind so bigott. Herunten kann man
Nit klagen wegen dem. Du wirft schon sehn,
Heut auf die Nacht beim Tanz, da ist's fein lustig! . . .

Froh war der Huter, daß zur Türe jezt
Der Straub hereintrat. — „Jegerl, gar ein Herr,
Dein Kamerad! . . . Ich bin vom Unterland,
Ein' Basel bin ich vom Herrn Josef,“ log sie.
Der Straub, erfreut, nichts ahnend, grüßte sie:
„Das Frühstück wird uns schmecken aus der Hand
Einer Tyrolerin, so einer schönen!
Da kann man gleich von alten Sachen reden,
Und werden Neu's erfragen allerhand . . .
Kalt habt ihr's aber, gehn wir in die Stube!
Es werden wohl auch Kirchleut kommen, nicht?“ —
„Halt ja, etliche schon, was weiter her sind.“

Straub zog den Freund mit sich. „Du, laß dir sagen,“
Begann er in der Stube, „jezt heißt's klug sein!
Ich hab's mir ausgedacht, wie ich die Leute
Gewinnen könnt; du mußt mich machen lassen,
Und fahr mir nicht mit deiner Hitze drein!“ . . .

Zwei Bauern traten in die Stube, die
Geheizt war. „Bißl warmen,“ sagt' der eine;
„Ein Schnaps würd auch nit schaden,“ meint' der andre . . .
„Hübsch kalt ist's, gelt?“ sagt' Straub nach einer Weile;
„Ihr habt ein' langen Winter da heroben.“ —
„Dasselb halt ja! Jezt etwa apert's langsam;
Zum Kirchtag nachher macht's schon wieder zu.“

Ein langer Winter und ein gar hart's Sein! —
G'hört euch das G'fährt da draußt? Wo kommt's denn her?"

„O nur von Radstadt heut,“ erwidert' Straub,
Den Blick zur Tür gewandt, wo jezt der Wirt
Hereintrat, ein beleibter, dunkelroter,
Die schmalen Äuglein noch ganz voller Schlaf.
Mit Gähnen trat er ein — sah dann die Fremden
Und stuzte; rückt' vorsichtig seine Kappe:
„Heut schon die Herren?“ . . . „Ja, von Radstadt her.“ —
„Habt's nachher da ein G'schäft?“ . . . „Da nicht, in
Tweng.“ —

„In Tweng? In Tweng?“ erwidert' jener lachend.
„Da werdet's wohl kein G'schäft nit machen jezt.“ —
„Warum denn nicht?“ — „Ja, weil's nit ummikommt's
Nach Tweng!“ — Da tat der Straub als wie verduzt:
„Man hat's uns aber g'sagt, der Weg wär' offen!“ —
„Ja, offen! Über'n Tauern! Jezt, der Weg!
B'hüt Gott, das könnt's euch träumen!“ — Und der Wirt
Verließ die Stube; fragen muß er erst,
Was das für Gäste wären, bei der Stine.

Straub wandte sich den Bauern wieder zu.
„Dürft's es schon glauben,“ kam's von dort herüber,
„Kein' Red' nit, daß man jezt übrü könnt.“ —
„Ah, gar kein' Red! Kein einziger Schlitten geht
Schon lang nit ummi mehr. Beim Gnadenfall
Die häuften Schnee!“ — „Ja, und beim Nesselgraben
Da hat's die Brücke weg, da liegt die Mur!“ —
„Und entn* unt, da gehn wohl schon die Lahren!“ . . .

* Auf der andern Seite.

Jetzt trat die Stine mit dem Frühstück ein,
Darauf der Wirt, der nunmehr das Gespräch
Besorgen wollte: Schnee lieg, nicht zum glauben,
Wieviel! Halt freilich wär's jetzt endlich Zeit,
Den Weg zu machen. Einmal muß man doch
Anfangen. . . . „Wenn's die Herrn erwarten wollten“ . . .
„Das wär' das G'scheit'ste,“ fiel die Stine ein.
„Und heut einmal schon gar ist von ei'm Fortgehn
Kein' Red. Schneeschaufeln heut, an Kreuzerfindung!
Würden die Leut sich schleun'! Die tun heut tanzen!“

Sie blinzelte dabei dem Huter zu —
Straub sah sie an und wußte sich genug.

Er sagte dann: „Geld wird ja sein bei euch,
Im Winter gar, da werdet ihr mit Schnee-
Arbeit und sonst mit Vorspann viel verdienen? . . .
Was zahlt man jetzt gewöhnlich so per Tag
Für ein Paar Ochsen Vorspann bis zur Höhe?“ —

„Ein Mann und ein Paar Ochsen?“ sagte schlau
Der Wirt; „hm ja, wie's ist, pro Tag vier Gulden.“ —
„Fürs Paar?“ — „Und Zehrung nachher halt und Trinkgeld
Ein schön's.“ — „Und wieviel zieht so ein Paar Ochsen?“ —
„Zwei Zenten halt.“ — Jetzt nahm sich Straub die Zeit
Zum Frühstück; zog ein Büchlein dann heraus
Und rechnete.

Die Bauern und der Wirt
Reden inzwischen über faule Wirtschaft
Beim Wegamt; längst schon hätt man zu der Schnee-
Arbeit dazutun müssen, später wär's auch,
Wenn erst die Feldarbeit begonnen, schwer

Die Leute finden. . . . „Nun, was zahlt man hier So Taglohn?“ fragte Straub. — „Ein' halben Gulden für g'wöhnlich, auch schon mehr — es kommt drauf an . . . Ihr habt“, forschte der Wirt, „doch nicht im Sinn, Den Weg auf eigne Kosten auszuschaufeln?“ . . .

Straub sagte: „Je nachdem. Dem Handelsmann Kann oft dran liegen, zeitlich einzutreffen An Ort und Stelle . . .“ — „Ein Handelsmann seid Ihr?“ . . . Das schien der Wirt nicht mehr so recht zu glauben, Doch sagt' er weiter nichts.

Ein neuer Gast

Betrat die Stube, andre folgten. Stine Bekam zu tun. Jetzt ließ sich Straub heraus: „Wie steht's denn eigentlich: sind Leute da, Den Weg zu machen? Schlitten auch und Ochsen?“ . . .

„Ah, das schon! Leut und Ochsen, wenn's bezahlt wird.“ . . .

„Das Zahlen wär' dann meine Sache. Wenn ihr Mir Leute stellt und Ochsen, was ich brauche, Ich zahle, wie euch keiner nie bezahlt hat.“

Jetzt trat ein Bauer vor: „Wieviel brauchst's Ochsen für Euer Kütschel?“ — „Für das Kütschel, das man Zerlegen müßte und auf Schlitten laden, Drei Paare wohl.“ — „Was zahlt Ihr dann?“ — „Bis

Tweng

Drei Gulden für den Ochsen und die Zehrung Und Trinkgeld.“ — „Wann wollt's fahren?“ — „Heute noch,

Heut Mittag. Aber erst den Weg herrichten. Ihr wär't, so scheint mir, just der rechte Mann,

Der's übernehmen könnt. Wie heißt man Euch?" —

„Ich bin der Riezer.“ — „Gut, so hört mich, Riezer! Ich zahl dem Schaufler einen Gulden Taglohn, Und Zehrung, was er braucht, und Trinkgeld Ein schön's.“ . . . Die Bauern stuzten. „Ha, ja so, Ein' ganzen Gulden? Ah, da kriegt's ja freilich Die Leut grad gnug!“ — „Und Ochsen auch und Schlitten, So viel ich brauch?“ — „Ah ja, so viel's nur braucht's.“ Straub lächelte und sah den Hüter an —

Was hat die Stine denn mit ihm, das Weibsbild? . . .

Straub wandte sich zum Wirt: „Habt Ihr kein Schreibzeug?“

Es wär nicht heikel. Nur ein Briefel sollt ich Nach Radstadt schicken. Seid so gut, wenn's sein kann.“

Der Wirt trat in die Nebenstube, Straub Ihm nach. Den Hüter aber zog er mit Und flüstert' ihm ins Ohr: „Jetzt wagen wir's! Ich schick den Postknecht ab mit Botschaft zum Reizhammer, daß er uns die Wagen gleich Herausschickt; denn zu Mittag fahren wir.“

Da hat der Hüter plötzlich seine Zweifel: Ob sie wohl wirklich heut die Leute finden, Am Feiertag? Ob sie nicht besser warten? . . .

Nein, sagte Straub entschieden. Hüter drauf: „Wir täten besser, mein ich, abzuwarten; heut treten wir vor Mittag doch nicht an Und kommen in die Nacht.“ . . . Dagegen Straub: „Es ist auf unsre Fuhrleut kein Verlaß. Hören und sehen sie's, wie die Dinge liegen, So weigern sie die Fahrt, ich traue nicht.“ —

„Ha, wär nicht aus,“ sprach Huter, „wo sie dir's
So hoch und teuer doch versprochen haben!“ —

„Mein lieber Sepp,“ erwidert' Straub und sah
Wie warnend seinem Freund ins Aug, „mein Lieber,
Wir alle sind versucht zu jedem Treubruch.

Das heiligste Versprechen bricht der Mensch,
Den nicht die Ehre und die Gnade hielten“ . . .

Da gab's dem Huter einen Riß. Er sagte:

„Hast recht. Wir fahren — fahren wir sogleich!
Sobald du willst!“ — Straub drückte ihm die Hand
Und setzte sich und schrieb den Brief nach Radstadt.

Doch in der Stube draußen gab's inzwischen
Tumult. Dem Wirt kam's ungelegen, daß er
Die Gäste missen soll, die fremden wie
Die heimischen, heut, wo der Tanz am Abend;
Und Stine flüstert' ihm ins Ohr. Da sagt' er:
„Ihr Bauern, dumme Kerle, die ihr seid!
Zu was denn machen die den Weg jetzt frei,
Die Fremden? Ja, zu was? Fürs Militär
Natürlich, das in Radstadt liegt! Und dann,
Paßt auf, dann könnt ihr eure Ochsen stellen
Für nichts: die Retirade kommt zu uns
Und kutschen heißt's! Kein Geld nicht, wacker Schläge
Werdet ihr kriegen. Tölpel, die ihr seid!“

Die Bauern stußten. Einer meint': „Wer weiß auch,
Wie's mit dem Geld steht bei den Fremden. G'sagt
Ist's bald; wenn sie in Tweng sind, nachher hat man
Die Schererei.“ . . .

Jetzt trat der Straub herein,
Der juist die letzten Worte noch gehört.
„Du, Stine,“ sagt' er, „hol mir jetzt den Postknecht!
Geschwind! Ja, sei so gut!“ Und dann zum Huter,
So daß es alle hörten: „Hat er uns
Die Nacht daher geführt, wir müssen ihm
Doch einen Kronentaler Trinkgeld geben?“
Huter begriff. „Ja, schmutzig bist nie g'wesen!“

Und Straub zog seinen Lederbeutel, suchte
Den Kronentaler zwischen den Dukaten,
Die er blißen und klingeln ließ, und wandt' sich
Zum Riezer dann: „He, du da, Riezer, wenn Du's
Besorgst, daß sich zu Mittag hundert Mann
Einstellen hier, um uns den Weg zu machen,
Dann hast du den verdient!“ Er zeigt' ihm einen
Dukaten. Und der Riezer, frisch entschlossen:
„Ha ja, bis Mittag habt Ihr hundert Schaufler!“ —
„Ein Mann, ein Wort! Da, nimm dir deinen Goldfuchs!“
Der Bauer griff danach und stürmt' hinaus.

Jetzt steckten alle andern wohl die Köpfe
Zusammen, raunten und tuschelten sich zu.
Der Straub fuhr fort: „Wer mir die Ochsen stellt,
Bekommt sechs Gulden für das Paar. Wer will,
Wer mag?“ — „Ich bin dabei! Ich stell Euch vier
Paar!“ —
„Vier Paar ich auch!“ — „Ich kann Euch sechs stellen.“ —
„Ich hab' zuerst mich g'meld't!“ — „Ich mich vor dir!“ —
„Na, ich hab's g'sagt, mich hat er ang'red't, mich!“ . . .

Es fehlt' nicht viel, die Bauern wären sich
Ins Haar geraten. Herzlich lachte Straub.
„So wartet nur, ich werd euch gleich Bescheid tun.“

Der Postknecht trat gerade in die Stube.
Und Straub befahl ihm: „Nimm du jetzt dein Roß
Und reit hinab, so schnell du kannst, nach Radstadt!
Der Brief da ist für den Postmeister. — Macht nur,
Daß unsre Fuhrleut gleich und ohne weiters
Einspannen, und du selber komm mit ihnen
Herauf! Vor Mittag müßt ihr da sein! Das ist
Dein Trinkgeld für die Nachtfahrt; und zu Mittag,
Wenn alles klappt, hörst, Lois, gibt's einen Goldsuchs.“
Der Postknecht wußte kaum, wie ihm geschah,
Bedankt' sich höchlichst, machte kehrt und ging.

Nun wandte Straub sich wieder an die Bauern,
„Die Sache, Männer, steht jetzt so: Wenn wir
Schon einen Schlitten übern Tauern bringen,
Dann geht's mit zehn und zwanzig auch und mehr.
Ich habe Fuhrwerk drunten stehen in Radstadt,
Drei schwer geladne Wagen. Bis zum Mittag
Werden sie hier sein. Dann wird abgeladen,
Ich brauch im ganzen fünfundvierzig Schlitten
Und neunzig Ochsen. Kömmt ihr mir sie stellen?“ —

„O ja, noch mehr, wenn's sein müßt. Ja, noch mehr!“ —
„So wohl,“ sprach Straub; „hier unten aber liegt
Kein Schnee; wir müssen an die Stelle, wo
Der Weg für Schlitten fahrbar ist. Wo ist das?“ —
„Da droben gleich, ein' Viertelstund von da,

Grad vor der Klamm.“ — „Gut denn, dort trifft man sich. Und wer von euch soll das Kommando haben, Über das Fuhrwerk?“ — „Der Diener, mein ich“ — „Halt ja, der Diener ist der G'scheit'ste allm!“ — „Du bist der Diener? Und du übernimmst's? . . . Also mach Anstalt! Noch vor Mittag müßt ihr Sigfertig droben stehen vor der Klamm! Und vorwärts jeht! Und sorgt euch vor in allem! Die volle Löhnung kriegt ihr und das Trinkgeld In Tweng.“ — Sie waren aufgesprungen, ohne Die Zechе zu bezahlen, sind sie fort.

Da stand der Wirt nun ganz allein, beschämt, An seinem Ärger würgend vor den Fremden. Und Huter sagte heimlich: „Du, den Wirt, Man sollt ihn besser nicht zum Feinde haben“ . . . Der Straub sogleich: „Ich hab schon dran gedacht. — Herr Wirt, Ihr werdet ungehalten sein, Daß wir Euch heut die Gäste alle nehmen? Dafür will ich denn eine Zechе machen“ — „Das könnt noch was ergeben“, brummte jener. — „Wir wollen sehen! Also denn fürs erste Ein' Doppелеimer Wein.“ — „Ein' Eimer gar?“ . . . „Nein, einen nicht, zwei oder drei, wie Ihr halt just ein Faß habt. Und zweihundert Laibe Vom Selbstgebaknen; Wurst und Speck wie viel Ihr habt. Es wird am besten sein, wir laden Gleich alles hier auf einen eignen Schlitten. Ihr stellt uns wohl die Ochsen auch dazu? Jeht richtet mir nur alles her! Ja, noch was!

Kienfackeln brauchen wir. Ich fürcht, wir kommen Ein wenig in die Nacht. — Sorgt nicht, Herr Wirt, Bezahlt wird alles pünktlich und genau.“

Da schnitt der dicke Wirt nun wohl ein andres Gesicht und machte seinen schönsten Bückling Und trat gleich mit dem Hausknecht an die Arbeit.

Straub aber sagt' zu Huter: „Komm, wir wollen Ein wenig ausruhn, gehn wir in das Freie.“

Sie traten auf die Straße und ergingen Sich in dem heitern Morgen. Freundlich grüßen Die grünen Matten aus dem schönen Ennstal, Die Sträucher knospen, Frühling will es werden. Und Huter atmet' auf. Wie groß und keusch Die Berge! Amseln glucksten im Gebüsch, Und aus dem Winterkorne stieg das Rebhuhn. Doch finster sah der Tauern auf sie her, Schwarzes Gewölk stand dort am weißen Himmel. Schier ängstlich sagte Straub: „Du, das ist Südwind! Die höchste Zeit! Huter, mit jeder Stunde, Die wir verziehen, wächst uns die Gefahr.“

VI.

Wie's elf Uhr läutete, war schon der Schlitten
Des Wirts gepackt, und Huter, der da mit=
Geholfen, zog die Bläße drüber — horch,
Da schallt' von unten lauter Peitschenknall!
Und alsbald kam der Straub, der bei den Schlitten
Am Sammelplatz sich umgetan, herbei:
„Die Fuhrleut, Huter! Gott sei Dank, da sind sie!
Herr Wirt, die Rechnung jetzt, wir fahren gleich!“

Das war nun eine Zechen, wie kein Tanz sie
Dem Wirt in Niedertauern eingetragen.
Vergnüglich sah er in die Welt und wünschte
Die beste Fahrt und alles Glück zur Reise.

„Ein bißel G'fahr ist freilich, aber Ihr,
Ihr greift es richtig an, es wird schon gehen.“

Die Stine war verstört und sah den Straub
Schier feindlich an. Der lachte: „Stine, wenn ich
Jetzt wieder heimkomm in das Unterland,
Ich werd's dir grüßen sollen?“ — „O von mir aus!“
Sie wandte sich. Dem Huter sagte sie:
„Ich wünsch dir alles Gute, Josef! Du
Verdienst's. Ein braver Kerl bist immer g'wesen —
Zu gut für mich.“ Dann weinte sie ins Fürtuch
Und eilte weg.

„Hallo, Grüß Gott jetzt, Fuhrleut!

Brav seid's," begrüßte Straub die Kommenden.
„Halt ja! Gar g'schwinder sind wir da, als g'meint habt's!
Wir sind auch g'fahren daherauf, schaut's nur
Die Roß an, wie sie dampfen!" — „Und mein' Durst!"
Ergänzte Naz. — „Ah, jeßet schreckt's mich nimmer;
Grad noch ein Viertelstündel müßt's gedulden,
Da droben gleich, seht's dort beim schwarzen Kreuz,
Kommen die Roß zur Ruh, Naz, und dein Durst!
Ein Schnapsel könnt's noch trinken, aber g'schwind!
Die andern warten schon!" — Ein gutes Roß
Ward an das Herrenküttschlein angespannt,
Bald war das Fuhrwerk wiederum in Gang.

Und so gesprächig und so lustig hat man
Den Straub noch nicht gesehen! Eine Schnurre
Erzählt' er um die andre und dazwischen
Sprach er davon, daß sie nun endlich doch
Ihr Ziel erreichten, balders als der Fuhrmann
Sich's denken konnt. Gerichtet ist schon alles,
Vorspann und Leut. Und dann von Tweng hinaus
Nach Mauterdorf und Gmünd und gar ins Drautal
Wär's nur ein leichter Weg, ein Kinderpiel.
In Sieng sodann, dem ersten größern Ort in
Tyrol, da hat's der Fuhrmann schon gewonnen.
Dann kann er heimziehn mit den leeren Wagen.
Bis dahin wird sich auch daheim der Kummel
Verlaufen haben, daß er ruhig seine
Dukaten zählen kann. Fünffzig zum Trinkgeld!
„Mensch, so was hat die Welt noch nicht erlebt!
Du, Naz, was wirßt jeßt du mit deinen zwanzig

Goldfuchsen tun? Heiraten halt ganz g'schwind?"
So gab's ein Scherzen und ein Lachen und
Der Weg zum schwarzen Kreuz ward ihnen allen
Nicht lang.

Hier, wo das Tal in scharfem Bug
Sich ostwärts zieht und hochaufstrebend wild
Zerrißne Felsen jenen Kessel bilden,
„Die Tauernklamm“ (im Volk dereinst genannt
„Die Zedern-Umkehr“), standen schon die Bauern
Mit ihren neunzig Ochsen und den Schlitten
Und selbstbewußt trat gleich der Diener vor.
Straub winkt' ihm ab. Er ließ die Wagen halten
Just vor der Ecke, die den Eingang zu
Der Klamm verbarg und sprach zu Huter: „Sorg du
Mir jetzt für unsre Fuhrleut! Rastet hier
Und tut euch güttlich! Angeschlagen ist's
Und Speck ist da und Brot. Greift zu! Die Pferde,
Die kurze, ebne Strecke da hinauf,
Die laßt nur uns! Der Postknecht geht mit mir.“

Und fürbaß schritt der Straub. Jetzt kam der Diener
Zum Wort: „Die Schaufler, Herr, die sind schon weg,
Wir andern warten nur auf Euch. Was ist's?“ . . .

„So, wohl, du hast dein' Sach gemacht. Und jetzt,“
Befahl der Straub, „merk auf: wir teilen uns
In drei Partien je zu fünfzehn Schlitten.
Die eine führst du selbst und für die andre
Sorgt mein Kam'rad. Jetzt such mir einen dritten,
Der uns die Leut im Zaume hält.“ — „Der Melcher,
Der Melcher, mein' ich, wird der Rechte sein.“ —

„Ist gut.“ — Dann ließ der Straub die ersten Schlitten
Vorfahren, ihnen nach den ersten Wagen,
In kurzem Abstand dann die zweiten, drauf
Die dritten. Und sofort begann man, Fässer
Und Kisten abzuladen auf die Schlitten.
Straub sah darauf, daß ja das Pulver alles
(Er kannt' die Fässer) hübsch beisammen blieb.
Das wurde dann mit Blähen, die er selbst
Zertrennte, sorglich zugedeckt. Sodann
Zerlegten sie die Wagen, Rad um Rad,
Deichsel und Körper, und das alles ward
Auf Schlitten festgepackt, so daß ein jeder
Die gleiche Last erhielt. Und trefflich ging's
Den Leuten von der Hand, weil überall
Er selbst, der Straub, eingriff mit Rat und Tat,
Bald vorn, bald rückwärts, daß der helle Schweiß
Ihm von der Stirne rann. Nach einer Stunde
War wenig mehr zu tun. Die Pferde, die
Als Vorspann mitgekommen, nahm der Postknecht
Nach Radstadt wieder mit. „Ja halt, dein Trinkgeld!
Du hast's verdient! Weißt, Lois, dir dank' ich viel.
Leb g'sund und brav! Und grüß mir deinen Herrn!“

Der Hüter war zurückgeblieben bei den
Fuhrleuten und bediente sie und sorgte,
Daß das Gespräch nicht stockt! Doch als nun die
Es endlich merkten, was mit ihren Wagen
Geschehen war und dann den Engpaß sahen,
Den Schnee, der hier schon auf der Straße lag
Und hinterdrein hochaufgetürmt erschien,

Da sank dem Fuhrmann aller Mut: „Herrgott!
Wenn wir aus dem Loch nur noch aufi finden!
Und gar noch ummi soll'n wir übern Berg?
Ja Mensch, da gehn ja d'Roß und d'Leut zugrund!“ —
„Ihr werdet mehr nicht zu verlieren haben
Als wir“, erklärte Huter, „und wir wagen's.“

Nun endlich seht' der Zug sich in Bewegung.
„Wo werden jetzt die Schaufler sein?“ fragt' Straub.
Der Diener meinte, wohl beim Gnadenfall.
„Ein' Stund' von da; dort liegt die arge Wehe.
Sonst soll der Weg bis auf die Nesselwand
Nicht schlecht sein.“ — „Ja und dort?“ — „Das weiß ich
nicht.“

Straub rief dem Huter. „Du, ich reit voran.
Die Schaufler sind die Hauptsach jetzt. Sorg du
Dahier! Diener, das ist mein Kamerad,
Dem ihr zu folgen habt. Tut, was er sagt!“

Straub ritt auf einem guten Roß voran
Tiefer und tiefer in die Schlucht, die wilder
Und düstrer ward und endlich wie der Eingang
Zur Hölle aussah. Unten braust der Bach,
Und stürzt in steilen Fällen wild zu Tal.

Die vielen Leute hatten hier den Schnee —
Auch Neuschnee lag noch — leidlich angetreten.
Nur bei den Wetterlöchern, außerhalb
Des Kessels, sank das Pferd ein paarmal bis
Ins Knie. Doch droben beim Kreuzbüchel war
Von Sonn und Wind die Straße stellenweise

Gesäubert; und da hatten sie nun Schnee
Herbeigeschafft. Ein Vierteltündlein ging's noch
Bergan, da sah man sie in schwarzen Scharen,
Wohl hundert Mann, sich abmühen, eine Gasse
Zu graben in die Wehe, die dort quer
Über den Weg lag. Die verstanden sich
Auf solches Werk und waren klug geleitet;
Der Riezer führte sie.

Befriedigt sah's

Der Straub und lobte sie. Er trat zum Führer:
„Werdet ihr fertig, bis die Schlitten kommen?“ —
„In einer Stunde, mein ich, zwingen wir's.
Die Wehe ist, Ihr seht's, nicht gar zu hoch.“ —
„Und dann, was weiter?“ — „Nu, es wird wohl gehn,
Die Gnadenalp hinauf, da brauchen wir
Die Schaufeln nicht; wir gehn zu viert, abwechselnd
Bald die, bald die voran, so treten wir
Den Weg. Die ersten Schlitten freilich sind
Ein bißel übel dran. Es wird sich machen.
Halt langsam überhaupt geht's mit den Ochsen.“ —
„Um desto sicherer; sie dauern aus.“

Straub machte kehrt, sah, wie der Zug sich fort-
Bewegt', mühselig zwar, doch ohne Stockung.
Und freute sich und sah nach seiner Uhr.
Um fünf, kann sein, sind wir am Tauernhaus.
Wenn nur der Wind, der böse Südwind uns
Nicht Streiche macht! Dort oben das Gewölk' —
's ist Regen in der Nähe, dann weh uns! . . .

Er ritt zurück. Die ersten Schlitten waren
Ihm nachgekommen und den Ziener grüßt' er:
„Wie steht's bei euch?“ — „Soweit in Ordnung alles,
Wenn uns die Schaufler nur nicht stecken lassen.“ —
„Die tun das Ihre. Macht nur immer vorwärts!
Im Tauernhaus ist Rast, sagt ihnen das!
Da wird der Wein euch schmecken und das Essen.“

Und wieder macht er kehrt und ritt bergan,
Vorüber an den Schauflern, ohne Anstand
Bis vor zur Nesselwand. Da sah es bö's aus.
Der Graben von Gerölle übermurt,
Die Brücke weg. Wirr durcheinander lagen
Darüber Bäume, Gestein und Wurzelwerk.
Und dort ein zweiter Riß und lauter Schiefer.
Der Straub erschrak. Das war das Hemmnis also,
Was den Verkehr seit langem schon gesperrt! . . .
Der Riezer kam herbei. „O jeh, o jeh!
Ja, Herr, da hat's ein End!“ — Straub überlegte.
„Hier unten geht's, da ist der Riß nicht breit.
Bringt Ätze her und Sägen! Eine Brücke
Ist bald gemacht, mit Spreizen läßt sich's machen.
Ruft mir die Holz knecht'! Alle Holz knecht' her!“

Und Straub, der erste, legt' die Hand ans Werk.
Da hallten Beil' und Ätze in die Stille
Des Hochgebirges, daß der Pleißlingkeil,
Die Hirsch- und Rieselwand ein Echo gab
Und Reh- und Hochwild locker wurde. Als
Die ersten Schlitten in die Nähe kamen,
Da gab's wohl Aufenthalt; bald aber war

Der ganze Zug aufs neu in Gang und leidlich
Ging's jezo weiter bis zum Tauernhaus.

Just fünf Uhr zeigt' die Uhr, als Straub, der immer
Doran war, eintrat. Eine Stunde hat er
Zur Rast bestimmt; dann kommen sie, wenn's gut geht,
Vor Nacht ans Ziel . . . Der Wirt im Tauernhaus,
Ein wackerer Wiesenegger, war nicht wenig
Erstaunt, was für Besuch ihm zgedacht.

„Kann man was Warmes haben? Jetzt, sogleich?“ —
„Ja viel wohl nit. Brennsuppe halt, wenn's recht ist.“ —
„Brennsuppe, gute, dicke — laßt sie kochen!
Es werden hundertfünzig Leute sein
Zumindest. Sagt den Mägden, auf ein Trinkgeld
Kommt's mir nicht an. Ein' Zwanziger für jede.
In einer Stunde muß gegessen sein.“

Dann nahm er ihn beiseit. „Und sagt mir jetzt:
Wie ist der Weg?“ — „Für Schlitten ist er gut“,
Meinte der Wirt, „und aufi bis zur Höhe,
Da fehlt sich nichts; wir sind erst heut mit Holz
Herab.“ — „Und dann bis Tweng?“ — „Ja jetzt bis
Tweng —

Mein lieber Herr, da kommt ihr in die Nacht.“ —
„Wenn's sonst nichts wär!“ — „Ja freilich, aber der
Scirocco, der im Zug ist. Weiß nicht . . . Bös
halt wär's, wenn die Lawinen niedergingen.
Die Straße wär sonst gut!“ . . . — „Brauch ich die
Schaufler?“ —

„Ich will nicht sagen . . . Wenn Lawinen gehn,
Ist's g'fährlich für die Leut, die da sind, aber

Sür Euch halt böß, wenn niemand helfen kann.
Tut, wie Ihr meint!“ . . . — „Hört,“ sagt' nach einigem
Besinnen Straub, „ich denke, morgen ist's
Gefährlicher als heut.“ — „Das tät ich fürchten . . .
Jetzt kommt die Zeit, wie alle Jahr einmal,
Wo die Lawinen losgeh'n. Dauern tut's dann
Oft vierzehn Tag und länger . . . Gar die Breitlahn
Ist heuer noch nicht ab; die wär zu fürchten.“

„So müssen wir um jeden Preis noch heut
Hinab! Hört aber, Wirt, macht mir die Leute
Nicht kopfscheu! Unsre Fuhrleut gar, sind aus
Der Ebene, die erschrecken, wenn sie nur
Die Berge seh'n! Sagt nichts von den Lawinen!“

Die Schaufler rückten an und füllten die Stube.
Allmählich kamen die Gefährte nach,
Bauern und Fuhrleut und zuletzt der Hüter.
Es wäre gut gegangen, meldet er.

„Wenn nur der Fuhrmann uns, der Tropf, nicht stirbt
Vor Angst! War das ein Jammer und Geseufz!“ —

„Du, Hüter,“ flüsterte der Straub, „das Schlimmste
Steht erst bevor. Jetzt heißt's gerichtet sein!
Wir können warten nicht, wir müssen weiter,
Und kommt, was kommt! In Gottes Namen! Denken
Wir an den Iseberg!“

Dann war er fort.

Und sorgte in der Küche, daß zuerst
Die Fuhrleut alle und die Ochsenbauern
Ihr Essen kriegten. „Schaufler, ihr könnt warten,
Bis auf die Höhe brauchen wir euch nicht.

Und übrigens, hört, Männer, wer von euch
Den Weg nach Tweng hinab nicht machen will,
Dem geb ich seinen Gulden, er kann heim.
Wer mit will, gut, ich heiße keinen gehn,
Der kriegt in Tweng dann seine zweite Tagschicht" . . .

Ah, niemand hatte Lust, jetzt umzukehren,
Da oben ist gut sein und besser wird's noch
In Tweng. „Hojo, wir gehn schon mit, wir alle!“

Die Tiere blieben angeschrirt. Daß sie
Gefüttert werden! Laßt sie saufen! Und
Den Pferden, Hausknecht, Hafer, was sie mögen!
An alles dachte Straub und überall
War er. Die Rechnung mit dem Wirte schloß er
Summarisch ab; jetzt galt ihm die Minute
So viel und mehr als Geld. Und vorwärts jetzt!
Hüh! . . . Die ersten Schlitten gehen ab.
Nur vorwärts! Vorwärts! Bleibt mir beieinander!
In Tweng dann rasten wir! Es sind nicht mehr
Zwei Stunden bis dahin! Nur weiter, weiter! . . .

Straub ging zu Fuße jetzt neben den Schlitten,
Der Hüter blieb wie vorher bei den letzten.
Wenn nichts mehr in die Quere kommt, sind sie
Vor Nacht in Tweng. Hojo, was ist, was gibt's?
Vorwärts da droben! Hü! Anschließen ihr!
Bergab dann geht's von selber!

Stille herrscht

Da in der Mulde. Wär nicht das Geräusch
Des Zugs, die öde Stille des Hochgebirgs!
Und näher geht's der kahlen Freithofshöh.

Hier ruhten Wanderer viel, die niemand kannte;
Hier ruhen sie, die durch des Wetters Unbill,
Die von Lawinen hingerafft, im Paß
Ihr Leben ließen. Requiescant! Betet
Für uns, wie wir für euch! . . .

Wild schnob der Wind,
In scharfen Stößen fuhr es von der Scharte,
Wo sich das Tal abwärts nach Süden zieht.
Straub sah hinab; er sah die Lehnen links,
Die kahlgehau'nen, und die breiten Gräben,
Die sich hinauf bis in die Almen zogen —
Herrgott, die Totenlauer! Steh uns bei! . . .

Die Schaufler waren nachgekommen. Halt!
Straub teilte sie; den einen Haufen sandt er
Voran, die zweiten mußten in die Mitte,
Die andern bilden den Beschluß des Zuges.
So ging's bergab. Die Pferde schwer zu halten,
Die Öchslein nur bewahrten ihre Ruhe;
Doch trieb das Beispiel die Bequemen auch
Zu raschem Gange. Lustig ging's hinab
Bis unter Scheidberg so; dann stockt' der Zug,
Eine Lawine lag quer überm Weg.
Sie war nicht breit, auch nicht zu tief, bald konnten
Sie durch. Die Schaufler taten ihre Dienste.
Und wieder ging's lustig voran. Da hörch!
Ein Juchzezer schallt aus des Zuges Mitte.
„Um Gottes willen, nein! Sie sollen schweigen!
Wollt ihr die Lahn wecken? Sagt's zurück!“
Da pochte manchem wohl das Herz, da er

Die Nähe der Gefahr begriff. Und schweigend
Bewegt' sich jetzt der Zug . . . Ein Windstoß nur
So ab und zu . . . Schon konnte man hinabsehn
Nach Mitteregg; von dort in einer Stunde
Sind sie in Tweng, außer Gefahr, geborgen!
Da hörch, dort von der Alpe, das Geräusch — —
Es ist nichts, nein, es hat nichts zu bedeuten.
Nur weiter! Wenn wir erst nur an der Breitlahn
Vorbei sind! Wenn die Dämmerung nur nicht
In diesem Engtal bei umwölktem Himmel
Zu bald hereinbricht! . . . Wieder dies Geräusch und —
Ein Sausen jetzt, ein Sturz — just auf die Mitte
Des Zugs ist die Lawine nieder . . . Totenstille,
Das Echo nur gab das Getös zurück.
Der Wind sang wie zum Hohn . . .

„Hojo! Was ist?“ —
„Zehn Schlitten oder mehr verschüttet! Helft!“
„Schaufler, zurück! Ihr da, macht Platz! Rasch vorwärts!
Grabt ihr von vorn, die andern werden's von
Der andern Seite! Platz da! Schlitten vor!
Die Schlitten voran, vorwärts nach Tweng! Nach Tweng!“

Wie der Befehl erteilt, die Schlitten vor-,
Die Schaufler zurückgegangen an die Fahne,
Saus' eine neue nieder in die Lücke,
Die so entstand, grad vor den Füßen liegt sie
Des Straub! Und das Getös! — Um Gottes willen!
Das Sausen, Krachen, Windsgeheul — die eine
Lawine löst die andre los! . . .

Getrennt

Und eingeschlossen sind sie, nur die ersten
Noch frei. Die treibt die Angst vorwärts, Menschen
Und Tier, im wirren, wilden Durcheinander
Vorwärts nach Tweng, um Hilfe. Sort um Hilfe!
An nichts mehr dachte Straub als nur zu helfen.

VII.

So wie ein Mensch, der wild geworden, rasend
Im Zorn das Schreckliche getan, dann plötzlich
Ernüchtert, stumm und zitternd seiner Untat
Bewußt wird — alle um ihn her verstummen,
Entsetzen lähmt sie: so lag Stille jetzt
Und Schweigen an der Breitlahn. Nur allmählig
Ein Seufzer jetzt — und da und dort ein Aufschrei,
Dann wirres Reden, dann Kommandorufe.

Wo Hüter war, im Nachzug, hatte die
Lawine ein Gefährt über die Straße
Hinabgeschleudert; der eine Ochs war tot,
Der andre kam heraus, der Mann ihm nach.
Und flugs die Bauern um den toten Ochs! —
Sie stechen ihn und machen sich daran
Ihn auszuweiden — wie das Volk doch immer
Das Allernächste nur im Auge hat!
Der Hüter aber stieg jetzt in die Höhe
Und sah hinab, hinauf — und oben sieht er,
Grad ober ihm droht neuerdings Gefahr!
„Ho, an die vordre Lahn! Sagt es weiter!
Wo eine niederging, kommt keine andre!“

Sie fuhren vor, dicht an die vordre Lahn,
Die zwanzig Klafter breit die Straße sperrt;
Und unter ihr begraben, Klafertief,
Menschen und Vieh! Zwar nicht so viele, als man
Zuerst gedacht: drei Schlitten oder vier.

Und Huter tritt ans Werk. Die Wagendeichseln
Müssen als Stangen dienen, die behutsam
Von oben, dann von unten her den Schnee
Durchstechen, um vor allem Luft zu schaffen.
Bald fühlt sich Widerstand, die Deichsel ist
Gefast. Jetzt ziehen! Zieht! Es hat sich was
Im Schnee gerührt! Die Schaufler schaffen Raum.
Es geht. Ein Baumstamm, den die Lahn mit-
Geführt, wird locker. Zieht! Jetzt gibt es Luft.
Hört ihr die Tiere schnaufen? Vorsicht! Dort
Muß einer sein! Wer ist's? . . . Allmählich kriegt
Er Luft und Raum. Der Kopf ist frei — gerettet!
Jetzt schaufelt aus! — Nach einer Stunde endlich
War das Gespann, das erste, frei. Und endlich —
Es war schon Nacht geworden und man zündet'
Die Sackeln an (wie gut, daß man sie hatte!) —
So nach und nach, indem man hier und dort
Zugleich vordrang, nach langen, heißen Mühen
Gab's eine Gasse; die Gespanne waren
Gerettet, nur ein Ochs, ein einziger,
Erstickt; die andern, Vieh und Menschen, heil.
Und zitternd stehn die Tiere vor den Rettern
Und schauen sie mit großen Augen an!

Ich will die Drangsal jener Nacht nicht schildern.

„Wer's nicht erlebt,“ hat Huter oft erzählt,
„Kann sich's vorstellen nicht.“ Die Menschen alle,
Die Retter wie Geretteten erschöpft
Von Angst und Arbeit. Jetzt war die Lawine
Ihr Schutz; da, in der ausgeschöpften Gasse,
Kauern sie dichtgedrängt und ängsten sich
Und hoffen wieder. Ob von jener ersten
Lawine wer verschüttet war? Wer's wüßte! . . .
Dem Huter bangt vor allen für den Straub.
Unmöglich war es, jetzt noch vorzudringen,
Die Sackeln schier verbraucht, verbraucht die Kräfte.
Ein Glück nur, daß sie Proviant noch hatten,
Speck, Wein und Brot. Sie teilen mit den Tieren,
Die auch das Unglück jetzt geteilt mit ihnen.
Barmherzig macht den Menschen ja die Not.

Und endlich, endlich — welche lange Nacht! —
Erschien der lichte Tag, der ihr Geschick
Erfüllen wird! Huter befahl: „Jetzt auf!
Man muß sich an die vord're Fahne machen!“
Sie brechen auf; da horch, von unten her —
Sind das die Unfern? — Stimmen tönen ihnen
Entgegen — sind sie's? Nein, die Unfern nicht,
Die braven Twenger sind's, die Mauterndorfer —
Und das muß Straub sein, der die Hilfe ihnen
Gebracht! . . . Hoffnung belebte ihre Kraft.
Dort waren sie daran, durch jene erste
Lawine (wo es ohne Schaden abging)
Den Weg zu schaufeln, hier arbeitet Huter
Ihnen entgegen. Schwere Arbeit war's,
Fast zum Verzagen. Schon der Vormittag

Vorüber und kein Ende war noch abzusehn; da treten drüben frische Kräfte
Ans Werk — endlich am späten Nachmittag
Konnten die ersten Schlitten vor; erst langsam,
Dann immer rascher zogen Roß und Ochs,
Jetzt geht's voran! Da stürmt der Huter vor:
„Wo ist der Straub?“ — Da war er schon, und keiner
Imstand, die Freude mehr zu fassen. Wortlos,
Erschüttert reichten beide sich die Hände.

In Tweng erst atmen sie auf in dem Gedanken:
Gerettet! Und gerettet jetzt ans Ziel!
Denn auch kein Stück der teuern Fracht verloren,
Gesichert für Tyrol, geborgen war
Des Kaisers Schützenbest, des Landes Rüstzeug!
Im Twenger Wirtshaus war schon vorgesorgt;
Hier fanden sie Erquickung, Ruh und Schlaf,
Der die verlorenen Kräfte wiederbrachte.

„Was meinst du,“ lachte Straub am andern Morgen,
„Wie's uns die Stände danken werden? Ob wir
Ein Trinkgeld wohl bekommen, wie von uns
Die Fuhrleut?“⁴⁾ — „O, von mir aus,“ meinte Huter,
„Daß wir's erreicht, ist doch der beste Lohn!“

Da sieh, was ist denn das? Die Schlitten dort
Von oben her! Sind das nicht unsre Bauern?
Der Melcher ist's! Was tun, was bringen die?
Ja so! Um die gefallen Ochs sind sie
In aller Frühe fort! „Und gut ist's gangen“,

Berichten sie; „weiß, über Nacht hat's g'frozen,
Jetzt ist kein' G'fahr mehr. Wenn wir morgen zeitlich
Dazu tun, kommen wir leicht ummi. Aber
Von was denn leben heut'? Die Ochsen kommen
Uns da grad recht. Jetzt tun wir schlachtigen, Mander!“

Das war nun frohe Botschaft für die Bauern.
Straub sagte: „Hört, die Ochsen zahle ich;
Die g'hören mir — ich aber schenk' sie euch.
Und macht nur, daß wir heut ein Mittagsmahl
Bekommen, wie ihr's lang nicht mehr gehabt!
Die Twenger aber und die Mauterndorfer
Sind unsre Gäste!“ — Hui hellauf! Da ging
Ein Sieden und Braten los im Twenger Wirtshaus,
Ein Treiben wie nur bei der größten Hochzeit.
Stuben und Säle alle voll von Leuten,
Und alles lebt' in dulci júbilo
Und pries den Herren Straub und ließ die tapfern
Tyroler leben, und die Fuhrleut mußte
Man dreimal bitten, bis sie endlich sich
Am Nachmittag zur Weiterfahrt bequemten.

Also im besten Frieden schied man jetzt
Von Tweng und fuhr auswärts gen Mauterndorf
Und Gmünd. Hier aber trennten sich die Freunde.
So wollt es huter: „Fahr du nur voraus
Mit deinem Kütschel und dem Gold! Wer weiß,
Wie sich die Lage jetzt gestaltet hat!
Die Stände endlich müssen es erfahren,
Wie's uns erging, und endlich unsre Frauen.“

Am achten Mai schon war der Straub in Innsbruck,
Dem Tag, an dem die Kämpfe um Paß Strub
Begannen, wo Thyrols Leonidas,
Oppacher, ruhmvoll unterlag. Vier Tage
Darauf, just da Napoleon in Wien
Einzog, traf Hüter ein mit seinem Pulver
Und Blei, von dem er etliches schon auf
Dem Weg den Pustertalern abgegeben,
Und das in allerlehter Stunde noch in
Die rechten Hände kam. Denn schon im Anmarsch
War hier der Feind, den nach dem Mißgeschick
(Dem Ungeschick!) Chastelers nichts mehr am Einzug
In Innsbruck hinderte.

Er selber nur,
Der Wütrich, weckte mit dem Brand von Schwarz
Und tausend Gräueln sich den Widerstand.
Von neuem brach die Wut des Volkes aus,
Wie die Lawine in den Tauern losbrach,
Am Iselberg in mörderischer Schlacht.

Dort trafen sie sich wieder, unsre beiden.
Schon gegen Abend ging's, die Feinde schon
Im Rückzug, sieht der Straub den Hüter plötzlich
Vor sich. „Ho du, da, Freund? Grüß' Gott! Ha gelt,
Wie das geknallt hat und gepiffen heut?
Und das ist unser Pulver, unser Blei,
Das wir gebracht! Hüter, mein Lebtag freut's
mich!“

* * *

Um Pulver und Blei

Seht, Kinder, um ein Gleiches bittet Gott:
Daß euern Mann ihr stellt, wo's euch beschieden,
Und dann auch unserm Volk ein wenig Pulver
Und Blei beistellen dürfet, Rüstzeug für
Den steten Kampf! Das geb uns Gott, uns allen!

Anmerkungen.

- Zu Seite 1. 1) Diese im wesentlichen historisch treue Erzählung stützt sich auf die handschriftliche Reiseschilderung des Kronenwirtes J. J. Straub im Museum Ferdinandeum in Innsbruck. Vgl. auch P. Ferdinand von Scala, Jos. Fr. von Sales Hüter, Stadtbaumeister in Innsbruck, ein vergessener Patriot (Innsbruck, Wagner, 1903), wo auch das Manuskript Straubs ausgiebig verwertet ist.
- Zu Seite 38. 2) FML. Marquis Chasteler hat nach der ersten Erhebung Tyrols im April 1809 österreichische Truppen ins Land geführt und hier recht unglücklich operiert; die Bauern nannten ihn nur ihren Radshuh.
- Zu Seite 41. 3) Die Pashöhe der Radstadter Tauern ist 1768 m (jene des Brennerpasses 1370 m).
- Zu Seite 76. 4) Straub und Hüter erhielten von den Ständen tatsächlich jeder 20 Dukaten. Straub außerdem von Marquis Chasteler einen Ehrensäbel.

Buchdruckerei der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Memmen.
